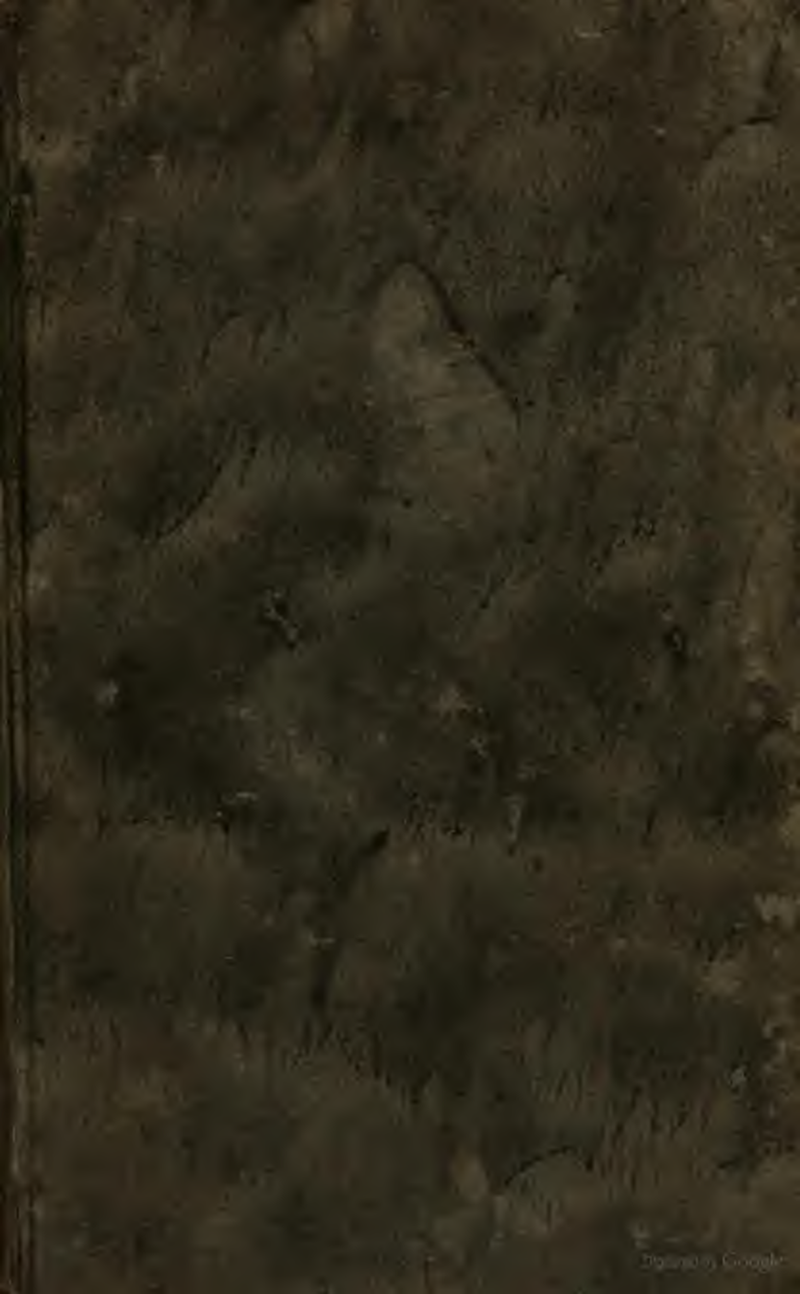



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde
als ein
Lesebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterstützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Carl Philipp Moritz,
Professor am Berlinischen Gymnasium.

Zweiter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1784.


THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
14 FEB 1939
OF OXFORD

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Zweiten Bandes erstes Stück.



Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Fortsetzung
von Robert G..s Lebensgeschichte
oder
die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung.

So durchlief Robert einen großen Theil der Stadt, und ward von so vielen Empfindungen bestürmt, daß er unmöglich zu einigen Nachdenken über das, was er gethan hatte, oder über

das, was er nun anfangen sollte, kommen konnte. Endlich entschloß er sich zu seinem Vetter, dem er empfohlen war, dem Kriegsrath G. zu gehn, und diesem die Lage der Sachen vorzustellen, und sich bei ihm Raths zu erholen. Nur wenig Menschen sind geschickt oder auch wohlwollend genug, die Gründe aufzusuchen, wornach junge Leute handeln. Es stört ihre Bequemlichkeit zu sehr und befördert ihr Interesse zu wenig, als daß sie sich die Mühe geben sollten zu untersuchen, wie sich Irrthümer in junge Gemüther einschleichen, und wie man den nachtheiligen Folgen vorbeugen könne. Man verläßt sich auf Zeit und Umstände, und glaubt zur Befördrung seiner Ruhe, daß diese doch alles so fügen werden, wie es einmal erfolgen soll. So erwählte auch der Kriegsrath G. das ihm bequemste und sicherste Mittel, gab dem Schüler geradezu unrecht, verwieß ihm seine Unbesonnenheit und rieth ihm, wieder aufs Waisenhaus zu gehn, wo er es durch seine Vermittlung dahin bringen wolle, daß er, ohne Strafe, wieder aufgenommen würde. Da aber Robert diesem Vorschlage kein Gehör geben wollte, wies er ihn, als einen eigensinnigen und verstockten Menschen, von sich, ließ sich von dem Inspektor des Waisenhauses eine Beschreibung seines Betragens schicken, und schickte diese, mit Zusätzen, die ihm der Verdruß über seinen verworfnen Vorschlag eingab, an seine Mutter. Roberten verdroß die Behandlungsart dieses Mannes,

der seine Aufführung aus einem so ganz andern Gesichtspunkte ansah, verwarf ihn als einen Mann, der ihn gar nicht kennte, und wunderte sich über sich selbst, daß er sich nicht gleich bei dem Rektor des Gymnasiums hatte einschreiben lassen. Seiner Mutter, glaubte er, wolle er diesen ganzen Verlauf so vorstellen, daß sie nicht anders, als das, was er gethan, billigen sollte. So zog er auf das Gymnasium in die Wohnung des Rektors. Freilich vertrug dieser Aufenthalt und die Behandlung, die er hier genoß, sich ehr mit seiner Gesinnung. Er lebte ohne kindische Aufsicht, mehr für sich; die Schüler waren gegen ihn weit hoflicher, die Lehrer gingen feiner mit ihm um, und er schien überhaupt mehr über sein Thun und Lassen frei beschließen zu können, als an allen bisherigen Orten. Dieß gefiel ihm, und that auch gewiß auf einen solchen Charakter, als Roberts Charakter war, den besten Effekt. Das ungebundne, freie Leben munterte ihn so zur eignen Thätigkeit auf, daß er mit so vieler Lust nie gearbeitet hatte. Durch sein ernstes und gesetztes Betragen erwarb er sich gleich in der ersten Zeit das Zutrauen aller Lehrer, und die Freundschaft aller Schüler; hierunter war besonders ein Herr von Thümmen, mit dem er zusammen wohnte, ein leichtsinniger, aber dabei guter und bei ritterlichen Thaten ehrgeiziger Jüngling. Diesen nahm Roberts männlicher Geist bis zum Enthusiasmus ein, und er glaubte in ihm gleichsam das Ideal zu sehen,

das er sich zu erreichen vorgesetzt hatte. V. Th. suchte alle Mittel auf, wodurch er sich ihm gefällig erweisen konnte, und die Art, mit der er vieles ausschlug, was er nicht erwiedern zu können hofte, reitzte ihn noch mehr; inzwischen sah sich doch Robert genöthigt, einen ihm angebotnen Vorschuß so lange anzunehmen, bis er von seiner Mutter Geld zu seiner neuen Einrichtung erhalten würde: denn er war davon, daß er bei seiner Veråndrung recht gehandelt håtte, so fest überzeugt, daß es ihm gar nicht einfiel, daß er seiner Entschlüsse wegen getadelt werden könnte. Daher kann man sich sein Erstaunen und seinen trotzigen Zorn erklåren, als er kurz darauf einen Brief von seiner Mutter erhielt, der voll der bittersten Vorwürfe war, der ihm endlich den Befehl auflegte, wieder aufs Waisenhaus zurückzugehen, außerdem aber sich nicht die geringste Hofnung zu machen, von ihr je mit einem Heller in Zukunft unterstützt zu werden, und sie habe deshalb den Kriegsrath G. ersucht, sein ganzes Ansehn anzuwenden, und ihm nichts ehr auszuzahlen, als bis er seinen boshaften Eigensinn gebrochen und als ein reuiger Sünder wieder zurückgekehrt sei. — Gewalt konnte in Roberten nie etwas Gutes bewirken. Er konnte diesen Brief kaum zu Ende bringen. Er stampfte mit den Füssen und schäumte vor Wuth. Er zerriß ihn mit den Zähnen, vermaß sich und schwur fürchterlich, daß er von seiner Mutter nie wieder einen Heller annehmen wolle.

Dieß

Dieß wiederholte er wohl hundertmal, lief dabei im Zimmer umher und als er von ungefähr ein Stück Kreide fand, schrieb ers mit großen Buchstaben an die Thür: „Meine Mutter soll mir nie einen Heller wieder geben.“ *) Endlich schrieb er einen Brief an seine Mutter, worinn er sich noch einmal kurz rechtfertigte, sich aber eben so sehr verschwur, nichts von ihr anzunehmen, und gewissermaßen ewig von ihr Abschied nahm. Zuletzt zog er sich an, gab den Brief auf die Post und suchte einsame Spaziergänge, um freie Luft zu schöpfen. Die Menge der Empfindungen, die mit einemmale ihn bis zur Betäubung erschüttert hatten, wurden nun einzeln wiederholt. Es ward ihm angst, wenn er an die Schulden dachte, die er hatte machen müssen, da er kein einziges Mittel vor sich sah, diese zu bezahlen oder auch seine künftigen Ausgaben zu bestreiten. In Haltung seiner Versprechen war er bisher immer so pünktlich und so zuverläßig gewesen, daß ihm der Gedanke, jemanden zu betrügen, gar nicht einmal einfiel. Seine Mutter wollte er schlechterdings nicht wieder um

 Hülfe

*) Ein sonderbarer Zug, den ich aber mehrmal bei ihm bemerkt habe. Ausbrüche seines Zorns oder seiner Rache, wenn er sie oft stundenlang wiederholt hatte, fing er an, eben so oft untereinander zu schreiben, daher ich oft ganze Quartblätter voll kurz ausgedrückter Entschlüsse gefunden habe.

J.

Hülfe ansprechen, es möchte ihm gehn, wie es wolle. So irrte er umher bis es finster wurde, und warf sich innerhalb der Mauer an einer Gartenwand nieder, ohne zu wissen, ob er diesen Abend zu Hause gehn oder hier liegen bleiben sollte. In solchen Stunden floh er jeden Menschen, selbst seine vertrautesten Freunde *); er fürchtete daher, jemanden zu begegnen, mit dem er reden müßte, und ließ sich lieber hier allein von der Angst foltern. Ein Geräusch, das auf der andern Seite der Mauer entstand, unterbrach seine Unruhe; er blickte in die Höhe,

*) Dieß ist wohl sehr natürlich. Sobald wir andern unsre Empfindungen mittheilen, ist immer unser Wunsch, andre sollen uns Recht geben, und wir sind überzeugt, daß man uns Recht geben wird, sobald wir andern unsre eigne Empfindung so lebhaft mittheilen können, als wir sie empfinden. Ein Mensch aber, der von einer heftigen Leidenschaft getrieben wird, hat durch die Erfahrung gelernt, daß er andern das Gefühl, das die Leidenschaft in ihm wirkt, niemals so lebhaft mittheilen kann, als er es empfindet, und daß also auch das Urtheil jener nie zu seiner Zufriedenheit ausfällt. Er glaubt immer, man werde ihm Unrecht thun, weil man sich nicht in seine Lage zu versetzen wisse. Daher handelt der Mensch bei aufwallenden Leidenschaften gewöhnlich versteckt und heimlich, nicht als ob er glaubte, er handele unrecht, sondern bloß, weil er glaubt, er könne andern, die mit ihm in gleicher Lage stünden, die Rechtmäßigkeit so begreiflich machen.

J.

Höhe, und sah in der Dunkelheit nichts, als daß sich eine große Maschiene an der Mauer herunterließ. Er sprang erschrocken auf, und rief so laut er konnte: *) was ist das? und sogleich fiel ein großer Sack vor seinen Füssen nieder, und dabei hörte er einige Ausrufungen des Schreckes. Er lief auf einen Hügel, wo er über die Wand sehen konnte, und erblickte drei bis vier Menschen, die in der schnellsten Flucht begriffen waren. Er hielt sie also für Gartendiebe, und schrie, bis er endlich den Sack anfühlte, und entdeckte, daß Kaffeebohnen drinn waren. Diese Entdeckung bewirkte augenblicklich den schnellsten Uebergang von der Verzweiflung zu der größten Freude und Zufriedenheit. — O herrlich! rief er einmal über das andre aus,

 das

*) Wenn ein Mensch so von den Dingen um sich abgezogen, und durch seine Leidenschaften oder Phantasien auf einen Punkt hingerissen wird, wie hier Robert, so möchte ich wohl wissen, ob es möglich wäre, daß er bei einer ähnlichen unerwarteten und ganz unerklärbarscheinenden Erscheinung nicht erschrecken würde. Denn daß es Schreck war, daß Robert die Worte: Was ist das? so heftig aussprach, glaub' ich gewiß. Denn eben durch diesen heftigen Ausruf, und durch sein rasches Aufspringen, erhielt er Muth, das Ding weiter zu verfolgen, obgleich seine erste Anwandlung Furcht seyn mochte. Der Furchtsame hätte sich gewiß entweder ängstlich verkrochen, oder er hätte geweint und gebetet.

J.

das ist herrlich! Er glaubte nun auf einmal ein Mittel gefunden zu haben, wie er aus seiner Verlegenheit herauskommen könnte. Er wollte Schleichhändler werden — und das schien ihm auch so leicht und so vortheilhaft, daß er sich keine einzige Schwierigkeit als Hinderniß dachte, und daß er schon hundert verschiedne Wege vor sich sah, wie er sich bereichern und wie er durch die verstecktesten Mittel eine glänzende Rolle spielen könnte, ohne seinem eisern Eigensinne Gewalt anzuthun. Diese vermeinte Rettung machte ihm so eine unerwartete Freude, daß er die heftigsten Ausbrüche davon äußerte. Er nahm den Sack auf seine Schultern, und trug ihn einigemal hin und her, so wie ein Kind, das sich schon immer durch süsse Spiele in der Beschäftigung übt, welche ihm die Eltern als angenehm schildern und wozu es glaubt, daß es einmal schreiten werde. Endlich setzte er den Sack an die Wand und war darauf bedacht, die Leute wieder aufzusuchen, die er gestört hatte, und sich mit ihnen zu vereinen. Er durchsuchte also die Gärten so behutsam als möglich, und entdeckte endlich einen, der aber floh, sobald er ihn gewahr wurde. St. rief er, ich bin kein Visitator. Ihr habt Euch geirrt. Euer Kaffee liegt noch da. Aber es hörte keiner auf ihn, bis er dem einen nachsetzte, und ihn erwischte, da er eben im Begriffe war, über die Wand zu klettern. Jener schrie, er aber hielt ihn fest, und bat ihn, er möchte ruhig seyn: er hätte von ihm

ihm nichts zu befürchten. Als nun die übrigen merkten, daß er ganz freundschaftlich mit ihrem Kamerad sprach, kamen sie näher. Er brachte sie bald auf seine Seite, um aber ganz sicher zu gehen, verabredeten sie sich auf einem benachbarten sächsischen Dorfe eine Zusammenkunft zu fernerer Verabredung zu halten. Diese Leute waren Handarbeiter, die sich durch diesen Nebenweg einige Groschen zu verdienen suchten. Robert aber dachte weiter. Er projektirte die ganze Nacht und den ganzen Tag und sah eine unendliche Menge Gelegenheiten, und überlegte, wie er sie am besten benutzen wolle. Er wurde mit dem unterhandelnden Kaufmann bekannt. Die Unterhandlungen dauerten wohl acht Tage, ehe sie einig werden konnten. Endlich wurde festgesetzt, daß der Kaufmann Roberten jährlich zweihundert Rthlr. auszahlen wolle, wofür er ihm die Waaren, die er außer Landes behandle, hereinschaffen sollte. Den Tagelöhnern wurde auch ein gewisser Sold ausgemacht, so, daß sie gleichsam in Roberts Diensten stunden. Zuletzt schwuren sie, wenn einer von ihnen unglücklich werden sollte, sich nie zu verrathen, und daß sie sich im gemeinen Leben nicht kennen wollten. Die drei Handarbeiter setzte er durch seine Versprechungen und Drohungen in ein solches Erstaunen, daß sie sich ihm gern unterwarfen, und sich freueten, von einem so muthigen Manne angeführt zu werden. Sie hielten ihn für einen Studenten, denn er hat ihnen

 nie

nie weder Namen noch sonst etwas entdeckt, und verlangte auch eben so wenig den ihrigen zu wissen. So brachte ihn also sein unbedachtsamer Eigensinn und seine unüberlegte Hitze zu einem Schritte, der ihm Glück, Ehre und Leben hätte kosten können. Wirklich setzte er dieses Gewerbe drei Jahr mit dem glücklichsten Erfolge fort. Er hatte sich vorgenommen, auch seine Universitätsunkosten durch dieses Mittel zu bestreiten, wenn nicht ein Zufall alle seine Projekte zerstört hätte. Bisher war er noch niemals in Gefahr gekommen, ertappt zu werden. Er führte seine Leute immer so vorsichtig, und spürte die Wege vorher so genau aus, daß er immer ohne den geringsten Verdacht zu erregen, sein Wesen getrieben hatte. Inzwischen hatte er sich auch auf alle Fälle vorbereitet. Er beschäftigte sich die ganze Zeit über beinah mit nichts, als mit körperlichen Uebungen, und der Herr von Th. gab ihm hierzu noch mehr Gelegenheit. Im Ringen und Fechten erwarb er sich eine solche Gewalt, daß er keinen finden konnte, der ihm in Geschwindigkeit und Stärke gleich gekommen wäre, und er schoß mit einer solchen Akkuratesse, daß er unter zwanzigmalen den Hals einer Buteille in einer Entfernung von funfzehn Schritt kein einzigesmal verfehlte. Auf den Wegen seines Schleichhandels war er immer mit zwei Pistolen und einem Degen bewafnet, womit er sich und seine Genossen vertheidigen wollte. Hierzu wurde er nun einmal gezwungen. Ein damaliger

ger Accisinspektor half selbst oft Schleichhändler mit aufsuchen, und hatte viele ertappt und in Strafe gebracht, worunter sogar sein eigner Vater war. Dieser stieß mit einer ziemlich starken Begleitung auf Roberts Gehülfen; es ward Lerm; die Schuldigen flohen; sie wurden verfolgt, und man schoß nach ihnen. Robert rief den Seinigen zu: sie sollten stehen, und ihre Pistolen auf ihre Verfolger abdrücken. Die Verfolger stutzig; Robert schoß; man hörte winseln; die Visitatoren blieben zurück, und Robert konnte sich mit seiner Rotte retten. Schon früh hörte er das Gerücht, daß der Stadtinspektor gefährlich an der Hüfte verwundet sei, und daß er wohl daran sterben würde. Robert suchte alle mögliche Gründe auf, sich von dieser Schuld freizusprechen; aber es blieb doch eine geheime Unruhe in ihm, die die laute Freude des Pöbels über das Unglück dieses Mannes, und die großen Lobsprüche über des unbekannten Thäters, ihm nicht benehmen konnte, zumal da dieser Mann nach sechs oder acht Wochen wirklich starb. Dieß erschütterte ihn so, daß er sich vornahm, seine Lebensart zu ändern. Er ward immer unruhiger, suchte die Einsamkeit, und fing nun erst an zu untersuchen, ob er wohl recht gehandelt hätte. Verbrechen, glaubte er damals, wäre in seiner Handlung nicht; doch konnte er sich nicht entschließen, je wieder eine verbotne Waare hereinzubringen, und wurde seit der Zeit so gewissenhaft, daß er nicht einmal mit jemanden gehen

hen mochte, von dem er wußte, daß er nur eine Kleinigkeit verbotner Sachen bei sich führte *). — Er beschloß also nach Frankfurt auf die Universität zu gehn, wo er mit 300 Rthlr., die er sich gesammelt hatte, auszukommen hofte. Er lenkte seinen Weg über Königs-Wusterhausen, um einen seiner Freunde, der in einem adelichen Hause Hofmeister war, zu sehen. Ein unglücklicher Besuch für ihn, der ihn Geld, Zeit und Mühe kostete, der aber nothwendig mit allen Nebenumständen erzählt werden muß, wenn die Wirkungen davon nicht sollen mißgedeutet werden, und es kömmt auf Sie an, ob Sie die Fortsetzung dieser Geschichte zu Ihrem Zwecke dienlich finden werden. Ich bin

Ihr Freund

J. L. H. Jakob.

---

*) Was würde wohl Robert gethan haben, wenn die Gelegenheit zu kontrebandiren ihm nicht wäre geboten worden? — Hätte er sich aufs Bitten bei seiner Mutter gelegt? oder hätte er seine Gläubiger betrogen und wäre Vagabund geworden? — oder was würde er gethan haben? J.

II.

II.

Ein Kindermörder aus Lebensüberdruß.

Im Jahr 1757 arbeitete ein Raschmacher-Geselle, Nahmens L. . bei einem Raschmacher in Berlin. Er war in die Funfzig, hatte vorher als Kavallerist in der Armee gedient, und wegen eines Bruchs, der ihm nur bei heftiger Bewegung austrat, seinen ehrenvollen Abschied erhalten. Dieser Bruch unterdes mußte doch einige andere Zerrüttungen in seinem Körper verursacht haben, denn der Mensch hatte oft solche Aufwallungen von Hitze, die ihm unbeschreibliche Angst verursachten, so, daß er sich oft in der Nacht im Bette herumwälzte, weinte, und sein Unglück durchs Gebet zu vertreiben suchte. Uebrigens führte er ein ordentliches leben, war weder ein Säufer noch Schläger, und entschuldigte sich auf Vorhaltung seines heftigen Fluchens bei gewissen Gelegenheiten, daß er es nicht böse meine, und sich solches nur so bei den Soldaten angewöhnet habe. Er hatte bereits in Berlin bei zwei Meistern gearbeitet, die nicht die geringste Klage wieder ihn führten. Von dem einen war er bloß aus der Absicht weggegangen, weil derselbe Kinder hatte, die oft schrieen, welches der Geselle nicht gut vertragen konnte. Als er einst darüber ärgerlich ward und fluchte, und ihm der Meister solches verwieß, sagte er ebenfalls, daß es ja nichts zu bedeuten hätte, wenn es unterdes der Meister übel nehme, so wölle

er

er lieber wo anders in Arbeit gehen, um Unheil zu vermeiden, weil, da sie beide hitzig wären, leicht einmal ein ernstlicher Streit daraus entstehen könnte. Bei seinem dritten Meister kamen seine Beängstigungen öfter. Man rieth ihm, sich zur Ader zu lassen, aber er scheute die Ausgabe von vier Groschen, und thats nicht. Kam seine bange Stunde während der Arbeit, so rissen ihm viel Fäden, und der für den Meister daraus erwachsende Nachtheil ging ihm so nah, und die Furcht, vielleicht bald zu keiner Arbeit mehr tauglich zu sein, war ihm so schrecklich, daß er einst den Wunsch bei sich äußerte: wenn du doch nicht mehr wärst! Diese so schnell gefaßte Idee verleitete ihn in dieser unglücklichen Stunde einen Mordanschlag zu fassen, um seinem leben ein Ende zu machen. Da der Meister eben nicht zu Hause war, schickt' er dessen Frau, unter dem Vorwand: ihm Käse zu holen, gleichfalls fort. Seine Meisterin hatte ein Kind von ohngefähr anderthalb Jahren, welches sie, da sie wegging, ihrer blinden Mutter zu tragen gab. Der Unglückliche wollte zwar das Kind in der Zeit selbst warten, welches ihm aber die Meisterin verweigerte; weil sich solches für ihn nicht schicke. Kaum war die Frau fort, so ergrif er einen bei der Werkstat nöthigen Hammer, und schlug das Kind mit aller Gewalt auf den Kopf, so, daß es in den Armen der blinden Großmutter verschied. Seine Angst war so groß, daß er sich, wie er hernach im Verhör bezeugte, nicht einmal

mal erinnern konnte, auch der blinden Frau einige Schläge gegeben zu haben, und er also in einem wahren Paroxismus von Raserei gewesen. Sogleich nach der That ging er zu einem Nachbar, erzählte ihm die Ermordung des Kindes, und daß er nunmehr auf die Wache gehen, und sich angeben wolle. Doch war er noch in einer solchen Verwirrung, daß er um ein ihm versprochenes Pflaster für seinen bösen Fuß bat. Der Mann, dem er es erzählte, hielt es für Scherz, ging jedoch in des Meisters Haus, sich näher zu erkundigen, wo denn schon Lärm geworden und die Wache herbei gerufen war, mit welcher der Mörder ohne Widerrede fortging. Er gestand im ersten Verhör die ganze That. Auf den Medizinal-Bericht des Hofrath Lesser, daß der Inquisit bei Begehung der That seines Verstandes nicht mächtig gewesen, verurtheilte ihn der Kriminal-Senat zu ewiger Gefängnißstrafe: der König aber schärfte das Urthel dahin; daß Inquisit, weil er ein Kindermörder, ohne Geistlichen auf den Richtplatz geführet, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, und sein Körper verscharrt werden solle.

Was ich jezt noch von einem sehr merkwürdigen Fall, der das Vermögen der Seele beweißt, künftige Dinge zu ahnden, berichten will, ist mir von einem glaubwürdigen Officier, dessen Nahmen mir jedoch entfallen, in Breslau erzehlet worden.

III. De-

III.

Desertion aus einem unbekannten Bewegungsgrunde *).

Ein Soldat des ehmals von Schulz-, nunmehro von Tauenzienschen Regiments, der nicht weit von Breslau zu Hause gehörte, sich jederzeit gut aufgeführt, und die Liebe seines Kapitains und aller Officiers erworben hatte, kam einst einige Tage vor der Revüe zu seinem Kapitain, und bat ihn um Urlaub zu seiner Mutter zu gehen. Der Kapitain stellte ihm vor, daß er es sehr gern thun würde, wenn es nicht so kurz vor der Revue wäre, und er überdieß viel Kranke bei der Kompagnie hätte. Allein der Supplicant versicherte, daß er fort müßte, er hätte eine Angst nach Hause, und es wäre ihm immer, als ob jemand ihm zuriefe: geh zur Mutter! Und, setzte er hinzu, wenn Sie mich nicht mit Güte gehen lassen, so gehe ich mit Gewalt, und sollts auch mein Leben kosten. Der Kapitain, wel-

cher

*) Ich ziehe diese Erzählung mit zur Seelenkrankheitskunde, weil solche Ahndungen, wenn es wirklich dergleichen giebt, doch höchstwahrscheinlich immer einen kranken Zustand der Seele verrathen, weil sich das Vermuthungs- oder natürliche Vorhersehungsvermögen auf Kosten der übrigen Seelenfähigkeiten zu stark äußert.

A. d. H.

cher dies für eine kindische Drohung hielt, vernachlässigte, ihn in die Wache zu setzen, weil er ein zu großes Zutrauen zu ihm hatte. Gegen Mitternacht unterdeß, unternahm der Mensch wirklich seine Desertion. Weder Wälle noch Graben, noch die vielen Schildwachten, die damals wegen der häufigen Desertionen scharfe Patronen gehabt haben sollen, konnten ihn abschrecken. Da er gleich beim ersten Wall sein Bajonet in die Erde stecken müssen, um sich an einem daran befestigten Strick herunterzulassen, so entdeckte ihn sogleich die nächste Schildwacht und gab Feuer auf ihn. Dieß störte ihn unterdeß nicht, und unter dem Feuer von beinahe dreißig Posten kam er dennoch, welches nach der Beschreibung seines Weges fast ein Wunder gewesen sein soll, glücklich aus den Vestungswerken heraus. Er lief, so zu sagen, in einem Athem nach Hause, wo er erst gegen Tage ankam. Hier fand er wieder Vermuthen die Hausthür ganz offen, und als er eben in die Stube trat, waren zwei Spitzbuben beschäftigt, seine Mutter zu knäbeln. Bei seinem Anblick glaubten sie sich verrathen, und ergriffen sogleich die Flucht, ohne die bereits zusammengepackten Effekten mitzunehmen. Nachdem er also seine Mutter vielleicht gar von einem bevorstehenden schrecklichen Tode gerettet, fand er sich wieder von selbst beim Regiment ein, wo er wegen des sonderbaren Zufalls mit einer gelinden Strafe davon kam.

IV.

Ein sonderbarer Hang zum Stehlen.

Voriges Jahr ließ sich ein Rekrut bei dem Grenadierbattaillon von Scholten an der sächsischen Gränze wieder engagiren. Er gab vor: zuletzt aus der Vestung Schweidnitz desertirt zu seyn, und bei verschiedenen Regimentern gedient zu haben, wo er immer von einem an das andere abgegeben worden. Man versprach sich anfänglich nicht viel Gutes davon. Allein er hielt sich einige Monath sehr ordentlich, machte keine Excesse, war kein Säufer, verrichtete seinen Dienst, und hatte überdieß eine gute Gestalt und Positur. Endlich wurde er wegen einiger unbedeutender Diebstähle zur Verantwortung gezogen. An einem Ort nahm er einen Hammer und warf ihn auf die Straße, wo er sich nicht weiter darum bekümmerte, bis ihn endlich ein paar Tage drauf der Geldmangel nöthigte, ihn wieder aufzuheben und zu verkaufen, wodurch seine Dieberei entdeckt wurde. Bei einem Kaufmann nahm er ein halb Pfund Gewicht, welches man noch bei ihm fand. Er gestand im Verhör, daß weder liederlichkeit noch Noth ihn zum Stehlen reitzten, welches auch Zeugenaussagen und andere Umstände bewiesen; allein er hätte einen unwiderstehlichen Hang, Dinge, die er oft gar nicht zu nützen wüßte, zu stehlen. Der Paroxismus überfiel ihn mit Zittern und entsetzlicher Angst, und er wäre nicht ehr

ruhig,

ruhig, bis er etwas genommen. Oft fiele er mitten in der Nacht in diesen Zustand, wo er aufstehen und das erste beste ergreifen müßte, was ihm in die Hände fiele. Oft ergriffe er in dieser Angst, Töpfe und andere zerbrechliche Sachen, die er denn in Stücken zerschmisse, und sodann ruhig wäre. Dieses Unglück sei die Ursach, warum er von einem Regiment an das andere abgegeben worden. Die schreklichste Strafe wäre bei ihm fruchtlos, denn er sei in diesen Anfällen seiner Sinnen gar nicht mächtig; übrigens glaube er, daß ihm böse Leute etwas angethan. Er glaubte mit einer leichten Strafe davonzukommen, versprach, so viel möglich auf seiner Hut zu seyn, oder wenigstens den Diebstahl sogleich anzuzeigen; aber das Stehlen ganz zu lassen, könne er nicht versprechen; allein er wurde als ein incorrigibler Dieb, nachdem ihm die Haare abgeschnitten worden, über die Gränze gebracht.

Auch hat mir ein noch lebender Staabsofficier erzählt: daß er einen reichen Kavalier gekannt, der sich nicht entbrechen können, hin und wieder etwas einzustecken, solches aber nach einiger Zeit seinem Eigenthümer wieder einhändigen zu lassen.

Berlin den 14ten November 1783.

Nencke.

V.

Geschichte eines Hofmeisters

oder die traurigen Folgen einer melancholischen Gemüthsart bei einem Erzieher.

Zu Michaelis 1781 hatte ich einen Auftrag, für einen Mann, den ich kenne und schätze, einen Hofmeister für seine Kinder und für noch einen Knaben, der ihm vom Lande zur Erziehung übergeben war, zu besorgen. Es fand sich endlich jemand, den ich zwar selbst nicht kannte, der mir aber von seinem Verwandten, einem rechtschaffenen Mann, als ein guter und geschickter Pädagoge geschildert wurde, und besonders ward er mir von der Seite gerühmt, daß er viel Geduld besitze. Ich erhielt auch bald nach seiner Ankunft die Versicherung, daß man mit diesem Manne zufrieden sei, und daß er sich in seine Lage gut zu schicken wisse. Allein dieß währte nicht lange. Der folgende Brief schildert den so sonderbaren und gemischten Karakter dieses Hofmeisters, daß ich ihn wohl des weitern Nachdenkens werth halte. Ich lasse den Mann, der ihn schildert, selbst reden, und wenn man etwa hie und da einen Ausdruck finden wollte, der vielleicht dem kaltblütigen Leser einigermaßen zu hart oder zu wenig ausgeschmückt zu sein scheint; so bedenke man, daß dieser Brief nicht zum Druck selbst, wozu ich nun Erlaubniß habe, geschrieben war, und man wird über-

überdies überall den Gewissenhaften, den Einsichtsvollen reden hören, der freilich bei der ganzen Erzählung am stärksten interessirt war.

Am 19ten Januar 1782.

Dieser Mann erhielt einige Tage nach seinem Aufenthalte bei mir gegen Sie, mein Theurer, schriftlich, und gegen Herrn C. mündlich das vortheilhafte Zeugniß, das man einem solchen Manne nur geben kann, und er verdiente es damals. — In der Folge sah ich, sah meine Frau manches, was uns nicht so allerdings gefiel; was uns wohl schon etwas hätte verrathen können, was doch aber noch nicht von der Beschaffenheit war, daß ich darüber hätte mit ihm Rücksprache nehmen müssen. Dieß Etwas betraf nicht seinen Fleiß im Unterrichte, auch nicht seine Lehrart, ob ich gleich mit der auch nicht allerdings zufrieden war, und deshalb öfter mit ihm sprach; auch nicht seine Aufsicht über die Kinder, denn diese war eben so genau, als sein Fleiß im Unterrichte treu war; sondern ein gewisses unanständiges Verhalten gegen die Kinder, selbst in unsrer Gegenwart. Z. B. er machte, wenn die Kinder, besonders der kleine M. über Tische eine oder die andre, freilich oft kindische Frage that, worüber er belehrt sein wollte, beiden und besonders dem letztern wahre todtschlägerische Mienen. Er nahm es sich nicht übel, ihm in unsrer Gegenwart zu sagen: schmatzen Sie nicht so, wie ein Schwein! Wenn das Kind ihm nach

Tische die Hand küssen wollte: so stieß er es mit einer fürchterlichen Miene von sich, oder drehte es bei beiden Armen herum, daß es von ihm forttorkelte, u. s. w. Dieß alles ist bereits vor mehr als sechs Wochen geschehen. Seit eben so vieler und vielleicht noch längerer Zeit bemerkten wir an dem jungen M. — denn mit diesem hat er, wie Ihnen die Folge sagen wird, seine Rolle hauptsächlich gespielt — bald an den Backen, bald am Knie, bald am Halse blaue, gelbe und schwarze Flecke. Das Kind wurde darüber befragt, und die Antwort war: es hätte sich durch das Wälzen im Bette, an der Bettstelle gestossen. Herr G. (der Hofmeister) bekräftigte dieß gefragt und ungefragt; und that noch obendrein, um sich destomehr zu verstecken, sehr böse darüber. Noch weiterhin und gegen Weihnachten zu, beobachteten wir, daß beide Kinder, vornämlich aber wieder der kleine M., eine wahre knechtische Furcht vor ihrem Lehrer hatten, die so weit ging, daß wenn etwa meine Frau ihn etwas, was ihm angenehm war, thun hieß, er erst etlichemal seinen Lehrer ansah, ob der auch die Gnade hatte, darein zu willigen; bis es meine Frau mit Ernst noch einmal sagte. Schon aus diesem mehrmals merklich gewordenen Ernste hätte der Mensch, hätte er ein redliches Herz, richtige Erkenntniß davon gehabt, daß wir bei den Kindern mehr gälten, als er; und wäre er nur im Schlafe Beobachter gewesen, merken sollen, daß uns eine solche Erziehungsart

nicht

nicht gefiele. Wie er es gemerkt, und, wenn er es gemerkt, angewandt habe: das soll Sie die Folge lehren. In dem ersten Froste vor Weihnachten, der ziemlich scharf war, merke ich mit einemmale ein starkes Gepolter in der Kammer, die an meiner und Herrn G. Stube stößt. Ich höre es noch einmal, und dabei die winselnde Stimme des kleinen M. Ich sehe heraus, und siehe, der arme Junge steht in der schrecklichen Kälte mit Thränen in den Augen, und mit von Frost aufgetriebenen Händen da. „Was machen Sie hier?“ — Herr G. hat mich zur Strafe hiehergestellt. — „Warum das?“ — Ich habe mein Adjektivum nicht gekonnt. — Das Blut stieg mir zu Kopf; allein ich faßte mich und sagte kein Wort weiter, als: mein Kind, das thut mir leid! Sie müssen hübsch fleißig sein. — Und so hat der Knabe, nach Herrn G. eigener nachheriger Aussage, anderthalb Stunden in der Kälte stehn müssen. Ich gab ihm mit einem entfernten Blicke mein Misfallen darüber zu erkennen, und damit ließ ich es gut sein. Denken Sie aber, wie ich die That selbst ansehen mußte, da er ihm theils diese harte Strafe um des lernens willen aufgelegt hat, theils der Knabe nur erst bei ihm, d. i. seit Michaelis die Buchstaben des lateins erlernt hatte, theils dem Herrn G. vorausgesagt und ernstlich eingeschärft war, mit diesem Kinde, dessen Seelenkräfte seit ganzer acht Jahren beinahe völlig brachgelegen hatten, Geduld zu haben, und von ihm

nicht so viel zu fordern, als er von meinem Kinde fordern könnte, welcher unter ganz andern Uebungen gestanden hatte.

Ich denke, daß Sie nun aus diesen wenigen Zügen, die ich leicht vermehren könnte, sehen werden, mit welcher Geduld wir den so schätzbaren Erziehungsgrundsatz beobachtet: „Man muß durchaus nicht dem Lehrer und Erzieher zu früh merken lassen, daß man mit einem oder dem andern an ihm nicht zufrieden sei;“ — und noch mehr den: man muß sich sehr hüten, den Zöglingen Mistrauen gegen ihre Erzieher zu erwecken, man muß jenen nicht wissen lassen, daß diese grobe Fehler begehn könnten.“ — Wer hätte es uns bei jenen Anzeigen wohl verargen mögen, wenn wir uns früh um die Ursach einer solchen knechtischen Furcht bei den Kindern selbst erkundigt, und sie ausgefragt hätten, auf was Weise denn der Lehrer wohl mit ihnen umginge? Und in diesem Augenblick, da ich jene Grundsätze gut heißen muß, werfe ich es mir vor, sie so lange beobachtet zu haben. So wahr ist es, daß vielleicht nicht zwei Grundsätze in der Erziehung allgemein anwendbar sind; ein Gedanke, worüber wir uns ehedem oft unterhalten haben. Und nun weiter zur traurigen Geschichte.

Unter solchen mislichen Gedanken, ob der Mann, der uns bis dahin gefallen hatte, wohl der Mann sein möchte, der unsre Kinder gut erziehn würde; und unter den sichtbarsten Spuren eines sich nach

und

und nach immer mehr äußernden misanthropischen Wesens verlebten wir Weihnachten und Neujahr. Die sklavische Furcht vor dem Menschen blieb bei den Kindern, besonders bei dem kleinen M. vor wie nach. Das Kind verlor seine Munterkeit; es hing den Kopf und schlief bei der geringsten Stille ein. Wir schalten es deshalb oft in seiner Gegenwart, und es behauptete immer, es fehle ihm nichts. Der Lehrer schwieg bei diesem allen gewöhnlich ganz stille. Endlich aber wollte die gute Vorsehung, die ich dafür ewig preisen werde, daß die Sache zum Ausbruche kommen sollte; und dieß geschah auf folgende Art. Ferdinandchen, (der kleine M.) ein Kind, das ein goldnes Herz hat, fragte mich am verwichnen Sonntage beim Abendessen: „Herr Sander (merken Sie, der einzige Lieblingsschriftsteller des Herrn S., aus dem er auch sogar seine Predigten und seine Neujahrswünsche stiehlt, und an welche er denn seine Lappen annähet) ist doch wohl der größte Philosoph?" — Kaum war diese in höchster Unschuld, wie ein jeder Rechtschaffene fühlt, aufgeworfene Frage; aber meine Antwort noch nicht da: so verzerrte sich das Gesicht seines Lehrers dergestallt arg, daß Kains Gebeerde unmöglich fürchterlicher hat aussehen können. Er schoß Blicke voll Unmuths, voll des bittersten Unmuths auf das arme Kind. Wir bemerkten es; aber ohne mich daran zu kehren, sagte ich: mein Kind, dafür wird sich Herr Sander wohl selbst nicht ausgeben.

Herr Sander ist noch ein junger Gelehrter, der aber freilich sehr groß werden kann. Ob der größte? das ist eine andre Frage. — „Was er doch redet, brach hierauf der ergrimmte Lehrer aus; und ich sagte: lassen Sie ihn doch! Er meints recht gut; er weiß schon von Philosophen zu schwatzen. — Auf dies alles blieb er bei seiner Miene, und wie man sagt, mopsig, und redete kein Wort mehr über Tisch. Wir hatten vor Tische gespielt; wir setzten es nun noch mehr der Langenweile wegen fort; aber so, daß weder ich, noch meine Frau ihn eines Worts würdigten, um ihn unser Misfallen über sein unanständiges Betragen fühlen zu lassen. Bei diesem Abendessen war es auch, wo er dem Ferdinand wiederum gebot, nicht wie ein Schwein zu schmatzen, weil ihm ein mehreres zu thun nicht erlaubt war. Daß er nichts gefühlt habe, das lernen Sie daraus, daß er eben die wiedrige Miene vom Sonntage an bis zum Donnerstage fortsetzte; so, daß er kaum antwortete, wenn ihm etwas gesagt wurde.

Als ich mich diese Zeit hindurch mit meiner Frau über dieses Betragen besprach: so fiel letztere auf allerlei Gedanken, unter andern gar auf den: daß es mit dem Menschen nicht richtig im Kopfe seyn müsse. Ich aber schrieb diesen und andre Auftritte, selbst seiner zu großen Strenge, die uns nun immer mehr sichtbar wurde, seinem schwarzen und überflüssigen Blute zu, weil er selbst einigemal sich davon hatte etwas merken lassen. Indem wir uns

unsrer

unsrer seits den Kopf darüber zerbrachen, was ihm doch wohl im Kopfe stecken möchte, konnte er es seiner seits nicht mehr aushalten, daß nicht mit ihm gesprochen wurde, und daß er mit einemmale aus unsrer Gesellschaft verbannt war. Er bekömmt also den Einfall, an meine Frau dieser Sache wegen zu schreiben, sich wegen seiner Laune zu entschuldigen, ja, sogar deshalb um Verzeihung zu bitten, hundert süsse gestohlne Sachen zu sagen, und alle Schuld davon auf Ferdinandchen zu schieben. Die Antwort meiner Frau war in einem solchen Ton abgefaßt, daß, wenn er noch einen Funken gesunder Vernunft vorräthig gehabt hätte, er dadurch zu einem weichern und rechtschaffenern Betragen, besonders gegen das M . . sche Kind hätte bewogen werden müssen. Aber Sie werden sich wundern, wenn Sie hören werden, daß grade das Gegentheil geschehen ist. Meine Frau sendet ihm die Antwort am 17ten dieses Nachmittags um 4 Uhr, und er hatte sein Schreiben an demselben Tage Vormittags geschickt. Gleich nach Tische geht er mit den Kindern aus, kömmt etwa um zwey oder halb drey Uhr wieder, als ich grade in der zwischen seiner und meiner Stube gelegenen oben erwähnten Kammer war. Mit einemmale höre ich in seiner Stube ein starkes Gepolter und Ferdinandchen weinen. Ich reiße die Thür mit Hitze auf. „Weinen Sie?“ (mit barscher Stimme) — Nein! — und hält noch den Schnupftuch vor die Augen. — „Ich will schlech-

schlechterdings wissen, ob Sie weinen?“ Ja! endlich — „Warum?“ — Ich bin auf der Treppe gefallen und habe mir den Kopf zerstoßen — „Und darüber weinten Sie, Sie, die Sie sich wohl zehn Löcher in den Kopf durch Fallen schlagen könnten, ohne zu weinen? — das ist nicht richtig! Damit Sie wissen, ich erinnere Sie heute, und dann die pure reine Wahrheit!“ —

Voll der betrübtesten Ahndung, was ich nun wohl alles erfahren möchte, gehe ich herunter, und erzähle jenen Vorfall meiner Frau. Dieser leuchtete es fast noch heller ein, als mir, daß die schreckliche Brausche, die das Kind am Kopfe, nahe über dem Auge, hatte, nicht von einem Falle, sondern von einem Schlage sein müßte. Sie ward äußerst unruhig darüber. Zum Unglück konnten wir den Abend des 17ten das Examen nicht halten, weil wir Fremde von außen her bekamen. Ein vorläufiges Examen aber, das meine Frau mit meinem Sohne hielt, überzeugte uns nicht allein, daß Ferdinandchens Beule am Kopfe nicht vom Falle auf der Treppe, sondern vielmehr von dem Stocke seines Lehrers auf dem Spaziergange — und wohl zu merken, in der Zwischenzeit, da er an meine Frau geschrieben hatte, und Antwort erwartete — verursacht sei; sondern entdeckte uns noch weitere schrecklichere Sachen, von denen ich nicht weiß, wie ich sie Ihnen mit Geduld und ohne die heftigste Wuth — Ja, Wuth ist der rechte Ausdruck! Sie sollen rich-

richten und alle Redliche sollen richten! — nieder-schreiben soll. Mir wurde den Abend nur etwas entdeckt. Den 18ten lasse ich bis zum Abende nach vier Uhr vergehen, nachdem wir mit Beben die Kinder den Abend zuvor hatten mit ihm hinauf gehen lassen; und nun rufe ich die Kinder selbst von ihm ab. Ich nehme den Ferdinand ganz besonders vor, halte ihm eine lange Predigt von dem Guten, das er bei mir bisher genossen hätte; wie dies Dank verdiene; wie er mir an Kindes Stelle sei, wie ich ihn so gut, wie meine eigne Kinder liebe und schütze; wie ich dies auch ferner als Vater thun würde; wie ich dafür aber auch erwartete, daß er mir auf alles, was ich ihn fragen würde, die lautere Wahrheit gestehn würde — das wolle er thun! — „Nun, mein Kind, woher haben Sie die Beule am Kopfe?“ — Und denken Sie sich mein Erstaunen, als das Kind, ungeachtet meiner Ermahnung, behauptete, es sei gefallen. — „Ich weiß es besser, es ist vom Schlage.“ — Nein, nein! mein Lehrer thut mir nichts Böses, außer daß er mir dann und wann eine Maulschelle giebt, und die hatte ich verdient. — „Junger Mensch (mit an den Kopf gelegter, geballter Faust) ich will die Wahrheit wissen, hören Sie es? — Nein, ich bin gefallen; und das ist die reine Wahrheit. — „Mensch, ich rufe meinen Sohn, und wie, wenn ders Ihnen ins Gesicht sagt, wie die Sache ist?“ — Ich könne ihn rufen lassen: der würde es nicht anders sagen können. Ich

lasse

lasse diesen und meine Frau kommen. Mein Sohn ermahnt ihn zur Wahrheit, und — nun bekannt er erst: ja, Herr G. hat mich mit dem Stocke geschlagen. — Ich bitte Sie, um Gottes willen, mein Freund, was denken Sie von diesem Kinde, das seinem Lehrer bis zum Laster treu war? denn Sie können sich leicht einbilden, ohne daß ich es Ihnen sage, daß von dem Menschen noch etwas ärgers, als der Schlag, oder vielmehr die Schläge selbst (denn er hat deren drei bekommen) geschehen war; daß er ihm nämlich unter Androhung der härtesten Züchtigung, und selbst unter den niederträchtigsten Schmeicheleien, aufs festeste eingebunden hatte, zu uns zu sagen, er sei auf der Treppe an der Bretterwand gefallen. Und dieser Mensch, der seinem Zöglinge, von dem er selbst — schreibt sogar, daß er ein edles, gutes Herz habe, etliche Schläge am Kopfe, und etliche, wie wir nachher bei weiterer Untersuchung sahen, auf dem rechten Arm dergestallt gegeben hatte, daß der Arm so dick aufgeschwollen war, daß man kaum den Rock herabziehen konnte; dieser Mensch wollte kurz nach der That das arme Kind noch darum: weil es auf der Stube vor Schmerz das Weinen nicht lassen konnte, in dem Augenblick, da ich die Thür aufriß, (wie ich erzählt habe) zur Strafe aus der Stube stossen. Und es war doch die höchste Zeit zu den Stunden; und er hatte doch dies Weinen verursacht; und er versprach sich doch auf seinen süssen Brief von meiner Frau

noch

noch an eben dem Tage Antwort; und er konnte doch, wenn er nicht wahrhaftig verrückt im Kopfe war, schon zum voraus wissen, wie diese ausfallen würde. Diese Minute ließ mich meine Frau herunterrufen, um Ferdinandchens zerschlagenen Arm zu sehen. Mit der bittersten Wehmuth und mit eben so bittern Thränen sahe ich ihn eine Spanne lang wie eine Wurst aufgetrieben, und wie ein dunkelblaues Tuch. Gott! daß ich grade heut in den Umständen bin, ihn noch zwei Nächte unter meinem Dache beherbergen zu müssen!

Aber weiter im Examen. „Warum sind Sie denn so zerschlagen worden?“ — weil ich nicht rennen wollte. — Geht Ihnen nicht, mein Werther, ein kalter Schauder durch die Glieder? — und das, sagt mein Sohn, geschieht allemal, so oft wir spatzieren gehen; wenn Ferdinandchen nicht rennen will, dann bekömmt er entsetzliche Schläge. letzthin, als Sie auch nach seinem zerschabten Gesichte fragten, hat er ihn mitten unter dicke Fichten gestossen, auch, weil er nicht rennen wollte, wir aber mußten auf sein Geheiß sagen: er sei von selbst so gerannt und sei zwischen die Fichten gefallen. Und dies ist nicht allein wirklich geschehen, sondern Herr G. bekräftigte es auch in beider Kinder Gegenwart, welche die Augen dabei niederschlugen.

Und das wäre es alles, meinen Sie? Schicken Sie sich auf noch gräßlichere Dinge, wenn es

an-

anders noch gräßlichere giebt. Aber ja, die folgenden sind es wirklich noch. Ich fasse sie aber alle in eins kurz zusammen. Der Hartherzige, oder in der That Verrückte, hat eben dies arme Kind sehr häufig in der kleinen Kammer, die an seiner Thür nach dem Hofe herausgeht, in der Kälte völlig nackend stundenlang stehen und einmal des Morgens so nackend unter sein Bett kriechen lassen, weil er sich des Nachts im Bette geworfen hatte; er hat ihn auf den Spaziergängen, wenn er nicht hat rennen wollen, mit dem Stocke hinten in den Rücken gestossen, daß er so vorwärts übergefallen ist; um eben der Ursach willen einen Stock auf ihn zerschlagen; ein andermal ihn ins Gebüsch gezogen, und ihn dort so erbärmlich geohrfeigt, daß mein Sohn es in der Ferne hat hören können; ihn wohl hundertmal mit seinen Dragonerstiefeln vor den Hintern gestossen, daß er oft hingestürzt ist; ihn bei beiden Armen genommen, in einen Feldgraben geworfen, und auf seine Hände getreten; — hat ihn, weil er sich bei einem bösen Kopfe einmal am Halse gekratzt hat, beide Hände auf den Rücken gebunden, daß die Hände entsetzlich aufgetrieben sind; er hat ihn sehr häufig 8, 9, 16 bis 24 Prisen Schnupftaback bis zum Brechen, ja selbst ein Pflaster, das der Kleine auf einer Wunde hatte, essen lassen; hat ihn mit geballten Fäusten dazu gebracht, den Unflath, der etwa einmal bei einer nassen Blähung, oder auch wohl aus Unachtsamkeit in den

Bein-

Beinkleidern sitzen geblieben war, mit der Zunge aufzulecken. Und nun sey es der Bosheiten genug, wenn ich einige vergessen haben sollte! Doch alles hat er bereits nach Aussage der Kinder, besonders meines Sohns, dem er nie etwas dergleichen gethan hat, auch nach seinem eigenen Geständnisse, einige Wochen vor Weihnachten so getrieben, und es heimlich treiben können; weil die Kinder dergestalt von ihm sind in Furcht erhalten worden, daß sie bis auf jene Scenen nicht ein Wort haben sagen dürfen. Ja sie haben uns selbst, da sie es endlich alle beide aus einem Munde, wozu auch noch über manche Barbareien das Zeugniß meiner Tochter kömmt, entdeckten, fast fußfälligst gebeten, daß ich doch alles so einrichten möchte, daß sie ja seiner Wuth nicht ausgesetzt wären. Nur die Versichrung, daß ich, nächst Gott, ihr Vater und Schutzgott wäre, und mich als einen solchen in meiner ganzen Würde zeigen würde, konnte sie dahin bringen, alles ehrlich zu gestehn.

Am 23sten Januar. 1782.

Nun ist das Examen rigorosum vorbey. Es geschahe wie ich Ihnen neulich schrieb, daß es geschehen sollte, am Montage, den 21sten dieses. Ich hatte, theils um einen gültigen Zeugen von alle dem, was ich mit dem Mann, oder vielleicht noch Jünglinge, sprechen würde, für mich zu haben, theils auch ihn glauben zu machen, es würde hier wohl an ein

ein gerichtliches Protocolliren gehn, den Herrn Stadtsekretair von B** ersucht, diesem peinlichen Gerichte mit beizuwohnen. Der letzte Gedanke, den ich übrigens um mehr als einer Ursach nicht auszuführen willens war; so sehr mich auch die Anklage dazu berechtigt hätte, that indessen die beste Würkung von der Welt. Der Anblick des Herrn von B** schien ihn eben so sehr, als sein böses Bewußtseyn in Verlegenheit zu setzen. Er war weiß, wie Kreide, und fast unfähig, ein Glied zu rühren. Ich hieß ihn niedersitzen, und nun fing ich meine Anrede so an, wie es die traurige Lage der Sache mit sich brachte. Ich hatte, wie Sie leicht denken können, mich nicht allein die Tage vom Freitag bis zum Montage hindurch gefaßt zu machen gesucht, ganz mäßig und gelassen zu sein; sondern ich hatte mir diese Mäßigkeit und Gelassenheit auch in einem feierlichen, stillen Gebete von Gott erfleht. Ich glaubte sie auch gewiß beobachten zu können, in so fern Herr G. mich nicht durch ein hartnäckiges Läugnen aus meiner Fassung bringen würde. Mein Gebet war erhört. Ich blieb bey meinem ganzen Vortrage gelassen, denn Herr G. läugnete von dem ganzen Register von Grausamkeiten, die er gegen den kleinen M. bewiesen hat, und die ich Ihnen, aber doch noch nicht alle, letzthin überschrieben habe — auch noch nicht Eine ab. So entsetzlich dies auch ist, so wahr ist es doch.

„Aber

„Aber wie sind Sie zu solchen Grausamkeiten gekommen? Was hat Sie dazu veranlaßt, sich besonders auf den jungen M* also zu setzen? Ich dächte, wenn es auf Leichtfertigkeit ankäme: so beginge mein Sohn deren weit mehrere als jener?“ — Er habe bereits, war die Antwort, die er vermochte, seit Jahr und Tag ein solches misanthropisches Wesen bey sich gefühlt und gemerkt, daß er seit dieser Zeit einen Hang zur Grausamkeit hätte. — Bey einem solchen Bekenntnisse hätten mir die Haare zu Berge steigen mögen. — Er könne übrigens nicht sagen, daß der junge M* ihm dazu besonders Gelegenheit gegeben hätte! Er wisse selbst nicht, wie er dazu gekommen sey. In allem diesen und auch noch in andern Antworten, die er aber äußerst sparsam, jedoch mit der höchsten Furchtsamkeit und — wenigstens anscheinender Beschämung gab, war dennoch so gar nichts, was ihn wegen seines schrecklichen Verhaltens gegen das Kind hätte entschuldigen können; es wäre denn, daß man annehmen wollte, daß er in der That manchmal Intervalla hätte. Ich gestehe aber aufrichtig, daß, so gern ich auch diese Art der Entschuldigung von ihm annehmen möchte, ich doch dazu in seinem übrigen Betragen keinen hinlänglichen Grund finde. Warum konnte er denn, einige mördrische Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf die Kinder in unsrer Gegenwart fallen ließ, ausgenommen, sehr oft ein sehr freundliches Wesen gegen sie, wenn wir dabey waren, annehmen? Warum

sogar den kleinen M. oft liebkosen? Warum dies thun, wenn er eben vorher auf seiner Stube eine Grausamkeit gegen ihn ausgeübt hatte? Warum den Kindern nach Verübung derselben so scharf einbinden, daß sie nichts sagen sollten, oder er wollte sie massakriren. Er war sich also nicht allein bewußt, daß er es gethan hatte, sondern er wußte auch, daß es etwas schreckliches war. Sollte sich dies so allerdings mit dem Karakter derer Leute reimen lassen, von denen man sagt, sie hätten schlimme Intervalla — —

So weit der Mann, bey dem Herr G. Hofmeister war. Was ich nun noch hinzuzufügen nöthig finde, ist folgendes: Herr G. mußte zwey Tage darauf abreisen, und kam den folgenden Tag, so bald er von der Post abgestiegen war, zu mir. Ich würde mich wundern, sagte er, ihn izt hier zu sehen, oder, setzte er hinzu: ob ich etwa schon Briefe aus F* hätte. Ich gestand es sogleich; und fast als ob er mir in die Rede fallen wollte, fragt er: was ich ihm riethe, was er thun sollte? — Das wußte ich freilich nicht; ich verwies ihn an seinen Verwandten, von dem ich die erste Nachricht von ihm erfahren hatte. Zu diesem hinzugehen, kostete viel Ueberredung von meiner, und viel Ueberwindung von seiner Seite. Ueberhaupt stand er da vor mir in einer Gestalt, die mich innigst rührte. Beschämung, Angst, Betäubung, Unentschlossenheit und Anstrengung zum Nachsinnen waren auf seinem Gesichte; sein

sein Blick war zur Erde geheftet, kaum daß er mit Mühe dann und wann schüchtern aufblicken konnte; seine Stellung, seine Bewegung waren seinen innerlichen Gefühlen anpassend, voll Unruhe — Ich fragte ihn: wie ist es möglich gewesen, daß Sie Kinder so behandeln konnten? — und als er schwieg: hat denn der kleine M. Ihnen zu irgend einer solchen Behandlung Gelegenheit gegeben? — „Nein, es war ein gutes Kind, zuweilen etwas munter, aber nicht wild, selten über die Grenze der Munterkeit." — Wie haben Sie denn im Hause gelebt? zufrieden? „Ja, sehr zufrieden; o, ich habs so gut gehabt; ich war wie Kind im Hause, wie ein Freund, ich habe nicht die mindeste Klage. Ob man mich wohl wieder annähme? wenn Sie schreiben wollten?" — Das würde nichts helfen; das läßt sich nicht denken? — Aber wenn Sie einmal so strenge gestraft hatten, fühlten Sie nachher keine Art von Mitleid? Rührte Sie die harte Strafe nicht selbst? — „Ja, es that mir leid!" Und wie konnten Sies so häufig wiederholen? „Das weiß ich selbst nicht. Ich habe mirs so oft vorgenommen, nicht zu schlagen, nicht zu hartherzig zu sein, aber es half nichts. Ich habe zu Gott gebetet, meinen Sinn zu ändern; aber ich weiß nicht, was aus mir werden wird" — — Ich gestehe, daß mir bey dieser Stelle ein Schaudern ankam, und wußte ihm nichts darauf zu antworten. Er wollte zu seiner Mutter reisen, das war der einzige Entschluß, den

er hatte, und so ging er von mir. Sein Vater hat vor etwa 15 Jahren in einem kleinen Flusse seinem Leben ein Ende gemacht.

J. F. Seidel.
Lehrer am Grauenkloster.

VI.

Auszug aus Paul Simmens Lebensgeschichte.

Der Unglückliche war in seiner Kindheit ein flüchtiger Knabe, dem nichts weniger als das Stillsitzen anstand, der in der Schule von den Grundwahrheiten des Christenthums und dem Uebrigen, was zum Gebrauch des Lebens darinnen gelehrt wird, wenig begriffen, und kaum fertig lesen und seinen eigenen Namen hat schreiben gelernet. Dieß ist das Zeugniß, daß ihm diejenigen geben, die sich noch von jenen Jahren her seiner zu erinnern wissen.

Er zeigte frühzeitig Lust zum Soldatenstande. Die Begleiter seiner Jugend erzählen, daß er wöchentlich mit Holz nach der Residenz gefahren, wenn er aber solches verkauft, halbe Tage vor der Hauptwache daselbst gestanden, und den Soldaten zugesehen habe. Er ward denn auch in seinem 17ten Jahre Dragoner.

Sein Vater, ein Schneider, bestimmte ihn, nach Erlassung aus der Schule, zu seinem Handwerk;

werk; aber er war nicht für die Nadel, er war für den Degen und Säbel, und am Schneider-Tische die Beine unterzuschlagen, war nicht seine Sache; er wollte ins Feld, er wollte in die Welt. Der neue Pallasch wollte ihn zwar zu unzeitiger Courage und Händeln bald anfangs und während der Transportirung verleiten, allein Erfahrung und Klugheit lehrten ihn bald diese Hitze mäßigen, und in kurzer Zeit ward er vorsichtig und ordentlich in seinem Betragen.

Er machte mit seinem Regimente im Dienste der Generalstaaten gleich anfangs den letzten Feldzug vor dem Aachner Frieden mit, kam aber auch beim Schlusse des Krieges mit seinem Regimente nach Hause, und mußte sich in Postirungsquartiren gedulden, bis es wieder etwas für ihn zu thun geben würde.

Unter dem 31sten December 1758 erhielt er einen sehr ehrenhaften Abschied.

Als der zweite Preußische Krieg anging, mußte sein Fürst außer dem Fußvolke, auch den größten Theil des Dragonerregiments, unter welchem Simmen stand, als sein Kontingent zur Armee stoßen lassen, und Simmen durfte mit marschiren. Allein er wurde mit dem Hauptmann und 27 Mann seiner Compagnie auf dem Marsche in einer Altenburgschen Landstadt in einem Ueberfalle von Preußischen Husaren aufgehoben, und durchs Erzgebürge nach Sachsen geführt. Man darf es ihm wohl glauben, daß

er mehr genöthiget als beredet worden sey, unter den Preußischen Husaren Dienste zu nehmen. Er that es unter dem damaligen Obristlieutenant v. Belling, und kapitulirte unter dem 23sten September 1758, auf die Bedingung, daß dieses sein Engagement nur von einem Winterquartier zum andern gehen, und daß ihm, wenn das Corps solche bezogen hätte, allemal freystehen sollte, seinen Abschied zu fordern, auch ihm alsdann derselbe auf sein Ansuchen unweigerlich ertheilt werden sollte.

Der neue Husar mußte gleich, wie schon gedacht ist, mit nach Sachsen, und fand am Schluß des Feldzugs in Chemnitz sein Winterquartier. Beym Aufbruch aus demselben und Eröffnung des Feldzugs 1759, rief ihn erst sein vorgedachter Chef unvermuthet vor die Fronte, erklärte ihn zum Unterofficier, und wünschte ihm dazu Glück. Simmen versichert, daß er diese Gnade weder gehofft, noch gewünscht, sondern alle Mühe, aber umsonst sich gegeben habe, sie zu verbitten; weil er den beschwerlichen Dienst und die schwere Verantwortung eines Preußischen Unterofficiers, vorzüglich im Kriege, schon damals habe kennen gelernt. Er stieg denn ferner bis zum Wachtmeister.

Der Marsch ging nach Schlesien gegen die Oesterreicher, ferner an die Polnische Grenze, gegen die Russen, hernach gegen ebendieselben ins Brandenburgische. Im Jahr 1760 mußte er mit

sei-

seinem Regimente nach Pommern, wo er bis 1762 gegen die Schweden fochte. Diese rühmte er als sehr brave und besonders christliche Soldaten.

Aus Pommern gieng das Bellingische Husarenregiment, und also auch Simmen, im Jahr 1762 wieder nach Sachsen, gegen die Oesterreicher zurück, Hier gerieth er durch einen Zufall im Erzgebürge unter die Reichstruppen, und wurde von ihnen aufgehoben. Er kam aber bald durch eine List von den Feinden wieder los, indem er gegen sie vorgab, er habe sich selbst ranzionirt, und sey im Begriff zu seinem alten Dragonerregiment zurück zu gehen. Er erhielt hierdurch einen Paß, der sich auch findet, datirt von Nassau, (einem Dorfe bei Frauenstein) den 2ten November 1762, und von einem Hauptmann von Oettinger unterschrieben. Mit Hülfe desselben entkam er die Nacht drauf, und zu dem Preußischen Esquadron zurück.

Bekanntermaßen machte der Hubertsburger Friede dem Krieg ein Ende. Simmen kam darauf mit seinem Regimente in Pommern zu stehen. Nun regte sich bei ihm das Verlangen, sein Vaterland und seine Eltern wieder zu sehen. Er erhielt auch im Jahr 1764 nach dem gerühmten Zutrauen seines Obristen von demselben Urlaub, und zwei Pässe dazu, der eine davon ist vom 16ten, der andre vom 20sten May. Der erste mußte seine Beglaubigung im Preußischen, der andere sein Geleit ausserhalb

 seyn.

seyn. Er kam also im gedachten Jahre glücklich und mit Ehre an seinem Geburtsorte an, ohne daß es ihm geahndet hätte, daß er dem Verlust seines Glücks und seiner Ehre, ja einem schimpflichen Tode entgegen reise.

Er fand hier bald nach seiner Zurückkunft allerlei Verstrickungen, die ihn zu dem Entschluß brachten, den er wohl bei seiner Abreise nicht gehabt hatte, seinen Dienst zu verlassen, und nicht wieder zu seinem Regiment zurückzukehren. Er verkaufte also sein mitgebrachtes Pferd, das, wie er versichert, mit Sattel und Zeug sein eigen war, und suchte bei seinem Obristen um seinen Abschied nach, den er aber nicht erhielt. Unkundige der Umstände hielten ihn deswegen geradezu für einen Ausreisser. Allein ich muß in dieser Sache das licht mittheilen, daß zween eigenhändige Antworten des Obersten von Belling an ihn geben. In der ersten drückt sich der Oberste sehr gnädig aus, und unterschreibt sich, des Wachtmeisters allstets wohlwollenden Freund, versagt ihm aber seinen Abschied, und befiehlt ihm, sich wieder sogleich bey der Esquadron einzufinden. In der zweiten, auf Simmens Ansuchen, wobei er sich auf seine oben angeführte Capitulation berufte, versagt er ihm denselben nochmals aus dem Grunde, daß er ihm die Capitulation als Husar ertheilt, aber da er bis zum Wachtweister avancirt, so sei solche null und nichtig, und befiehlt ihm, sich sogleich bei dem Regiment wieder einzufinden.

Es

Es kamen wohl bei ihm viele Bewegungsgründe zusammen, die ihn vermochten, in seinem Vaterlande zu bleiben. Er hatte Freunde, die ihn dazu beredeten, und durch mancherlei Vergnügen, daß sie ihm machten, an sich zogen; vielleicht mischte sich die Liebe bald darein, nach welcher er sich kurz hernach zu seiner Heirath entschloß. Er hatte viele Gunst bei Großen, und fand selbst Gelegenheit, die Gnade des Prinzen zu gewinnen. Der erlauchte Chef, der ihm den oben schon erwähnten Abschied von seinem alten Regimente ertheilte, ließ sich besonders angelegen seyn, ihn wieder in die Dienste seines angebohrnen Landesherrn, verhältnißmäßig anzubringen: Er hätte es gerne bei seinem unterhabenden Regimente gethan, allein dazu wollte sich keine Gelegenheit finden; es sollte bei den Landhusaren geschehen, die zu errichten damals in Vorschlag gebracht war, allein dieses Projekt zerschlug sich.

Wie er also seine Hofnungen theils vereitelt, theils in einer so ungewissen Ferne sahe, und nun schon der Bedenklichkeiten bei der Rückkehr zu seinem Husarenregimente zu viel waren, so konnte er dieselben, ohne Geschäfte und Verdienst zu haben, länger nicht abwarten. Er kaufte sich also in seinem Geburtsort an, ließ sich häußlich nieder, und trat zu einer Gesellschaft Viehhändler. Dieß war an seinem Orte der ansehnlichste, und für ihn verhältnißmäßigste, anständigste und angemessenste Erwerb. Denn da ihn seine Gesellschaft zu

den

den auswärtigen Geschäften ihres Handels, gegen eine gute Vergeltung seiner Dienste, gebrauchte; er auch wohl etwas zum Handel mit zuschoß, so konnte er auf doppelte Weise gewinnen, und darbei seine feine Sitten, und beim Kriegshandwerk gewonnene Erfahrungen und Geschicklichkeiten, brauchbar machen.

Daß an Simmens Entschlusse, den Preußischen Dienst zu verlassen, die Liebe mit Theil gehabt habe, lässet sich daraus vermuthen, daß er sich nicht lange nachher an seinem Geburtsort verheirathete. Durch die Verbindung, die er hier einging, kam er mit dem, mit dessen Blute er sich hernach befleckte, in eine gedoppelte Verschwägerung; denn Simmens Braut war Georg Schmidts leibliche Schwester, und dieser hatte Simmens Schwester zur ersten Frau.

Von Simmens Ehe höre ich nichts nachtheiliges, sie ward einträchtig und gut geführt, ohne daß ein Theil über den andern Beschwerden geäussert hätte. Dem entgegen, was man von ihm vermuthen sollte, wird er von solchen, die sein Haus kennen, als ein geselliger und sich sehr bequemender Ehemann beschrieben, der häuslichen auch gewöhnlicher Weise nur weiblichen Verrichtungen sich unterzogen habe.

Nun war Simmens neue Lebensart und Haushaltung an seinem Geburtsorte, wie es schien, gut eingerichtet. Er hielt sich fein, sein Betragen war ordentlich, bescheiden, und vor seinesgleichen vorzüg-

lich

sich gesitteter; auch selbst diejenigen, denen sein feines Betragen am verdächtigsten ist, können ihm das Lob eines äusserlich ehrbaren, ordentlichen und stillen Mannes nicht versagen. Er erwarb sich dadurch Zutrauen und Ansehn, und weil sein guter Verstand, seine durch Erfahrung erworbene Kenntnisse, seine Bedächtlichkeit und gute Art zu reden darzu kam, wurde auch die Vormundschaft seines Orts bewogen, ihn zu ihrem Mitglied anzunehmen. Personen, die am besten davon urtheilen können, geben ihm auch das Zeugniß, daß er in dieser Verbindung alle Obliegenheiten und Aufträge gut ausgerichtet habe.

Verschiedene Jahre ging es glücklich mit seinem Viehhandel, und seine Vermögensumstände schienen auf einem guten Fuß zu seyn. Allmälig aber wurde seine Familie zahlreicher, er war schon ein Vater von 3 Kindern, als die bekannten theuren Jahre einfielen. Wie diese traurige Zeit viele vorherblühende Familien niedergedrückt, wo nicht ganz zu Grunde gerichtet hat, so wurde sie auch Ursach an dem ersten Verfall des Nahrungs- und Vermögensstandes dieses Unglücklichen, weil der Handel, sein einziges Verdienst, lag, ihm auch verschiedene Posten, die, wenigstens nach seiner Vorrechnung, etwas betrugen, verloren gingen. Er mußte zusetzen, und es war ihm nicht möglich, sich ganz wieder aufzuhelfen.

Nach der Zeit verwickelte er sich mit seinen Mithändlern in Streitigkeiten und Klagen, durch welche seine

seine Gewissenhaftigkeit verdächtig wurde. Die Gesellschaft trennte sich auch von ihm, und nun sollte er für sich allein handeln; das konnte er aber mit seinem eigenen Vermögen nicht glücklich durchsetzen. Es ging nun nicht mehr so, wie ers wünschte, daß er sich hätte auf den vorigen Fuß halten können, und wie es sein voriger Charakter zu fordern schien. So wie er sich im Hause alles gefallen ließ, so ließ es ihm doch der Wachtmeister nicht zu, sich ganz zum Bauer herabzulassen, und auswärtig Handgeschäfte der Art vorzunehmen, die an seinem Orte gewöhnlich und zum Durchkommen nöthig waren. Nur zu einer Zeit im Jahre war etwas, und auch nicht mehr das hinlängliche, mit dem Handel zu verdienen, die übrige Zeit gab es für ihn nichts zu thun.

In dieser drückenden Lage wurde seines Vaters Schwester, die mit einigen Ansehn in der benachbarten Stadt lebte, zur Wittwe. Diese erbot sich, ihn mit den Seinigen zu sich zu nehmen, wenn er ihre Angelegenheiten besorgen, und ins Reine bringen würde. Er folgte hier unsichern Hoffnungen, und vielleicht auch dunkeln Blendwerken, die ihm seine Ehrsucht vorspiegelte. Er entschloß sich also, in die Stadt zu der gedachten Verwandtin zu ziehen, ward Bürger und verkaufte sein Haus in seinem Geburtsorte seinem Schwager Schmidt. Die Hoffnungen, die ihm waren gemacht worden, oder er sich selbst gemacht hatte, täuschten ihn, oder er hatte nicht Geduld und Schmiegung genug, sie abzuwarten;

ten; er verlohr darüber, daß er sich fremden Angelegenheiten unterzog, folgends alle Vortheile seines bisherigen Handels und voriger Einrichtung, und durch mehr Umstände, die dazu kamen, wurde dieses der Schritt zu seinem Fall und Verderb.

Es entsponnen sich über dem Hausverkauf allerlei Entzweiungen zwischen ihm und seinem Schwager, die bis zu der tödlichen Verbitterung anwuchsen. Dieser bezahlte, wie mir von glaubwürdigen Personen versichert worden, von dem Hauskaufsgelde, womit sich doch Simmen zu helfen gedacht hatte, nicht nur ein darauf haftendes größeres Kapital, das mit Willen des leztern geschehen sein soll, sondern auch andere kleinere Posten wider dessen Willen. Simmen glaubte, daß derselbe dabei auch seine Gläubiger, die auf andere Art vortheilhafter für ihn hätten befriediget werden können und sollen, unredlicher Weise selbst aufgereizt habe, so daß ihm hierdurch nicht nur das Kaufgeld zersplittert und seine Hülfe benommen, sondern auch die Bezahlung des übrigen Geldes, zu seinen mehrern Ruin, und dem Contrakt zuwider, verzögert sey. Aus dem Wortwechsel hierüber, entstunden ferner auch wohl Thätlichkeiten und Injurienklagen, wodurch der Groll des, besonders durch die lezte Art Klagen, mehrmals empfindlichst gereizten Wachtmeisters, immer stärker aufloderte. Andere entschuldigen zwar Schmidten dieserwegen, und rühmen allerlei Gutes, daß er Simmen und dessen Kindern gethan habe.

habe. Entscheidend kann ich nun hievon nicht urtheilen, aber daß muß ich gestehen, daß keine Schilderung, die mir von Schmidten gemacht ist, auch selbst von seinen Vertheidigern nicht, zu dessen Vortheil gewesen sey, noch es wahrscheinlich genug mache, daß er mehr Recht als der Unglückliche bei diesen Händeln gehabt haben möge. Hierzu kam noch, daß Schmidt seine Schwiegereltern, als Simmens Vater und Mutter, geschlagen, auch seine erste Frau, als Simmens Schwester, und welche dieser sehr geliebt, übel gehalten haben soll, wenigstens hat Simmen dieß in seinem gerichtlichen Verhör behauptet, und als eine Hauptursach seines fürchterlichen Hasses angegeben. Weil aber endlich Schmidt sich auch immer besser als der Wachtmeister fand, so kann daher wohl einige Eifersucht in die Verbitterung des leztern sich mit eingemischet haben.

Das konnte nun Simmen selbst nicht läugnen, daß er in dieser Gemüthsfassung seinen Schwager öffentlich und vielleicht mehrmals Rache gedroht und geschworen habe. Er will ihm zwar eigentlich nicht den Tod, sondern nur gedroht haben, es ihn künftig entgelten zu lassen.

Damals wars wohl eben, daß er den Versuch machte, von seinem Schwager einen Vorschuß zu erhalten, und ihm auch derselbe solchen versprach, nachmals aber von der Erfüllung dieses Versprechens sich wieder ablenken ließ.

Seine

Seine nunmehrige traurige Lage will ich mit des Unglücklichen eigenen Worten beschreiben: „Kein Haus! keine Hülfe bey Freunden! keinen Trost! keinen Credit, da mir sonst jedermann ein Paar Hundert Thaler zu borgen bereit war!“ Und hierzu kamen nun der Drang von Gläubigern und zu fürchtender Rechtshülfe, auch die Nothwendigkeit, einen Sohn zum Handwerk zu helfen, und das Uebel, darzu kein Mittel zu wissen, und wer weiß, was noch mehr, das verborgener ist?

An einem unglücklichen Sonntage durchbrach der Damm. Simmen besuchte früh an demselben den Gottesdienst in der Stadt, und man will bemerkt haben, daß er, wie es geschienen, einer ernsthaften Predigt, die ihn zum Nachdenken hätte bringen können, aufmerksam zugehöret habe. Den Nachmittag ging er über Feld, einiger Geschäfte wegen, und auch da noch einmal in die Kirche.

Am Abend kam er wieder nach Hause, und brachte noch einige Stunden bey einem Bekannten in der Nachbarschaft zu, wie ich glaube, den Gedanken, mit denen er sich trug, und wie ich vermuthe, wohl selbst noch seinem Vorhaben zu entgehen; denn es zog ihn wohl das innere Gefühl noch immer zurück. Aber sein Herz hing schon zu sehr auf die böse Seite, und wandte nicht mehr Ernst und Kraft genug an, zu widerstehen. Er klagte beym Weggehen von seinem Besuch und bey seiner Wiederkunft zu Hause, daß ihm nicht recht wohl sei,

 und

und ging, zu seinem Verderben, auf das zweite Stockwerk allein zu schlafen. Der Vorsatz, die Mordthat zu verüben, drang sich immer mehr in seiner Seele vor; er faßte den Entschluß, und machte Anstalten dazu, doch alles noch mit innerlichem Widerspruch und Widerstreben. Er gerieth darüber in einen Schlummer, fuhr aber aus denselben, wie er erzählte, gegen 11 Uhr, plötzlich und voll von einer Wuth auf, die ihn so gedrängt, daß er sich nicht zu helfen gewußt hätte, und wie verdüstert zu der Ausführung fortgegangen sei.

Anderthalb Stunden brauchte der Unglückliche, nach seinem eigenen Bekenntniß, zu einem ihm höchstbekannten Wege, von einer kleinen halben Stunde; ein Umstand, der nicht zu erklären steht, wenn wir uns nicht vorstellen, daß ihn der Sturm seiner Affekten und der Kampf in seiner Seele mehrmals aufgehalten und zum Stillstehn gebracht habe. So fehlte es ihm nicht an Erinnerungen; so war es noch möglich, daß er in sich und zurücke gieng! Ich kann es ihm glauben, was er erzählt, daß, ob er gleich die Absicht gehabt habe, seinen Schwager und seine Schwägerin, aber nicht ihr unschuldiges Kind, zu ermorden, er es doch immer noch dabei auf ein Ungefähr habe ankommen lassen. „Ich würde, sagte er selbst, wenigstens dießmal, vielleicht aber auch aufs künftige mich bedacht haben, und von meinem Vorhaben abgestanden seyn, wenn mir jemand beim Weggehen aus meinem Hause, oder ein Wächter

auf

auf der Straße begegnet wäre, oder ich bei der Einlassung in das Mordhaus, einige Schwürigkeiten gefunden hätte.“

Simmen taumelte aber nun dahin, wo er das Verbrechen begehen wollte, so schwankend, so verdüstert, wie schon gedacht; er fand noch Licht im Hause, und klopfte, wie er es erzählte, leise an; also noch als ein Mensch, der nicht das unerschrockene Herz hatte, das zu thun, was er doch gleich that.

Seine Schwägerin sahe heraus, frug ihn, auf seinen Gruß und Bitte eingelassen zu werden, wo er so spät herkomme? glaubte seinem Vorwande, über Feld herzukommen, ließ ihn ein, und führte ihn in die Stube, wo er seinen spät heimgekommenen Schwager im Bette, wie man sagt, etwas berauscht, aber noch nicht völlig eingeschlafen fand. Also alles so leicht, so bequem! Nun ward sein Entschluß vest!

Simmen ward von seiner Schwägerin willig und freundlich aufgenommen; bei allen vorgegangenen Zwistigkeiten, ja, wie man sagt, nach einer vorher geäußerten außerordentlichen Aengstlichkeit, läßt sie ihn ein, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß sie einen Erbitterten einlasse, der mit Hülfe der Nacht, ihr Mörder werden könnte; noch mehr, sie bietet ihm zu essen an, und nimmt ein Licht um ihn noch um Mitternacht Sauerkraut (oder Kohl) aus dem Keller zu holen, wovon er, wie sie wußte, ein Liebhaber war.

Die unglückliche Schwägerin nimmt also das Licht, und gehet in den Keller, um dieses Kraut zu holen: der unempfindliche Mörder legt bald darauf seine eben angebrannte Tabackspfeife wieder hin, und schleicht ihr nach, nimmt ihr das geholte Sauerkraut ab, daß sich auch nachher noch in der Stube fand, giebt ihr aber zugleich unversehens mit einem dazu mitgenommenen und unter dem Rock verborgenen Knittel, nach seinem Angeben eine Elle lang, und fünf Finger dick, noch in dem Keller, als sie eben im Begriff ist, wieder heraufzugehen, auf der untersten Stufe einen schweren Schlag auf den Kopf. Sie behielt noch soviel Bewußtsein, daß sie ihm zuruft, warum er das an ihr thue? aber weder die Wuth, noch die einmal gewagten argen Vorschritte, liessen ihn zurückgehn. Er giebt ihr noch einige Schläge, und da sie noch immer winselt, nimmt er sein gewöhnliches schlechtes Taschenmesser, und giebt, wie er erzählte, um ihr von ihrer Quaal zu helfen, ihr noch einige Stiche und Schnitte, das er selbst im Dunkeln, weil das Licht ausgegangen gewesen, nicht hätte unterscheiden können; verläßt darauf den Keller, ungewiß, ob sie ganz todt sey; sieht auch weiter nicht nach ihr, sondern legt nur, als er wieder aus dem Hause gieng, den Keller zu. Bei der Sektion haben sich Wunden, theils vom Schlag, theils vom Messer gefunden, davon 2 für schlechterdings tödtlich erkannt sind, ihr Blut aber war bis 6 Schuh weit von ihr gesprungen. Sie zu ermorden hatte er den

Vor-

Vorsatz später gefaßt, und daher nichts Bedrohliches sich gegen sie verlauten lassen. Zur Ursache hat er angegeben, weil sie ihn und seine Frau vielmals sehr arg und empfindlich geschimpft, diese auch sogar vor kurzem sehr geschlagen habe; auch den Antheil, den sie an der Verweigerung des Vorschusses hatte, den ihr Mann kurz vorher dem Erbitterten versprochen gehabt, gehört wohl mit zu diesen Ursachen.

Nach Verübung dieser Grausamkeit gieng Simmen wieder in die Stube, fand seinen Schwager im Bette unterdessen eingeschlafen, und gab ihm 2 bis 3 Schläge auf den Kopf, so daß derselbe keinen Laut mehr von sich gegeben haben, sondern auf einmal, ohne einige starke Bewegung, erstarrt liegen geblieben seyn soll. Es war auch die halbe Hirnschale entzwei und das Gehirn selbst hineingedrungen, auch das rechte Ohr von einander geschlagen, doch gab er noch bis in den andern Tag hinein, obgleich sinnlos, einige Kennzeichen des Lebens.

Nach Simmens Aussage, geschah es bei dem zweiten Schlage, der den Vater traf, und deswegen auch seine meiste Kraft verlohren hatte, daß das Schmidtische vierjährige Kind, welches beim Vater im Bette lag, und der Thäter vorher nicht bemerket haben will, sich in die Höhe richtete, und mit von eben dem Schlage auf den Kopf getroffen ward, welches er denn, bevor er aus dem Hause gegangen, noch mit einem Kissen zugedeckt haben will, das aber nachmals nach des Vaters Füssen zu, auf dem Gesichte

liegend, mit noch wenigen Kennzeichen des Lebens gefunden ward. Sein ganzer Kopf, wie sichs bei der Besichtigung zeigte, war voll Contusionen, die Häute desselben wie Schwamm anzufühlen, und die Augen mit Blut unterlaufen, so daß die Vermuthung veranlasset werden wollen, die doch der Mörder nicht auf sich kommen lassen, es müsse grausamerweise wider die Wand geschlagen sein.

Eine ältere Tochter des Erschlagenen schlief indessen auf einer andern Kammer, und hörte von dem allen nichts. Simmen konnte deswegen, nach verübten Verbrechen, unbemerkt aus dem Hause gehn; das that er aber erst, nachdem er vorhero aus der Weste des sinnlosliegenden Mannes, den Schlüssel zu dessen Geldschränkgen gezogen, und aus demselben das darin vorräthige Geld, nach seiner Aussage, beinahe ein Dutzend Thaler, weiter aber nichts, genommen hatte.

(Der Beschluß künftig.)

VII.

Ein Diebstahl aus Großmuth von einem siebzehnjährigen Knaben.

Ein Knabe von siebzehn Jahren, und der Sohn eines rechtschafnen Schulzen ohnweit Berlin, kam zu einem hiesigen Sattler in die Lehre, schnitt sich unglück-

licher Weise in einen Finger, der so schlimm wurde, daß man befürchtete, ihn abnehmen zu müssen. — Da er in diesem Fall zu Erlernung des Handwerks unfähig geworden wäre, die Profeßion weiter fortzulernen, so machte ihn dies sehr niedergeschlagen, und besonders der Umstand, daß alsdenn die 20 Rthlr. Lehrgeld, so gut wie weggeschmissen, und seine mitgebrachten Betten, nach dem Handwerksgebrauch verlohren seyn würden. Diese auf den Fall umsonst gemachte Ausgabe seines Vaters, fiel ihm noch deshalb doppelt schmerzlich, weil er dasselbige Jahr, durch den späten Frost großen Schaden gelitten. Er sann daher auf Mittel und Wege, seines Vates Verlust zu ersetzen. Da er sich jederzeit vorzüglich gut aufgeführt, sezte sein Lehrherr nicht das geringste Mistrauen in ihn, sondern ließ ihn sehen, wo er sein Geld in die, in der Werkstatt befindliche Spinde hinlegte. Als dieser nun eines Sonntags mit seiner Familie spaziren gefahren, der Lehrbursche in der Werkstatt allein zu Hause war, und er bemerkt hatte, daß der Meister einige Tage vorher Geld in die Spinde gelegt, so gerieth er auf die Gedanken, den seit einiger Zeit gehabten Einfall: dem Meister so viel zu entwenden, als das Lehrgeld betrüge, bei dieser guten Gelegenheit auszuführen; weil er es in seinem Gewissen verantwortlich hielt, dem Meister wieder das abzunehmen, was er ohne Erfüllung der Bedingung behalten hätte, da ihn, wie er glaubte, sein schadhafter Finger

zu Auslernung seiner Profeßion untüchtig machen würde. Bei Untersuchung der Spinde bemerkte er, daß sie verschlossen und gut verwahrt sey. Hier fiel ihm ein, daß der Geselle einst erzählet, wie sich gewisse Diebe, durch Bohrung verschiedener Löcher, die Erbrechung einer Spinde erleichtert. Er nützte diesen Umstand, und nahm gegen Achtzig Thaler, größtentheils in Gold, dessen Werth er nicht kannte, heraus, weil er glaubte: nur ohngefehr so viel genommen zu haben, als das Lehrgeld betrüge, und ließ das andere liegen. Der Meister kam nach Hause, und der Diebstahl wurde denselben Abend nicht bemerkt. Noch hatte er bis dahin auf keine Bemäntelung oder Entschuldigung seiner That gedacht; allein im Bette fiel ihm ein: die Sache so einzuleiten, als ob auswärtige Diebe ins Haus gekommen. Er schlich sich daher aus seinem Bette in die Werkstatt nahm einen Sattel aus der Spinde, versteckte ihn unter einen Wagen unterm Schuppen, öfnete den Thorweg auf den Hof, warf einen seiner Strümpfe auf den Flur, gieng wieder zu Bett', und fing einige Zeit darauf, ein gewaltiges Geschrei an: daß Diebe im Hause wären. Das ganze Haus ward dabei munter, man bemerkte den Diebstahl, und die von dem Knaben gemachten Anstalten brachten alle auf den Verdacht, daß ein ehemaliger Hausknecht der Thäter sey. Der Knabe schwieg hierzu still, und der ehemalige Hausknecht wurde hier zur Untersuchung gezogen. Diesen unschuldigen Menschen zu

ret-

retten, glaubte er, seine Spukerei, die folgende Nacht, unter fast ähnlichen Umständen fortsetzen zu müssen, und gieng gar so weit, sich Abends vorher mit einem Messer das Halstuch entzwei zu schneiden. In der Nacht fieng er wieder ein Geschrei an, daß man ihn umbringen wolle, sagte zum Gesellen, daß jemand bei seinem Koffer gewesen, und schnapte denselben, da er ihn vorher leise aufgemacht, mit Gewalt zu, daß jener es in seiner Kammer hören konnte, und selbst auf den Verdacht gerieth, daß auswärtige Diebe an des Purschen Koffer gewesen. Auf den ehemaligen Hausknecht war nichts zu bringen, und nun fiel der Verdacht auf den Gesellen, welcher auch arretirt wurde. Diesen unschuldigen Menschen in dieser Lage zu wissen, gieng dem Knaben gleichfals unendlich nahe, und er beschloß, auch ihn, durch seine fortgesetzte Spukerei zu retten; ob er sich gleich stellte, als fürchte er sich recht sehr, und wolle nun nicht mehr länger im Hause bleiben, sondern zu seinen Eltern gehen. In einer der folgenden Nächte fand er sich in Ausführung seiner gewöhnlichen Spuckerei dadurch gehindert, daß die Glasthüre zur Werkstatt zu war, durch welche er in den Hof muste. Hier stieß er in der Unüberlegtheit das Fenster ein. Das von ihm herausgestoßene Glas, zeigte bei der Besichtigung, daß diese Spukerei von keinem außer dem Hause, sondern von dem Burschen selbst unternommen sein muste. Er wurde darauf verhört, läugnete aber alles, und ward gegen gestellte Caution

 sei-

seinem Vater überlassen, der ihn mit sich nach Hause nahm. Da ihn der Meister dessen ohnerachtet wieder annehmen wollte, gieng der Vater mit dem Knaben wieder nach der Stadt. Dieser gieng einige Schritt hinter dem Vater, und ließ das beständig bei sich getragene Geld in den Weg fallen, rief seinem Vater zu: daß dort etwas liege! dieser hob es auf, und als er das Gefundene untersuchte, gerieth er gleich auf den Argwohn, daß dies wol das entwendete Geld sey, und vom Knaben listiger Weise in den Weg geworfen worden. Er stellte den Burschen auf der Stelle ernstlich zur Rede; da dieser aber standhaft leugnete, den Vater versicherte, daß es jemand verlohren haben müste, und ihn bat: ihm zu erlauben, daß er es der Mutter nach Hause trüge, bis Nachfrage darnach geschähe, und hinzusetzte: daß, wenn nichts davon erwehnt würde, es ein kleiner Beitrag zu seiner Wanderschaft wäre; so ließ der Vater solches vor der Hand zwar geschehen; entdeckte aber doch, als ein ehrlicher Mann diesen Vorfall dem Sattler, und als derselbige einige nähere Beschreibung der entwendeten Geldsorten gab, und der Vater fand, daß es dies Geld sein müsse, brachte er es dem Meister zurück. Der Knabe, welcher unterdeß wieder zum Verhaft gezogen worden, läugnete noch immer, bis man ihn endlich überführte, weil der Lappen, in welchen das Geld gewickelt war, genau in den Abschnitt eines Stücks Leinwands paßte, so man in des Knaben Koffer gefunden, und welches

ihm

ihm seine Mutter zu Hemden mitgegeben. Er ward hierauf zu einjähriger Zuchthausstrafe, jedoch ohne infamirende Umstände verurtheilt. Der Kriminal-Senat schränkte die Strafe nur auf ein halb Jahr ein, und der Vater des Knaben erhielt, wegen seiner bekannten Rechtschaffenheit und Brauchbarkeit bei Auseinandersetzung der Gemeinheiten, auf eine Immediatvorstellung so viel, daß der Knabe nach zweimonathlicher, Zuchthausstrafe entlassen ward. Der rechtschaffene Sattler vergaß alles, und nahm ihn dessen ohnerachtet wieder in die Lehre.

Außerdem, was aus dieser Geschichte, für die Erfahrungsseelenlehre brauchbar seyn mögte, verdient sie auch noch deshalb allgemein bekannt zu werden; weil alle dabei intereßirte Personen in einem sehr vortheilhaften Licht erscheinen: So wie die ganz vortreflich instruirten Acten, und das auf Philosophie und Menschenkenntniß gegründete Urtheil, wenn sie der Welt vor Augen gelegt werden sollten, den augenscheinlichsten Beweis abgeben würden, daß die Criminal-Justiz der preußischen Gerichtshöfe, der Erleuchtung unsres Jahrhunderts völlig angemessen, und wenn sie überall adoptiret wäre, die Vorschläge des Herrn Schulz in seiner Sittenlehre keine besondre Aufmerksamkeit verdienten.

Rencke.

VIII.

VIII.

Grausamkeit eines gefangnen Soldaten gegen seinen eignen Körper.

Da ich seit meinen Universitätsjahren beständig einen siechen Körper trage, und mit einem anhaltenden aber nicht tödtenden Schmerz kämpfe, bin ich der gelehrten und großen Welt meist unbekannt geblieben, die beständige Hoffnung, mein Leiden bald zu endigen, hat auch alle Ruhmbegierde der Schriftstellerei so wohl, als der ausgebreiteten Praxis erstickt. Bloß für mich habe ich im Stillen gelebt, ganz unbemerkt, und wenn es meine Schmerzen erlaubten, mich mit einem guten Buche unterhalten. Ihr Magazin zur Erfahrungsseelenkunde kam mit unter meine Lektüre, sie erneuerte in meinem Gedächtniß, viele merkwürdige Ereugnisse, die ich im siebenjährigen Kriege so wohl in Preußischen als Kaiserlichen Lazarethen als Wundarzt zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Diese Beobachtungen, wovon manche gewiß sonderbar sind, haben zwar gewissermaßen meine Gesundheit untergraben helfen, daher ich mich mehr bemüht habe, selbe zu vergessen, als irgend einen Gebrauch davon zu machen.

Dennoch ist in mir bei Durchlesung und Vergleichung mancher Ihnen zugesandten Abhandlungen das Verlangen rege geworden, einige der merkwürdigsten an Ew. ꝛc. einzusenden, ich will vorerst nur mit einer den Anfang machen, sollte diese sich für

Ihren

Ihren Gebrauch schicken, und ich darüber Versicherung erhalten haben, so werde ich fernerhin mit mehreren aufzuwarten nicht ermangeln.

Ich bitte noch zu meiner Entschuldigung zu bemerken, daß ein Mensch der zwölf Jahr krank ist, zwar wahr, aber nicht schön schreiben kann.

Im Jahre 1762, da ich in der Kaiserlichen Gefangenschaft über ein Lazareth Preußischer Kranken in Grätz in Steuermarck die Aufsicht hatte, ereignete es sich, daß man Kaiserlicher Seits durch allerhand Drohungen die Preussen zu österreichischen Diensten zu zwingen suchte.

Ein Soldat Nahmens Salomon, aus dem Magdeburgischen gebürtig, (und wo ich nicht irre) vom Regiment des General Hülsen, der in seiner Heimath ein kleines Cossäthenguth, Frau und Kinder zurück gelassen hatte, übrigens ein recht patriotischer Brandenburger war; hatte einige Beispiele von halb gewaltthätigen Anwerbungen seiner Cammeraden gesehn, hierüber verfiel er in eine Art des Wahnsinns, wovon er nach Verlauf einiger Wochen durch dienliche Mittel wieder hergestellt wurde. Er war nun allem Anschein nach völlig verständig, erzählte wie er beim Finckschen Chor gefangen worden, wer seine Eltern gewesen, was seine Frau für eine brave Frau, und seine Kinder für liebe Kinder wären, und am Ende einer jeden ganz vernünftigen Erzählung, schloß

schloß er damit, man sähe hieraus, wie unmöglich es ihm sey, Kaiserliche Dienste anzunehmen. Diese Bitte wiederholte er täglich mit dem besten Anstand, und allem Anschein einer gesunden Vernunft.

Ohnvermerkt schlich sich dieser Salomon heimlich auf den Boden des Lazareths, schnitt sich mit einem stumpfen Brodtmesser den linken Daum ab, verband die Hand mit einem Tuch, kam wieder in diejenige Krankenstube, worin er gehörte, und erzählte bei einer Pfeife Taback, daß ihm wohl wissend sey, wie in Kaiserlichen Diensten kein fehlerhafter Mensch angenommen werde, und wie er sich nun vor allen ferneren Nachstellungen gesichert habe. Diese von Salomon selbst gemachte Amputation wurde bald und gut geheilt, während der Cur verhielt sich Salomon immer ruhig und friedlich, hatte die Liebe aller seiner Cammeraden, er war ihr unterhaltender Gesellschafter, war in allen Stücken vernünftig, bis auf einen Punkt, daß er jedesmahl den Medicum erwartete, und ihn bat, ihn mit den Kaiserlichen Diensten zu verschonen.

Einige Wochen nach seiner Heilung, schlich er sich zum zweiten mal auf den Boden, und schnitt mit einem stumpfen Messer, mit welchem er kurz vorher Taback geschnitten hatte, sein Scrotum genau in der Mitte durch, und sodann den rechten Testicul nebst denen ihn umgebenden Häuten rein weg, und kam kaltblütig zurück in die Stube. Seine Cameraden bemerkten das überall hervordringende Blut,

und

und befragten ihn deshalb, worauf er antwortete, es sey alles das seinige, und könne er damit machen, was er wolle. Es wurden sogleich alle Anstalten gemacht, die Verblutung zu stillen, und nach gehörigem Verband war Salomon ruhig, blieb im Bette, und wurde in sechs Wochen von seiner halben Castration geheilt. Nun blieb er 3 Monat in derselben Lage, er war gesund, aß und trank, gieng aber seit dieser Operation etwas krumm, und an einem Stock. Jeden Morgen erwartete er an der Thüre des Lazareths den Kaiserlichen Medicum, und wiederholte jedesmal seine Bitte, ihn nicht zum Dienst zu zwingen. Nach Verlauf besagter drei Monath schnitt sich dieser Salomon den zweiten Testicul nebst seinen Häuten weg; er wurde auch hier abermals glücklich geheilet, doch so, daß er nun ganz krumm gieng. Täglich fuhr er fort, seine Bitte zu erneuern, und sich auf seine Frau und Kinder zu berufen. Der Medicus, dem dieser tägliche Anlauf endlich zur Last wurde, antwortete in der Folge ganz kurz, daß die Kaiserin ihn nicht brauchen könne, und seine Frau sich seiner auch nicht freuen würde, wodurch Salomon jedesmal beruhiget wurde, und so verblieb bis zur Ranzion, da ich weiter nichts von seinem Schicksale erfahren habe.

Bei diesem Vorfall ist doch allerdings bemerkenswerth, daß ein Mensch, dem Anschein nach, sehr vernünftig und mit dem zartesten Gefühl für Vaterland, Frau und Kinder begabt, auf der andern Seite einen solchen Grad der Verrückung haben könne,

der

der ihn zu der grausamsten Operation abhärtet und hinleitet.

Schröder,
Doctor Medicinä.

IX.

Beispiel und Folgen einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem Tode.

Beim Durchlesen des Magazins zur Erfahrungsseelenkunde erinnere ich mich der seltenen Krankheit einer Bauersfrau meiner Gemeine, wovon ich die Hauptzüge in meinen Annotationen aufgezeichnet, hier mittheile:

Vor ohngefähr drei Jahren, wurde ich zu einer kranken Frau gerufen, ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Gleich bei meinem Eintritt in das Haus dieser Kranken fand ich deren ganze Familie, die zum Theil aus vernünftig denkenden Bauern bestand, versammlet, die auf mich wartete. Zwar sind dergleichen Versammlungen bei solcher Gelegenheit, (wie der fürtrefliche D. Leß für nöthig hält) hier gewöhnlich; nur diese, auf deren Gesichtern sich ein ungewöhnlich trüber Ernst und tiefes Nachdenken verbreitete, schien mir geheimnißvoll —. Dieser mir auffallende Anblick enträhtselte sich aber bald, als sich die ganze Gesellschaft um mich versammlete, und mir

mit

mit wehmüthiger Stimme zuflüsterte, daß ihre Verwandtin tiefsinnig sey, und schlechterdings sterben wolle. Dabei schien mir der Wortführer schüchtern und mehr zurückhaltend zu seyn, das mich neugieriger machte, in ihn zu dringen, mich nur zutraulich und dreist von dem Zustand dieser Patientin zu unterrichten. Darauf wurde mir denn entdeckt, jedoch ganz blöde, „daß die Patientin **seit ihrer** „**letztern Beichte,** (die an mehrern Orten hiesiger „Gegend noch Gebrauch ist) ganz tiefsinnig geworden, und beständig mit dem Gedanken, sie wolle und „müsse jetzt sterben, beschäftigt gewesen sei: ich hätte „vielleicht nachdrücklich gesprochen; sie wollten daher „bitten, meinen diesmaligen Vortrag besonders darnach einzurichten und zu mildern". Ich näherte mich der Person selbst, die mich mit anständiger Bescheidenheit empfing, auch ganz vernünftig alle meine Fragen beantwortete, die ich an sie that; nur wußte sie keinen weitern Grund von meiner Herbestellung und ihrem Zubettliegen anzugeben, als: sie wolle und müsse sterben. Ihre Blicke waren dabei wild und ihre Mienen bitter ernsthaft. Ich frug alsdenn nach dem Beruf, den sie jetzt zum Sterben zu haben vermeinte, den sie aber nur aus verschiednen misverstandnen biblischen Sprüchen und besonders aus einem für sie ganz unpassenden **schwärmerischen Liede** (Gottlob, daß auch diese Lieder, die so vielen Einfältigen zur Verirrung gereichten, durch bessere des neuen preußischen Gesangbuchs in dieser Gemeine willig

vertauscht sind — ich fürchte, auch von dieser Seite nun weniger) hernehmen zu können glaube.

Viele Mühe kostete es, ihre unrichtige Erklärung und Anwendung dieses Liedes zu berichtigen, auf dessen Autorität sie ihren Beruf sterben zu müssen gründete. Endlich gelang mir's, nachdem ich mit ihr über die Bestimmung des Menschen, über die Absicht ihres eignen Lebens und der Verbindung, worin sie sei, etwas umständlich gesprochen hatte, ihre jetzige Lieblingsmeinung zu schwächen. Beredete sie auch, nach vielem Widerstand, einen geschickten Arzt, den ich vorschlug, hohlen zu lassen, nach desselben genauer Befolgung sie gewiß von der Wahrheit meiner Rede und Vorstellung, daß ihr Ziel noch nicht da sei, überzeugt und andrer Meinung werden würde. Ich erfüllte hierauf die Absicht, weswegen ich eigentlich verlangt war, (doch nicht wie die Patientin vorher wünschte, zum Tode eingesegnet zu werden,) und verließ sie unter Anwünschung, daß sie Gott an Leib und Seele bald heilen wolle.

Einige Tage nachher wurde ich wieder verlangt — „denn die Kranke wolle jetzt sterben“ — Wie ich hinkam, war der Paroxismus, den ich noch nicht kannte, vorüber; die Patientin ganz blaß, entkräftet, und voll der Sterbensgedanken. Ich empfahl ihr, fleißig nach der Vorschift des Arztes zu mediciniren; gab ihr selbst einigemal ein, laß ihr Gesänge vor, die sich für sie paßten, schlug ihr auch ganze Stellen aus dem N. T. auf, die sie selbst oft lesen mögte.

Tages

Tages darauf wurde ich wieder gerufen, wo der Paroxismus ebenfalls vorüber war, doch aber bald zurückkehrte: hier wurde sie entfärbt wie der Tod; schrie zum Entsetzen jämmerlich; schlug mit Händen und Füßen so stark um sich, daß sie von drei bis vier Personen mit aller Macht muste gehalten werden; mit unter stieß sie kurze biblische Seufzer aus; blickte starr und steif; hörte mich reden — antwortete oft kurz, doch passend und vernünftig, nur all' ihre abgebrochnen Worte verriethen, daß ihre ganze Seele zu Todesgedanken gestimmt sey. Dieser Zustand dauerte über eine Stunde. Nachher war sie ganz matt, konnte kaum sprechen, wuste aber von allem, was vorgefallen war, nichts; gesehen hatte sie nichts, obgleich ihre Augen offen waren und starr sahen; gehört hätte sie ebenfalls nichts, auch gar keine Schmerzen empfunden, nur Aengstlichkeit, Bangigkeit.

Einige Tage darauf währte dieser Paroxismus an drei Stunden, wo der Zustand zwar der nämliche, nur weit heftiger und schaudervoller war, so daß sie mit vieler Mühe gehalten werden mußte; ihr unerträglicher Ton konnte in ziemlich weiter Entfernung gehört werden, daß alles herzulief, in Schreck, und die Gegenwärtigen in Furcht geriethen; selbst der Arzt und ich den schaudererregenden Anblick nicht aushalten konnten. Ihre Entkräftung war stärker, wie gewöhnlich, nur sie selbst wußte von nichts, ob ich gleich zu Anfang dieses Paroxismus viel

mit ihr gesprochen, und mit lauter Stimme zugeredet hatte, wobei sie oft in meine Worte fiel, und nichts Verstand- und Sinnloses anbrachte.

Dieser heftige Paroxismus minderte sich nach der gründlichen Vermuthung des geschickten Arztes, an Dauer und Heftigkeit allmälig; nur ihre Sinn- und Gefühllosigkeit blieb bei jedem Anfall, die nämliche. So oft er im Anzuge war, ergriffen die mannfesten Aufseher Hände und Füsse der Patientin, und in dieser höchst unbequemen Lage verlangte sie einst (der Paroxismus verminderte sich schon sehr) eine angezündete Pfeiffe Taback um etwas freier zu werden; so bald sie eine Hand los hatte, fuhr sie in aller Geschwindigkeit mit derselben zum Munde, um sie mit Gewalt zu zerbeissen. Ein andermal verlangte sie, ihre Hand loszulassen, die der Aufseher festhielt, sich die Nase zu wischen; ergrif aber, sobald sie los war, die Hand des Aufsehers, um sie zu beissen, statt ihrer eignen (die durch Gewalt wieder in Sicherheit gesetzt wurde) als sie jene nicht habhaft werden konnte. — Diese Zufälle waren in ihrer Heftigkeit äusserst schaudervoll, bei ihrer Minderung aber sonderbar und etwas gefährlich; schienen mit Ueberlegung und Bewustsein verbunden zu seyn, und doch wußte sie gleich nach dem Paroxismus von dem allen gar nichts. Mancherlei waren die Urtheile des gemeinen Mannes über diesen, besonders leztern Umstand, der aber doch nach vier bis sechs Wochen

durch

durch den Fleiß eines gründlichen Arztes vollkommen gehoben wurde.

Diese Frau ist übrigens an die 40; jetzt völlig gesund an Leib und Seele; sie ist von ernsthafter Gemüthsart, stille, nachdenkend, zur Melancholie geneigt, sonst aber gewissenhaft, und auch eine der christlichsten und bravsten Hausmütter dieser Gemeine.

Zur Hellen,
Pastor zu Dornberg in der Grafschaft Ravensberg.

X.

Sonderbarer Zustand eines nervenkranken Knaben.

Aus einem Briefe aus Schlesien.

Ein Schwestersohn von mir bekam in einem Alter von etwa neun Jahren, aus Schrecken vor einer mit der Nervenkrankheit geplagten Person, selbst diese Krankheit.

Nachdem er hievon genesen, verfiel er ein Jahr drauf, mithin also etwan mit zehn Jahren in eine Art von Schlafsucht, so daß er auch bei Tage, er mochte stehn oder sitzen, unversehens einschlief, und überhaupt weit mehr Zeit schlafend als wachend zubrachte.

Inzwischen konnte man, besonders, wenn er stehend schlief und man ihn nur hielt, damit er nicht umsinke, auch im Schlafe mit ihm sprechen, und ob er gleich die Augen, wenigstens dem Anschein nach, ganz zu hatte, so sahe und nennte er doch auf Befragen alle die Sachen, die man ihm vorhielt.

Ermunterte man ihn, so wußte er nichts von dem, was man mit ihm im Schlafe gesprochen hatte: man konnte aber von andern Sachen mit ihm sprechen: Bald schlief er wiederum ein; und dann konnte man den Faden der Unterredung, die man vorher im Schlafe mit ihn geführet, fortsetzen.

Erwachte er wieder, so wußte er abermahls nichts vom Gespräche im Schlafe, sondern nur von dem, was man vorher im Wachen mit ihm gesprochen hatte, und in dieser Art wechselte es darinn mit ihm ab, so daß es schiene, als ob er zwei Seelen, nehmlich eine für den Schlaf, und eine für die Zeit des Wachens hätte.

Dieser Zustand dauerte ein Vierteljahr. Nach Verlauf eines Jahres ließ sich wiederum die Nervenkrankheit spüren, wovon er jedoch bald wiederum durch ein Schrecken und durch einen von einem Oesterreichischen Soldaten, (denn es war zur Zeit des siebenjährigen Krieges,) erhaltenen harten Stoß mit dem Gewehr, wovon man ihn für todt aufhob, gänzlich hergestellet wurde. Jetzt ist der damalige Patient ein Kaufmann in Dessau.

Ritter.

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Zweifel an eigner Existenz.

Aus einem Briefe.

Ich erinnere mich verschiedener, der Spaldingischen ähnlichen Erfahrungen, nur im schwächern Grade, gehabt zu haben. Eine in ihrer Art ganz besondre Erfahrung, will ich Ihnen wenigstens doch kurz erzählen:

In meinem dreyzehnten Jahre fiel ich durch einen Zufall ins Wasser, in dessen grundlosen Boden ich so lange steckte, daß ich dem Ertrinken nahe war, bis ich endlich durch Hülfe andrer Leute wieder herausgebracht ward.

Von dieser Zeit an glaubte ich, so oft ich zu Selbstbetrachtungen kam, ich sei damals wirklich ertrunken; alles was ich sähe, hörte oder empfände, seyen keine wirklichen Empfindungen in der Körperwelt, sondern Erinnerungen aus dem vorigen Leben.

Ich glaubte keinen Körper mehr zu haben, sondern mich nur dem Geiste nach entweder auf der Erde aufzuhalten, oder doch solche Vorstellungen zu haben, als ob ich mich auf der Erde aufhielte.

Und alle diese Einbildungen hatte ich in Jahren, wo ich nichts von Skeptikern und Idealisten gehört hatte, wo ich aus meinem gehabten Religionsunterricht, mir Himmel und Hölle als zwei räumlich verschiedne Behälter denken mußte, und wo also meine dermalige Einbildung meinen sonstigen eingeschränkten Ideen gerade widersprach.

Diese Täuschung währte drei Jahre lang, bis ich den Ort meines Aufenthalts veränderte, und in ganz neue Situationen kam, worin mich endlich meine neuen Erfahrungen überzeugten, daß es würkliche sinnliche Empfindungen und keine Einbildungen wären. Ich weiß mir diesen sonderbaren Zustand nicht zu erklären.

F. A. Stroth.

II.

Todesahndung *).

Den 13ten Junius 1773 starb hieselbst (zu Bleicherode in der Grafschaft Hohenstein) ein junger Mensch

*) Dieser Aufsatz ist mir von einem bekannten und glaubwürdigen Mann mitgetheilt, und aus den Akten des Obercollegii Medici würklich genommen. Ich behalte mir vor, in der Folge über diese und ähnliche Vorfälle einiges zu sagen, was mir zu ihrer Erklärung zu dienen scheint.

A. d. H.

Mensch von vier und zwanzig Jahren, und die Art seines Todes machte einiges Aufsehen.

Er war ein Zwillingssohn eines hiesigen Raschmachers von gutem Vermögen, und er hatte seines Vaters Handwerk erlernet. Ueber ein halbes Jahr lang hatte derselbe über öftere, jedoch erträgliche Kopfschmerzen geklagt, und dennoch nichts dagegen gebraucht, als daß er einigemal sich schröpfen lassen und purgiret hatte. Bei allen dem hat er sein erlerntes Handwerk in dieser Zeit ordentlich fortgetrieben, neben her noch andere häußliche Geschäfte, woran er Vergnügen gehabt, abgewartet, und ist dabei kein Feind von Gesellschaften gewesen, sondern hat alle die Vergnügungen mit seinen Freunden und Bekannten, jedoch ohne Ausschweifung mitgemacht, denen Leute von seinem Alter gewöhnlich ergeben sind.

Den letzten Pfingsttag und also kurz vor seinem Ende, geht er noch mit einer starken Gesellschaft seiner Bekannten auf ein nahes Dorf, und macht sich mit Tanzen recht lustig, schweift aber weder im Trinken, noch in andern Stücken aus, verläßt auch die Gesellschaft zu rechter Zeit, und kehrt noch bei Tage nach Hause.

Kurz, man hat in keinem Stücke etwas melancholisches an ihm bemerken können. Den letzten Sonntag vor seinem Ende geht er spatzieren, er kömmt auf den Kirchhof, geht bei seines Bruders Grab, welcher vor sieben Jahren an einem hitzigen

Fieber gestorben war, und sagt zu seinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hie„her tragen“.

In dieser Woche nehmen die Kopfschmerzen zu, er klagt dabei von Tage zu Tage über mehrere Mattigkeit, arbeitet aber doch noch die Woche auf dem Gestelle bis auf den Freitag. Nachdem er an diesem Tage des Morgens aufgestanden, läßt er sich das Bette in die Stube bringen, declarirt gegen jedermann, daß er Morgen Abend um zehn Uhr sterben werde, und verlangt von seinem Beichtvater das heilige Abendmahl, das ihm auch gereicht wird, und wobei er sich nach dem Urtheil aller Anwesenden mit Beten und Singen und sonst ordentlich und vernünftig verhält.

Unterdessen kommt sein Vater nach Hause, der bei einem auswärtigen Medico sich Raths erhohlet hat. Er läßt sich zwar wohl einen Umschlag wider die Kopfschmerzen um den Kopf binden, nimmt aber innerlich nichts, sondern bleibt dabei, er müsse Morgen Abend um zehn Uhr sterben.

Die folgende Nacht hindurch bringt er mit unterbrochenem Schlummer zu. Beim Erwachen sagt er, er wäre bei den Engeln im Himmel gewesen, und als er das Blasen der Musikanten ohnweit seiner Nachbarschaft hört, versichert er, daß die Engel im Himmel viel schönere Musik machten. Endlich zeigt sich den Sonnabend ein offenbares Delirium, in dem er beständig mit den Fingern

gern am Bette zupft, dabei er immer viel spricht.

Als den Nachmittag die Gesellen seines Vaters Feierabend machen, nimmt er von einem jeden Abschied und ermahnet sie zu allem Guten; Er nöthigt auch seinen Vater, zehen Träger, die ihn zu Grabe tragen sollen, aufzuschreiben, die er ihm alle benennt. Endlich des Abends um zehn Uhr geräth er in eine völlige Wuth: Er schreiet heftig, redet von lauter fürchterlichen Dingen, macht fürchterliche Geberden und kann kaum von vielen Personen gebändigt werden.

Nachdem diese Scene mit einigen Remissionen, da er nemlich nicht so sehr wüthend gewesen, etwa drei Stunden oder drüber fortgedauert, wird er endlich des Nachts um ein Uhr dem Anschein nach ruhig, seine Helfer entfernen sich, um auszuruhen, als man aber wieder nach ihm siehet, ist er ohnbemerkt verschieden: daß er also desselben Tages gestorben, an welchem sein Bruder sieben Jahr vorher sein Leben geendigt hatte.

Nach seinem Tode hat man in einen Kleiderschrank von ihm eingeschrieben gefunden, daß ihm geträumet: er werde nach drei Jahren an eben dem Tage und um die Zeit sterben, da sein Bruder gestorben wäre.

III.

Fragment aus Anton Reisers Lebensgeschichte.

Antons Mutter hatte das Unglück, sich oft für beleidigt, und gern für beleidigt zu halten, auch wo sie es wirklich nicht war, um nur Ursach zu haben, sich zu kränken und zu betrüben, und ein gewisses Mitleiden mit sich selber zu empfinden, worinn sie eine Art von Vergnügen fand.

Leider scheint sie diese Krankheit auf ihren Sohn fortgeerbt zu haben, der jetzt noch oft vergeblich damit zu kämpfen hat.

Schon als Kind, wenn alle etwas bekamen, und ihm sein Antheil hingelegt wurde, ohne dabei zu sagen, es sey der seinige, so ließ er ihn lieber liegen, ob er gleich wußte, daß er für ihn bestimmt war, um nur die Süßigkeit des Unrechtleidens zu empfinden, und sagen zu können, alle andern haben etwas, und ich nichts bekommen!

Da er eingebildetes Unrecht schon so stark empfand, um so viel stärker mußte er das wirkliche empfinden. Und gewiß ist wohl bei niemanden die Empfindung des Unrechts stärker als bei Kindern, und niemanden kann auch leichter Unrecht geschehen; ein Satz, den alle Pädagogen täglich und stündlich beherzigen sollten. Oft konnte Anton stundenlang nachdenken, und Gründe gegen Gründe

de auf das genauste abwägen, ob eine erlittne Züchtigung von seinem Vater recht oder unrecht sey?

Jetzt genoß er in seinem eilften Jahre zum erstenmale das unaussprechliche Vergnügen verbotner Lektüre. Sein Vater war ein abgesagter Feind von allen Romanen, und drohete ein solches Buch sogleich mit Feuer zu verbrennen, wenn er es in seinem Hause fände. Demohngeachtet bekam Anton durch seine Base die schöne Banise, die Tausend und eine Nacht, und die Insel Felsenburg in die Hände, die er nun heimlich und verstohlen, obgleich mit Bewußtseyn seiner Mutter, in der Kammer las, und gleichsam mit unersättlicher Begierde verschlang.

Dieß waren einige der süssesten Stunden in seinem Leben. So oft seine Mutter hereintrat, drohete sie ihm bloß mit der Ankunft seines Vaters, ohne ihm selber das Lesen in diesen Büchern zu verbieten, woran sie ehemals ein eben so entzückendes Vergnügen gefunden hatte.

Die Erzählung von der Insel Felsenburg that auf Anton eine sehr starke Wirkung, denn nun gingen eine Zeitlang seine Ideen auf nichts geringers, als einmal eine große Rolle in der Welt zu spielen, und erst einen kleinen dann immer größern Cirkel von Menschen um sich her zu ziehen, von welchen er der Mittelpunkt wäre: dieß erstreckte sich immer weiter, und seine ausschweifende Einbildungskraft ließ ihn endlich sogar Thiere, Pflanzen, und leblose

Krea-

Kreaturen, kurz alles was ihn umgab, mit in die Sphäre seines Daseyns hineinziehen, und alles mußte sich um ihn, als den einzigen Mittelpunkt umherbewegen, bis ihm schwindelte. Dieses Spiel seiner Einbildungskraft machte ihn damals oft wonnevollere Stunden, als er je nachher wieder genossen hat.

So machte seine Einbildungskraft die meisten Leiden und Freuden seiner Kindheit. Wie oft, wenn er an einem trüben Tage bis zum Ueberdruß und Eckel in der Stube eingesperrt war, und etwa ein Sonnenstrahl durch eine Fensterscheibe fiel, erwachten auf einmal in ihm Vorstellungen vom Paradiese, von Elysium, oder von der Insel der Kalypso, die ihn ganze Stundenlang entzückten.

Aber von seinem zweiten und dritten Jahre an, erinnert er sich auch der höllischen Quaalen, die ihm die Mährchen seiner Mutter und seiner Base im Wachen und im Schlafe machten: wenn er bald im Traume lauter Bekannte um sich her sahe, die ihn plötzlich mit scheußlich verwandelten Gesichtern anblickten, bald eine hohe düstre Stiege hinaufging, und eine grauenvolle Gestalt ihm die Rückkehr verwehrte, oder gar der Teufel bald wie ein fleckichtes Huhn, bald wie ein schwarzes Tuch an der Wand ihm erschien.

Als seine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, jagte ihm jede alte Frau Furcht und Entsetzen ein, so viel hörte er beständig von Hexen und

Zau-

Zauberinnen; und wenn der Wind oft mit sonderbarem Geton durch die Hütte pfif, so nannte seine Mutter dieß, im allegorischen Sinn, den handlosen Mann, ohne weiter etwas dabei zu denken.

Allein sie würde es nicht gethan haben, hätte sie gewußt, wie manche grauenvolle Stunde und wie manche schlaflose Nacht dieser handlose Mann ihrem Sohne noch lange nachher gemacht hat.

Insbesondre waren immer die letzten vier Wochen vor Weihnachten für Anton ein Fegefeuer, wogegen er gern den mit Wachslichtern besteckten und mit übersilberten Aepfeln und Nüssen behängten Tannenbaum entbehrt hätte.

Da ging kein Tag hin, wo sich nicht ein sonderbares Getöse wie von Glocken, oder ein Scharren draußen vor der Thüre, oder eine dumpfe Stimme hätte hören lassen, die den sogenannten Ruprecht oder Vorgänger des heiligen Christes anzeigte, den Anton dann im ganzen Ernst für einen Geist oder ein übermenschliches Wesen hielt, und so ging auch diese ganze Zeit über keine Nacht hin, wo er nicht mit Schrecken und Angstschweiß vor der Stirne aus dem Schlaf erwachte.

Dieß währte bis in sein achtes Jahr, wo erst sein Glaube an die Wirklichkeit des Ruprechts sowohl als des heiligen Christes an zu wanken fing.

So theilte ihm seine Mutter auch eine kindische Furcht vor dem Gewitter mit. Seine einzige Zuflucht war alsdann, daß er so fest er konnte die Hän-

Hände faltete, und sie nicht ehr wieder auseinander ließ, bis das Gewitter vorüber war; dieß nebst dem über sich geschlagnen Kreuze war auch seine Zuflucht, und gleichsam eine feste Stütze, so oft er allein schlief, weil er dann glaubte, es könnten ihm weder Teufel noch Gespenster etwas anhaben.

Seine Mutter hatte einen sonderbaren Ausdruck, daß einem, der vor einem Gespenste fliehen will, die Fersen lang werden, dieß fühlte er im eigentlichen Verstande, so oft er im Dunkeln etwas Gespensterähnliches zu sehen glaubte. Auch pflegte sie von einem Sterbenden zu sagen, daß ihm der Tod schon auf der Zunge sitze; dieß nahm Anton ebenfalls im eigentlichen Verstande, und als der Mann seiner Base starb, stand er neben dem Bette, und sahe ihm sehr scharf in den Mund, um den Tod auf der Zunge desselben, etwa, wie eine kleine schwarze Gestalt, zu entdecken.

Die erste Vorstellung über seinen kindischen Gesichtskreis hinaus, bekam er ohngefähr im vierten Jahre, als seine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, und eines Abends mit einer alten Nachbarin, ihm, und seinen Stiefbrüdern allein in der Stube saß.

Das Gespräch fiel auf Antons kleine Schwester, die vor kurzem in ihrem zweiten Jahre gestorben war, und worüber seine Mutter beinahe ein Jahrlang untröstlich blieb.

Wo

Wo wohl jetzt Julchen seyn mag? sagte sie nach einer langen Pause, und schwieg wieder. Anton blickte nach dem Fenster hin, wo durch die düstre Nacht kein Lichtstrahl schimmerte, und fühlte zum erstenmale die wunderbare Einschränkung, die seine damalige Existenz von der gegenwärtigen beinahe so verschieden machte, wie das Daseyn vom Nichtseyn. .

Wo mag jetzt wohl Julchen seyn? dachte er seiner Mutter nach, und Nähe und Weite, Gegenwart und Zukunft blitzte durch seine Seele. Seine Empfindung dabei mahlt kein Federzug, tausendmal ist sie wieder in seiner Seele, aber nie mit der ersten Stärke erwacht.

Wie groß ist die Seeligkeit der Einschränkung, die wir doch aus allen Kräften zu fliehen suchen! Sie ist wie ein kleines glückliches Eiland in einem stürmischen Meere: wohl dem, der in ihren Schooße sicher schlummern kann, ihn weckt keine Gefahr, ihm drohen keine Stürme. Aber wehe dem, der von unglücklicher Neugier getrieben, sich über dies dämmernde Gebürge hinauswagt, das wohlthätig seinen Horizont umschränkt:

Er wird auf einer wilden stürmischen See von Unruh und Zweifel hin und her getrieben, sucht unbekannte Gegenden in grauer Ferne, und sein kleines Eiland, auf dem er so sicher wohnte, hat alle Reize für ihn verlohren.

Eine von Antons seeligsten Erinnerungen aus den frühesten Jahren seiner Kindheit ist, als seine Mutter ihn in ihren Mantel eingehüllt, durch Sturm und Regen trug. Auf dem kleinen Dorfe war die Welt ihm schön, aber hinter dem blauen Berge, nach welchem er immer sehnsuchtsvoll blickte, warteten schon die Leiden auf ihn, die die Jahre seiner Kindheit vergällen sollten.

Da ich einmal in meiner Geschichte zurückgegangen bin, um Antons erste Empfindungen und Vorstellungen von der Welt nachzuhohlen, so muß ich hier noch zwei seiner frühesten Erinnerungen anführen, die seine Empfindung des Unrechts betreffen.

Er ist sich deutlich bewußt, wie er im zweiten Jahre, da seine Mutter noch nicht mit ihm auf dem Dorfe wohnte, von seinem Hause nach dem gegenüberstehenden, über die Straße hin und wieder lief, und einem wohlgekleideten Manne in den Weg rannte, gegen den er heftig mit den Händen ausschlug, weil er sich selbst und andre zu überreden suchte, daß ihm Unrecht geschehen sey, ob er gleich innerlich fühlte, daß er der beleidigende Theil war.

Diese Erinnerung ist wegen ihrer Seltenheit und Deutlichkeit merkwürdig; auch ist sie ächt, weil der Umstand an sich zu geringfügig war, als daß ihm nachher jemand davon hätte erzählen sollen.

Die zweite Erinnerung ist aus dem vierten Jahre, wo seine Mutter ihn wegen einer wirklichen

Unart

Unart schalt; indem er sich nun grade auszog, fügte es sich, daß eines seiner Kleidungsstücke mit einigem Geräusch auf den Stuhl fiel: seine Mutter glaubte, er habe es aus Trotz hingeworfen, und züchtigte ihn hart.

Dieß war das erste wirkliche Unrecht, was er tief empfand, und was ihm nie aus dem Sinne gekommen ist; seit der Zeit hielt er auch seine Mutter für ungerecht, und bei jeder neuen Züchtigung fiel ihm dieser Umstand ein.

Ich habe schon erwähnt, wie ihm der Tod in seiner Kindheit lächerlich vorgekommen sey. Dieß dauerte bis in sein zehntes Jahr, als einmal eine Nachbarinn seine Eltern besuchte, und erzählte, wie ihr Vetter, der ein Bergmann war, von der Leiter hinunter in die Grube gefallen sey, und sich den Kopf zerschmettert habe.

Anton hörte aufmerksam zu, und bei dieser Kopfzerschmetterung dachte er sich auf einmal ein gänzliches Aufhören vom Denken und Empfinden, und eine Art von Vernichtung und Ermanglung seiner selbst, die ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllte, so oft er wieder lebhaft daran dachte. Seit der Zeit hatte er auch eine starke Furcht vor dem Tode, die ihm manche traurige Stunde machte.

Noch muß ich etwas von seinen ersten Vorstellungen, die er sich ebenfalls ohngefähr im zehnten Jahre von Gott und der Welt machte, sagen.

Wenn oft der Himmel umwölkt, und der Horizont klein war, fühlte er eine Art von Bangigkeit, daß die ganze Welt wiederum mit eben so einer Decke umschlossen sey, wie die Stube, worinn er wohnte, und wenn er dann mit seinen Gedanken über diese gewölbte Decke hinausging, so kam ihm diese Welt an sich viel zu klein vor, und es däuchte ihm, als müsse sie wiederum in einer andern eingeschlossen seyn, und das immer so fort.

Eben so ging es ihm mit seiner Vorstellung von Gott, wenn er sich denselben als das höchste Wesen denken wollte.

Er saß einmal in der Dämmerung an einem trüben Abend allein vor seiner Hausthüre, und dachte hierüber nach, indem er oft gen Himmel blickte, und dann wieder die Erde ansahe, und bemerkte, wie sie selbst gegen den trüben Himmel so schwarz und dunkel war.

Ueber dem Himmel dachte er sich Gott, aber jeder, auch der höchste Gott, den sich seine Gedanken schufen, war ihm zu klein, und mußte immer wieder noch einen größern über sich haben, gegen den er ganz verschwand, und so ins Unendliche fort.

Doch hatte er hierüber nie etwas gelesen noch gehört. Was am sonderbarsten war, so gerieth er durch sein beständiges Nachdenken und in sich gekehrt seyn, sogar auf den Egoismus, der ihn beinahe hätte verrückt machen können.

Weil

Weil nehmlich seine Träume größtentheils sehr lebhaft waren, und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen schienen; so fiel es ihm ein, das er auch wohl am hellen Tage träume, und die Leute um ihn her nebst allem, was er sahe, Geschöpfe seiner Einbildungskraft seyn könnten.

Dieß war ihm ein erschrecklicher Gedanke, und er fürchtete sich vor sich selber, so oft es ihm einfiel, auch suchte er sich dann wirklich durch Zerstreuung von diesen Gedanken loß zu machen.

Nach dieser Ausschweifung wollen wir der Zeitfolge gemäß in Antons Geschichte wieder fortfahren, den wir eilf Jahr alt bei der Lektüre der schönen Banise und der Insel Felsenburg verlassen haben. Er bekam nun auch Fenelons Todtengespräche, nebst dessen Erzählungen zu lesen, und sein Schreibemeister fing an, ihn eigne Briefe und Ausarbeitungen machen zu lassen.

Dieß war für Anton eine noch nie empfundne Freude. Er fing nun an, seine Lektüre zu nutzen, und hie und da Nachahmungen von dem Gelesnen anzubringen, wodurch er sich den Beifall und die Achtung seines Lehrers erwarb.

Sein Vater musicirte mit in einem Konzert, wo Ramlers Tod Jesu aufgeführt wurde, und brachte einen gedruckten Text davon mit zu Hause. Dieser hatte für Anton so viel Anziehendes, und übertraf alles Poetische, was er bisher gelesen hatte, so

so weit, daß er ihn so oft, und mit solchem Entzücken las, bis er ihn beinahe auswendig wußte.

Durch diese einzige so oft wiederhohlte zufällige Lektüre bekam sein Geschmack in der Poesie eine gewisse Bildung und Festigkeit, die er seit der Zeit nicht wieder verloren hat; so wie in der Prose durch den Telemach; denn er fühlte bei der schönen Banise und Insel Felsenburg, ohngeachtet des Vergnügens, daß er darinn fand, doch sehr lebhaft das Abstechende und Unedlere in der Schreibart.

Von poetischer Prose fiel ihm Carl v. Mosers Daniel in der Löwengrube in die Hände, den er verschiednemale durchlas, und woraus auch sein Vater zuweilen vorzulesen pflegte.

Die Wirthin im Hause, eine Schusterfrau, ließ sich von Anton gerne daraus vorlesen, weil es ihr so moralisch klang: moralisch hieß nehmlich bei ihr so viel als erhaben; und von einen gewissen Prediger, der immer in einem sehr schwülstigen Tone sprach, sagte sie, daß er ihr gefiele, weil er so moralisch predige; auch ein Beweiß, wie sehr man sich in Büchern und Reden für das Volk dergleichen Ausdrücke zu enthalten habe, die unter uns nicht populär sind; in England weiß der ungebildetste Mensch, was morals heißt.

Diese Schusterfrau war übrigens eine sehr verständige Frau, und ihr Sohn, der das Handwerk trieb, ein heller Kopf, den aber seine zu starke Empfindlichkeit schon frühzeitig zu religiösen

Schwär-

Schwärmereien verleitete, wovon er nachher durch eigne Kraft und vernünftige Ueberlegung zurückkam. Dieser Schuster ist nachher beständig für Anton eine sehr merkwürdige Person geblieben.

Antons Vater ließ ihm auf Zureden einiger Bekannten, in seinem zwölften Jahre, in der öffentlichen Stadtschule eine lateinische Privatstunde besuchen, damit er wenigstens auf alle Fälle, wie es hieß, einen Kasum solle setzen lernen. In die übrigen Stunden der öffentlichen Schule aber, worinn Religionsunterricht die Hauptsache war, wollte ihn sein Vater, zum größten Leidwesen seiner Mutter und Anverwandten, schlechterdings nicht schicken.

Nun war doch einer von Antons eifrigsten Wünschen, einmal in eine öffentliche Stadtschule gehen zu dürfen, zum Theil erfüllt.

Beim ersten Eintritt waren ihm schon die dicken Mauren, dunkeln gewölbten Gemächer, hundertjährigen Bänke, und vom Wurm durchlöcherten Katheder, nichts wie Heiligthümer, die seine Seele mit Ehrfurcht erfüllten.

Der Konrektor, ein kleines muntres Männchen, flößte ihm ohngeachtet seiner nicht sehr gravitätischen Miene, dennoch durch seinen schwarzen Rock und Stutzperucke einen tiefen Respekt ein.

Dieser Mann ging noch auf einen ziemlich freundschaftlichen Fuß mit seinen Schülern um: gewöhnlich nannte er zwar einen jeden **ihr**, aber

die vier öbersten, welche er auch in Scherz Veteraner hieß, wurden vorzugsweise er genannt.

Ob er dabei gleich sehr strenge war, hat doch Anton niemals einen Vorwurf noch weniger einen Schlag von ihm bekommen: er glaubte daher auch in der Schule immer mehr Gerechtigkeit, als bei seinen Eltern zu finden.

Er mußte nun anfangen, den Donat auswendig zu lernen, allein freilich hatte er einen wunderbaren Accent, der sich bald zeigte, da er gleich in der zweiten Stunde sein Mensa auswendig hersagen mußte, und indem er Singulariter und Pluraliter sagte, immer den Ton auf die vorletzte Silbe legte, weil er sich beim Auswendiglernen dieses Pensums, wegen der Aehnlichkeit dieser Wörter mit Amariter, Jebusiter, u. s. w., fest einbildete, die Singulariter wären ein besonders Volk, das Mensa, und die Pluraliter ein andres Volk, das Mensä gesagt hätte.

Wie oft mögen ähnliche Mißverständnisse veranlaßt werden, wenn der Lehrer sich mit dem ersten Worte des Lehrlings begnügen läßt, ohne in den Begrif desselben weiter einzudringen!

Auch laß Anton schon damals nach seiner Art das lateinische ae wie unser deutsches å, welches in neuern Zeiten von verschiednen angenommen ist; damals ward er von allen seinen Mitschülern, und vom Konrektor selber darüber ausgelacht.

Nun

Nun ging es rasch an das Auswendiglernen. Das amo, amem, amas, ames, ward bald nach dem Takte hergebetet, und in den ersten sechs Wochen wußte er schon sein oportet auf den Fingern herzusagen; dabei wurden täglich Vokabeln auswendig gelernt, und weil ihm niemals eine fehlte, so schwang er sich in kurzer Zeit von einer Stuffe zur andern empor, und rückte immer näher an die Veteraner heran.

Welch eine glückliche Lage, welch eine herrliche Laufbahn für Anton, der nun zum erstenmale in seinem Leben einen Pfad des Ruhms vor sich eröfnet sahe, was er so lange vergeblich gewünscht hatte.

Auch zu Hause brachte er diese kurze Zeit ziemlich vergnügt zu, indem er alle Morgen, während daß seine Eltern Kaffee tranken, ihnen aus dem Thomas von Kempis von der Nachfolge Christi vorlesen mußte, welches er sehr gern that.

Es ward alsdann darüber gesprochen und er durfte auch zuweilen sein Wort dazu geben. Uebrigens genoß er das Glück, nicht viel zu Hause zu seyn, weil er noch die Stunden seines alten Schreibmeisters zu gleicher Zeit besuchte, den er, ohngeachtet mancher Kopfstöße, die er von ihm bekommen hatte, so aufrichtig liebte, daß er alles für ihn aufgeopfert hätte.

Denn dieser Mann unterhielt sich mit ihm und seinen Mitschülern oft in freundschaftlichen und

 nütz-

nützlichen Gesprächen, und weil er sonst von Natur ein ziemlich harter Mann zu seyn schien, so hatte seine Freundlichkeit und Güte desto mehr Rührendes, das ihm die Herzen gewann.

So war nun Anton einmal auf einige Wochen in einer doppelt glücklichen Lage: aber wie bald wurde diese Glückseeligkeit zerstört! Damit er sich seines Glücks nicht überheben sollte, waren ihm fürs erste schon starke Demüthigungen zubereitet.

Denn ob er nun gleich in Gesellschaft gesitteter Kinder unterrichtet ward, so ließ ihn doch seine Mutter die Dienste der niedrigsten Magd verrichten.

Er mußte Wasser tragen, Butter und Käse aus den Kramläden hohlen, und wie ein Weib mit dem Korbe im Arm auf den Markt gehen, um Eßwaaren einzukaufen.

Wie innig es ihn kränken mußte, wenn alsdann einer seiner glücklichern Mitschüler hönischlächelnd vor ihm vorbeiging, darf ich nicht erst sagen.

Doch dieß verschmerzte er noch gerne, gegen das Glück in eine lateinische Schule gehen zu dürfen, wo er nach zwei Monathen so weit gestiegen war, daß er nun an den Beschäftigungen des öbersten Tisches oder der sogenannten vier Veteraner mit Theil nehmen konnte.

Um diese Zeit führte ihn auch sein Vater zum erstenmale zu einem äußerst merkwürdigen Manne in H., der schon lange der Gegenstand seiner Gespräche

sprāche gewesen war. Dieser Mann hieß Tischer, und war hundert und fünf Jahr alt.

Er hatte Theologie studiert, und war zuletzt Informator bei den Kindern eines reichen Kaufmanns in H. gewesen, in dessen Hause er noch lebte, und von dem gegenwärtigen Besitzer desselben, der sein Eleve gewesen, und jetzt selber schon beinahe ein Greiß geworden war, seinen Unterhalt bekam.

Seit seinem funfzigsten Jahre war er taub, und wer mit ihm sprechen wollte, mußte beständig Dinte und Feder bei der Hand haben, und ihm seine Gedanken schriftlich aufsetzen, die er dann sehr vernehmlich und deutlich mündlich beantwortete.

Dabei konnte er noch im hundert und fünften Jahre sein kleingedrucktes griechsches Testament ohne Brille lesen, und redete beständig sehr wahr und zusammenhängend, obgleich oft etwas leise, oder lauter als nöthig war, weil er sich selber nicht hören konnte.

Im Hause war er nicht anders, als unter dem Nahmen **der alte Mann** bekannt. Man brachte ihm sein Essen, und sonstige Bequemlichkeiten, übrigens bekümmerte man sich nicht viel um ihn.

Eines Abends also, als Anton gerade bei seinem Donat saß, nahm ihn sein Vater bei der Hand und sagte: komm, jetzt will ich Dich zu einem Manne führen, in dem Du den heiligen Antonius, den heiligen Paulus, und den Erzvater Abraham wieder erblicken wirst.

Und

Und indem sie hingingen, bereitete ihn sein Vater immer noch auf das, was er nun bald sehen würde, vor.

Sie traten ins Haus. Antons Herz pochte. Sie gingen über einen langen Hof hinaus, und stiegen eine kleine Windeltreppe, die sie in einen langen dunkeln Gang führte, worauf sie wieder eine andre Treppe hinauf, und dann wieder einige Stuffen hinabstiegen: dieß schienen Anton labyrinthische Gänge zu seyn.

Endlich öfnete sich linker Hand eine kleine Aussicht, wo das Licht durch einige Fensterscheiben erst von einem andern Fenster hineinfiel.

Es war schon im Winter, und die Thüre auswendig mit Tuch behangen; Antons Vater eröfnet sie: es war in der Dämmerung, das Zimmer weitläuftig und groß, mit dunkeln Tapeten ausgeziert, und in der Mitte an einem Tische, worauf Bücher hin und her zerstreut lagen, saß der Greiß auf einem Lehnsessel.

Er kam ihnen mit entblößten Haupt entgegen. Das Alter hatte ihn nicht darnieder gebückt, er war ein langer Mann, und sein Ansehn war groß und majestätisch. Die schneeweißen Locken zierten seine Schläfe, und aus seinen Augen blickte eine unnennbare sanfte Freundlichkeit hervor. Sie setzten sich.

Antons Vater schrieb ihm einiges auf. Wir wollen beten, fing der Greiß nach einer Pause an, und meinen kleinen Freund mit einschließen.

Darauf

Darauf entblößte er sein Haupt und kniete nieder, Antons Vater neben ihm zur rechten, und Anton zur linken Seite.

Freilich fand er nun alles, was ihm sein Vater gesagt hatte, mehr als zu wahr. Er glaubte wirklich neben einem der Apostel Christi zu knieen, und sein Herz erhob sich zu einer hohen Andacht, als der Greiß seine Hände ausbreitete, und mit wahrer Inbrunst sein Gebet anhub, das er bald mit lauter, bald mit leiserer Stimme fortsetzte.

Seine Worte waren, wie eines, der schon mit alle seinen Gedanken und Wünschen jenseit des Grabes ist, und den nur noch ein Zufall etwas länger, als er glaubte, disseits verweilen läßt.

So waren auch alle seine Gedanken aus jenem Leben gleichsam herüber geholt, und so wie er betete, schienen sich seine Augen, und seine Stirne zu verklären.

Sie standen vom Gebet auf, und Anton betrachtete nun den alten Mann in seinem Herzen beinahe schon wie ein höheres, übermenschliches Wesen; und als er den Abend zu Hause kam, wollte er schlechterdings mit einigen seiner Mitschüler sich nicht auf einem kleinen Schlitten im Schnee herumfahren, weil ihm dieß nun viel zu unheilig vorkam, und er den Tag dadurch zu entweihen glaubte.

Sein Vater ließ ihn nun öfters zu diesem alten Manne gehen, und er brachte fast die ganze Zeit des Tages bei ihm zu, die er nicht in der Schule war.

Als-

Alsdann bediente er sich dessen Bibliothek, die größtentheils aus mystischen Büchern bestand, und las viele davon von Anfang bis zu Ende durch. Auch gab er dem alten Manne oft Rechenschaft von seinen Progressen im Lateinischen, und von den Ausarbeitungen bei seinem Schreibemeister. So brachte Anton ein paar Monathe ganz ungewöhnlich glücklich zu.

Aber welch ein Donnerschlag war es für Anton, als ihm beinahe zu gleicher Zeit die schreckliche Ankündigung geschahe, daß noch mit diesem Monathe seine lateinische Privatstunde aufhören, und er zugleich in eine andere Schreibeschule geschickt werden solle.

Thränen und Bitten halfen nichts, der Ausspruch war gethan. Vierzehn Tage wußte es Anton vorher, daß er die lateinische Schule verlassen sollte, und je höher er nun rückte, desto größer ward sein Schmerz.

Er grif also zu einem Mittel, sich den Abschied aus dieser Schule leichter zu machen, den man einem Knaben von seinem Alter kaum hätte zutrauen sollen, anstatt, daß er sich bemühete, weiter heraufzukommen, that er das Gegentheil, und sagte entweder mit Fleiß nicht, was er doch wußte, oder legte es auf andre Weise darauf an, täglich eine Stuffe hinunter zu kommen, welches sich der Konrektor und seine Mitschüler nicht erklären konnten, und ihm oft ihre Verwundrung darüber bezeugten.

Anton

Anton allein wußte die Ursach davon, und trug seinen geheimen Kummer mit nach Hause und in die Schule. Jede Stuffe, die er auf die Art freiwillig herunterstieg, kostete ihm tausend Thränen, die er heimlich zu Hause vergoß, aber so bitter diese Arznei war, die er sich selbst vorschrieb, so that sie doch ihre Wirkung.

Er hatte es selber so veranstaltet, daß er gerade am letzten Tage der unterste werden mußte. Allein dieß war ihm zu hart. Die Thränen standen ihm in den Augen, und er bat, man möchte ihn nur noch heute an seinem Orte sitzen lassen, morgen wolle er gern den untersten Platz einnehmen.

Jeder hatte Mitleiden mit ihm, und man ließ ihn sitzen. Den andern Tag war der Monath aus, und er kam nicht wieder.

Wie viel ihm diese freiwillige Aufopfrung gekostet habe, läßt sich aus dem Eifer und der Mühe schließen, wodurch er sich jeden höhern Platz zu erwerben gesucht hatte.

Oft wenn der Konrektor in seinem Schlafrock aus dem Fenster sahe, und er vor ihm vorbeiging, dachte er, o könntest du doch dein Herz gegen diesen Mann ausschütten, aber dazu schien ihm die Entfernung zwischen ihm und seinem Lehrer noch viel zu groß zu seyn.

IV.

Selbstgeständnisse des Herrn Doktor Semler von seinen Charakter und Erziehung.

I. Von seinen Kinderjahren.

Von meinem Leben als Kind kann ich eben so wenig, als viele andre Menschen, viel auffallendes und großes erzählen.

Ich war sehr beliebt, das weiß ich, meine Mutter wendete alles an, mir darin noch mehr beförderlich zu sein. Ich war noch dazu überaus glücklich durch die Pocken gekommen, die meiner Schwester desto mehr Schaden gethan hatten.

Lesen, etwas schreiben und rechnen konnte ich schon zu Hause; mein Vater und Bruder sorgten dafür, und meine Mutter half, wo sie nur von der Haushaltung abkommen konnte, dazu, daß ich sehr bald recht gut lesen konnte.

Viele Sprüche, Verse aus Liedern lernte ich eben so, durch ihre tägliche Vorsorge und Anleitung. Da sie mich sehr liebte, als den letzten noch übrig gebliebenen Sohn, außer meinem noch viel ältern Bruder; so suchte sie mir Eindrücke beizubringen, die mich für Schaden und Nachtheil gewisser bewahren möchten.

Sie gewöhnte mich zu einer geraden Aufrichtigkeit, erst bei ihr um alles zu fragen; zum öftern

Anden-

Andenken, an den Unterschied böser Menschen, die ich kennen lernte durch ihre Unfälle, davon man fast täglich was erzählte.

Ich habe oft nachher mit Vergnügen zurückgedacht, nachdem ich von dem so großen Pabst Hadrian dem Sechsten gelesen habe, daß er auch seiner Mutter die erste Erziehung bis ins sechste und siebente Jahr oft gedankt habe, wegen der festen Eindrücke, die sein kindlich Alter davon angenommen, und in unveränderlichen Keimen und Sprossen nach und nach fortgesetzt hat.

Esopi Fabeln mußte ich gar oft wieder erzählen; eine Anzahl lateinischer Vocabeln gab mir mein Bruder die Woche zwei bis dreimal auf, und wenn ich sie gut lernte, bekam ich von meinem Vater ein Lob über Tische, etwas geschenkt, oder durfte mit ihm spatzieren gehen, da ich immer mehr Vocabeln lernte, und auf vorkommende Dinge schon anwendete.

II. Von seinen Jugendjahren.

Semlers Vater, welcher in Saalfeld Prediger und ein gerader ehrlicher Mann von sehr gesunder Vernunft war, hatte sich doch noch in seinem Alter zu der damals herrschenden Parthei der sogenannten Frommen, nebst seinem ältesten Sohne, mit hinüberziehen lassen, und wollte nun auch, daß sein jüngster Sohn sich zu dieser Parthei schlagen,

 und

und ein sogenannter Wiedergebohrner werden solle. Der junge Semler sträubte sich lange dagegen, bis ihn endlich ein sonderbarer Vorfall darzu bewog, den wir ihn selbst wollen erzählen lassen.

„Immer mehr wurde ich von nun an in die Klemme gebracht, daß mir wirklich Essen und Trinken darum unangenehm wurde, weil ich meinem guten Vater unter den Augen sitzen, und sein stetes Anliegen täglich aufs neue bemerken mußte. Ein Sonntag war endlich schrecklich für mich.

Ich hatte schon lange Zeit her, zum Dank für meinen Claviermeister, ihm die Frühkirchen abgenommen, die zumal im Winter dem schwächlichen Manne sehr beschwerlch fielen.

Er mußte im Schnee und Regen von seinem Häusgen an, den weiten Weg in die Stadtkirche und über eine sehr hohe Kirchentreppe machen. Wenn er also nicht kommen wollte, so schickte er mir Abends die Orgelschlüssel und die Lieder zu, da ich dann auf Clavier und Pedal sie vorher gut genug mir bekannt machen konnte, wenn ja eine schwere Melodie vorkam.

Vor der Amtspredigt, stund ich auch meist gleich hinter ihm, wenn er mir winken wollte, die Orgel zu nehmen, indem ihm zuweilen nicht wohl wurde. Diesen Sonntag hatte er die Amtspredigt zu bedienen; er hatte seine andächtigen vielen Gebete mit gewöhnlicher Inbrunst hergesagt, welches in der That

mir

mir allemal erbaulich zu sehen war; so inbrünstig und ohne alle Menschenfurcht hielt er seine Andacht.

Allein wie nach dem Kyrie das Lied, **Allein Gott in der Höh sey Ehr**, angefangen werden sollte, merkte man schon eine Unordnung im Pedal, wo ein Ton unaufhörlich fortschallte, nach und nach fehlete es auch in der rechten Hand; und der Cantor hieß mich gleich fortspielen, und dem Organisten herunter helfen; es hatte ihn ein Schlagfluß getroffen.

Ich spielte also fort, bis die Kirche aus war; und der Cantor bestellte mich wieder bis auf weitere Einrichtung. Wie ich zu Hause komme, so erzählte ich die Sache, ganz **modest**, um nicht zu pralen.

Mein Vater sagte, dieß habe ich lange für mich ebenfalls gefürchtet, und die Ursach kann der wohl wissen. Er wies auf mich. Mein Bruder war eben zugegen, wie er uns gemeiniglich des Sonntags besuchte; der sagte: Deus habeat suas horas et moras; und die distinctiones gratiae —

Indessen redete er auch mit mir, warum ich nicht in diese Versammlungsstunde gehen wollte. Die kindliche Hochachtung überwand mich also; daß ich sogleich beschloß, mit **Krause** und **Lorenz***), die ohnehin in der Classe meiner Nachbaren waren, nach und nach, anhänglicher umzugehen.

*) Zween junge Leute von der frommen Brüderschaft.

Diese bezeugten eine sehr grosse Freude; nahmen mich mit in die nächsten Stunden. Es machte großes Aufsehen in der Stadt; die Parthei ließ es zu sehr merken, daß ihr an Unterwerfung mehr als an wahrer Tugend, die ohnehin Naturwerk hieß, gelegen sei.

Ich kann nicht sagen, daß mich in der ersten Zeit diese Stunde sehr bewegt oder gerührt hätte; so gar viel abgeschmacktes kam vor, unter den Erzählungen des Seelenzustandes nach den einzelnen Tagen und Stunden; von dem Seelenfreund — — immer einerlei; nur immer schlechter und gezwungener.

Nach und nach konnte ich doch mein Urtheil wirklich selbst verwerfen, als natürliche sündliche Feindschaft gegen Gott; und so willigte ich wirklich in allem Ernst in alle Schritte und Tritte der neuen Frömmigkeit.

Meine bisherige Frölichkeit entwich; ich wurde nun ganz ernsthaft; ich vermied meine vorigen lieben Gesellschafter so sehr, daß ich ihnen aus dem Wege gieng; und wenn mich ja einer anhalten konnte, so redete ich würklich so feierlich und gutmeinend, daß manche Thränen fallen liessen.

Weil aber ihre Eltern in der Lage nicht waren, als mein Vater seyn mochte; so wurde aus der Nachfolge, die man von mir her berechnet hatte, fast gar nichts.

Nun

Nun ich bevestiget gnug schien, so wurde der ganze Zug der ersten vier bis fünf recht frommen Schüler, gar nach Hofe bestellt zum Herzog ins Zimmer; wohin wohl noch niemal solche blaue Mäntel gekommen waren.

Der Herzog war ganz allein; ließ uns setzen, redete mit uns über den Zustand des Herzens; und hieß uns endlich nach der Reihe niederknieen und in seiner Gegenwart beten. Ueber eine ganze Stunde dauerte diese fromme Audienz.

Da ich nicht heucheln konnte, so suchte ich nun mit allem Ernst die sogenannte Versiegelung und die Gewisheit, daß ich ein Kind Gottes, in welcher besondern Bedeutung wußte ich freilich nicht, worden sey.

Kein Winkel im Hause war übrig, wo ich nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu seyn, oft gekniect und viele Thränen geweint habe, Gott möge mich dieser großen Gnade würdigen; allein nun fehlete mir das, was jene Glauben nannten; nun sollte ich den Schluß gleich gemacht, und mich selbst durch große Gedanken für alles das angesehen haben, was jene so leicht redeten.

Ich blieb also unter dem Gesetz, in einem gesetzlichen Zustande, wie es hiesse. Herrnhutische Lieder halfen mir eben so wenig, als manche andre neue, die in Salfeld jetzt bekannt, und in diesen Gesellschaften zumal gesungen wurden; ob ich sie gleich auch lieber sang, als manche alte Kirchenlieder.

 Diese

Diese haben gleichwol mehr Realität und ganz gewiß große gemeinnützige Wahrheiten zum Inhalte; aber es muste alles neu seyn.

Ich untersuchte mich aufs alleraufrichtigste, ob ich wissentlich noch einer geistlichen Unart nachhienge, oder einen Bann behielte; ich besann mich, daß ich zwei oder dreimal einen Sechser behalten, und einen Pfennig oder Dreier dafür in die Armenbüchse des Sonntags gesteckt hatte.

Ich sagte es meinem Vater und bat um so viel Groschen, die ich nächstens mit großer Freude einsteckte; und ich freute mich schon darauf, wenn ich auf der Universität mir würde etwas abziehen können, um es frommen Armen zu geben.

Noch entdeckte ich, bei Erblickung eines kleinen Buchs, daß ich dieß einmal bloß eingesteckt, und der Schusterfrau unter den Läden, nicht mit andern aufgewiesen hätte.

Sie war freilich mit dem dafür überlieferten großen Papier überflüßig vergnügt; aber ich überwand mich, das Buch ihr selbst zu zeigen, ich hätte es damalen nicht mitgezählet, da sollte sie dieß Papier noch dafür annehmen.

Sie bot mir an, dafür fünf bis sechs Bücher noch auszusuchen; aber ich that es nicht. Meine Aengstlichkeit litte es nicht.

Ich hatte aus unvorsichtigen lateinischen und griechischen Asceten, würklich Principia von eigener Büssung und Genugthuung im Kopfe; und

und bei dieser innerlichen Unruhe, war die selbst dictirte Strafe und Erniedrigung wirklich eine innerliche Beruhigung. Aber wie unordentlich war demnach die Gemüthsfassung! In Salfeld fehlte es an Psychologie und menschlicher Erfahrung; alles hieß Erbauung oder Wirkung der Gnade, was gar begreiflicher menschlicher Mangel und Fehler war. Ich rechnete es indeß zur Aufrichtigkeit und meiner Schuldigkeit recht traurig zu seyn; mehrere Monathe war ich in diesem Hange zur steten geistlichen Betrübniß.

Auf der Universität in Halle ging Herr Semler mit zweien Leute, Nahmens Woltersdorf und Krause, um, die ihn gern zu ihrer frommen Parthei ziehen wollten. Die Wirkung, welche dieß auf ihn that, und wie er sich dabei verhielt, erzählet er selbst, wie folget:

„Eine ganz besondre, fast unwiderstehliche Herzlichkeit im ganzen Betragen hatten diese zwei Menschen ganz in ihrer Gewalt; so natürlich leicht diese Aufführung Eingang finden muste, bei allen Personen meines Temperaments, wurde es doch als eine Folge der Gnade des lieben Heilandes angesehen, der mich nun noch mehr zu sich zöge.

Ich war nie leichtsinnig oder frech gewesen, so bald ich von geistlichen Begriffen und Wahrheiten hörete; es war also sehr leicht, mir alle Aufmerksamkeit einzuflößen. Ich sprach zuweilen einige

 Worte,

Worte, woraus Woltersdorf schloß, ich sey dem Heiland schon sehr nahe. Ich trat ans Clavier und spielte einige Herrnhuthische Melodien.

Er war fast außer sich, und konnte dieß nicht begreifen, daß ich gar die Lieder auswendig konnte, ohne noch an dem Inhalt und den sonst so gewöhnlichen Folgen Theil zu nehmen. Endlich hieß es, nichts gar nichts hindre mich noch, als das unselige Studiren; ich sollte es wegwerfen; der Heiland könne besser lehren, als Menschen; darum ginge er auch nicht in Collegia, und genösse dafür unaussprechliche Seelenruhe und Unterricht des Heilandes.

Studiren ganz weglegen war mir sehr auffallend, zumal ich nicht wußte, ob der gute Mann jemalen was ernstliches gelernt hätte; ich hatte schon ehedem Weigels Ausschweifungen wider Schulen und Universitäten kennen lernen. Allein es entstunde doch eine seltsame Unruhe in mir; ein ängstliches Misfallen an mir selbst, an allen noch so rechtmäßigen oder unschuldigen Handlungen; ich fieng an, eine innere Stille und Unthätigkeit mir zu wünschen; und hatte noch nichts von **Molinos** oder neuern **Mystikern** gelesen.

Krause half dazu, um, wie er meinte, mich vollend zur Uebergabe zu bringen; allein eben die Lage, da man mir nie Sachen oder ihre kenntlichen Beschreibungen, sondern stets Tropen und viele sinnliche Bilder vorlegte, machte, das ich mich nie davon überzeugen konnte, ich hätte nun die **Gnade**; denn nie

nie bekam ich eine solche Gemüthsfassung, als diese Leute doch an sich zeigten, wenn sie gleich die Gnade noch niemalen mir beschrieben oder erklärt hatten.

In Collegiis war ich fast lauter Gebet und Application; kam von bösen Menschen vor in Psalmen oder Historie: so sagte ich mir immer, so böse waren die doch nicht, als ich.

Recht gut weiß ich es noch, daß ich einst ganz allein, Abends aus dem Collegio auf dem großen Platze des Waisenhauses spatziren ging, in tiefer Betrübniß, und wünschte, o wäre ich dieser Klumpe Eis, dieses Stücke Holz!" —

Ich blieb lange in diesem schwankenden unruhigen Zustande, der mich bis in lächerliche Bedenklichkeiten herabsetzte. Ich hatte etwa um Neujahr 1744 auf der Wage, wo stets Bücher zum Verkauf stunden, die scriptores rei rusticae in 4to, eine Heerwagische Ausgabe gefunden.

Die so alte Neigung zu humanioribus kam wieder zur Kraft; wo ich nur den Blick hinwarf in dies Buch, fand ich was ganz unbekanntes, ich hatte nicht so viel bey mir, als dafür gefordert wurde; bezahlete aber 8 Gr. darauf; und lief in größter Eil nach dem Waisenhaus, um mehr Geld aus meinem Koffer zu holen.

Eben so schnell lief ich zurück, und nun trug ich meinen Schatz nach Hause. Ich weiß nicht, ob Krause etwas empfindlich war, über meine Erobe-

rung; denn diese Aufwallung behielt sein Temperament noch immer; oder ob ich eine zu ausgelassene Freude bezeugte; er gab mir eine viel bedeutende Ermahnung, für mein Herz besser zu wachen, daß ich nicht mehr verlöre, als dieses alte Buch werth wäre.

Da entfiel mir auf einmal diese Frölichkeit; ich wollte das Buch wieder hintragen, und etwas am Gelde einbüssen, allein ich dachte eben so leicht, der arme Verkäufer hat das Geld nöthiger; du must eben deine Strafe daran leiden, und nun bat ich Gott oftmalen um Vergebung dieser so großen Sünde.

Es gehört zum Menschen, wenn er eine moralische Geschichte für sich selbst anfängt, daß er solchen Mängeln als ein moralisches Kind unterworfen ist; er sammelt sich eigne Erfahrung, und kann alsdenn unläugbar mit andern viel besser und zuverlässiger umgehen.

Ich beruhigte mich nach und nach, weil ich es mir bewußt war, daß ich herzlich gern in alle meine Besserung einwilligte, wenn ich auch als Mensch diese Art Fehler an mir hätte! da ich an andern unleugbar noch Fehler fand, die sie nicht einmal merkten. Ueberhaupt war mein Gefühl viel schärfer, als bei den meisten meiner andern Freunde;

Seine männlichen Jahre, und insbesondere sein häußliches Leben.

Was die eigene Erziehung unserer Kinder betrift, so haben wir uns dieser großen Pflicht der

Eltern

Eltern mit gemeinschaftlicher Treue unterzogen; wenn wir gleich die besondere Unterweisung in einzelnen Stunden, einigen ausgesuchten Studiosis anvertrauet haben. Es haben schon mehr verständige Männer sich hierin selbst mehr auf Erfahrung, als auf Speculationen eingelassen, wobei gemeiniglich die ersten Proben noch mißlingen; oder noch nicht eben klar am Tage liegen.

Wir hatten die Kinder fast stets um uns, wenn sie nicht bei ihren Lehrern sein mußten; wir haben ihnen das Lesen meist beigebracht; alsdenn übten wir sie, daß sie wechselsweise uns ein Lied, einen Psalm, oder einige Seiten aus einem guten Buche vorlesen mußten. Wir lehreten sie ein Lied mitsingen, und fragten sie darüber; bis die mittelste so viel auf dem Clavier spielen konnte, daß sie alle die Töne leichter hielten. Gellerts Lieder und andre unschuldige Arien — lernten sie auswendig.

Die weibliche Geschicklichkeit besorgte die Mutter, so treu und unermüdet, als sie selbst aus eigner Erfahrung, zumal bei ihrer Tante in Salfeld, diese Erziehung wuste.

So war in unserm Zirkel lauter Ruhe und Zufriedenheit; das Gesinde sahe und hörte nichts zweideutiges, geschweige eine Unordnung; jedes fühlte die Ueberlegtheit der Frau in allen vorkommenden Geschäften; jedes unsre gleiche Liebe und Uebereinstimmung; in allen blos häuslichen Sachen hieng

ich

ich gerne ab von der Einrichtung und der Erkenntniß einer so treuen Hausmutter.

So ist zwanzig Jahr lang eine grosse Gleichförmigkeit unsers Lebens unterhalten worden, wir und unsre Kinder wusten und fühleten es, daß wir die allernächste engste Gesellschaft auf der ganzen Welt seyn, und also beobachteten wir die daraus entstehenden Pflichten, ohne Geräusch, und ohne Ausnahme.

Es war freilich damalen lange so viel nicht von Erziehung geschrieben worden; aber wir schöpften aus der reinen Quelle der Religion; und es fehlete nichts, wenn wir auch vielen Schimmer entbehreten.

Was **unsere tägliche Lebensordnung** betrift: so habe ich recht, nach dem Wunsch und Verlangen meiner lieben Frau, sie stets um mich gehabt, ob ich gleich eine so genannte **Studierstube** hatte, welche also nur für meine Bücher bestimmt war.

So lebten wir in **Altdorf**, und so setzten wir es in **Halle** fort; und ich fand nur selten eine wichtige Ursache, einige halbe Tage wirklich allein zu seyn.

Wir haben uns dadurch ein vertrauliches Vergnügen geschaft, das täglich zunahm; und so setzte ich wirklich diese Stubengesellschaft fort, da sie Kinder hatte.

Sie

Sie setzte sich mit ihrer weiblichen Arbeit neben mich; und es konnte völlig so aussehen, als wollten wir einander zur Arbeit anhalten.

Nur selten hatten wir einige Gesellschaft, die, ihrer Absicht nach, uns trennen sollte. Ich konnte mit meinen Arbeiten nie fertig werden; und sie hatte eben so wenig in so vielen Stunden des ganzen Jahres, jemalen viele übrig, die blos zum Zeitvertreibe hätten dienen sollen. Ich habe mich durch diese stete Gesellschaft so gewöhnet, daß mich auch ein ziemlich lautes Geräusch von mehrern, die mit einander über ganz andre Sachen sprechen; und ein freies Spielen der Kinder, nicht im geringsten hindert, ich mag zu schreiben oder zu lesen haben, was es immer sey.

Seine tägliche Bewegung, (als ein Beitrag zur Seelendiätätik.)

So viel ich auch täglich zu thun hatte, und keine Lücke in meiner Zeit machen durfte: so habe ich doch eine Stunde, meist nach Tische, von eins bis zwey zur **Motion** angewendet, um wenigstens den Unterleib vor nachtheiliger Unordnung zu bewahren. Lange Zeit machte ich mir in dem Graben, zwischen dem **Stein-** und **Neumärkischen** Thore die ordentliche Bewegung dadurch, daß ich bei dem einen Wirth oder Einwohner mir zwei oder drei Kegelkugeln bereit hielt, die ich entweder in einer gewissen Weite hin, und wieder zurück schoß; oder auf den Ueberbleibseln des Walles mir oben ein Ziel von Steinen machte,

machte, und nun mit diesen Kugeln es von unten umzuwerfen suchte, folglich, weil die Kugeln oft über den Wall auf die andere Seite des Grabens fielen, genug zu gehen, oder wenn es Winter war, zu laufen hatte. Zuweilen gieng ich auch einen ziemlichen Weg; zumal nach Beesen; wohin in der ganzen Zeit, als Baumgarten krank war, und über ein Jahr lang fast alle Tage Nachmittags dahin fuhr, ich nach meiner Arbeit, um vier oder fünf nachzukommen pflegte. Ein einzigmal, bald in der ersten Zeit meines Hierseyns, weiß ich es, daß Baumgarten und Herrnschmidt, der damalen noch als Consistorialrath hier stund, es wagten, zu Fuße diesen Weg zu gehen, und vor dem Thore abzusteigen; rückwärts aber fuhren sie doch. Da redete Baumgart.n noch von der Zeit, da seine Brüder hier gewesen, und sie wohl über die kleinen Heuhaufen wegzuspringen sich getrauet hätten. Zum Holzsägen habe ich mich auch zuweilen, aber viel seltener bringen lassen; ich urtheile aus der schlechten Gesundheit Baumgartens, der doch keinen Tag sein Holzsägen aussetzte, und so oder so viel tausend Stösse durch seine Kinder, welche darin abwechselten, abzählen ließ: daß diese Bewegung in der Stube, (denn in der Stube that er es;) sehr wenig wahren Nutzen schaffen konnte, den ich vielmehr und vorzüglicher in der freien Luft, als in der Bewegung allein, zu finden glaubte. Ich bin daher oft im Winter, im stärksten Schnee und Wind meinen tägli-

täglichen Weg gegangen, und daher zuweilen wegen Dichtheit des Schnees, gar in eine unrechte Gegend gerathen. Ich hielte aber durchaus über diese Ordnung, mich sogleich umzukleiden, und trug daher, wenn ich in **Beesen** mich einige Stunden aufhalten wollte oder mußte, das Nöthige an der Wäsche selbst bei mir.

Als Herr Semler mit den Herrn Spalding, Ebert und Jerusalem in Magdeburg zusammenkam, äußert er folgendes Urtheil von sich selber:

„Alle drei so vortreflichen Männer sahe ich fast in einem gleichen licht, daß sich in der großen Welt, in täglichen Geschäften gleichsam entzündet; ich fühlete es gar zu sehr, so wenig mich jemand damit drücken wollte, daß ich nur in vier Wänden zeither meist gewohnet hatte.“

Sorgfältige Anwendung der Zeit.

Ich habe freilich auch viele alchymistische Bücher gelesen, aber nirgend eine sonst nützliche Stunde damit verdorben; sondern ohne einigen Zeitverlust mir zuzuziehen.

Alle Monath oder alle vierzehn Tage suchte ich eine Anzahl leichter und geringhaltiger Schriften zusammen, die ich doch auch durchblättern, wo nicht durchlesen wollte; und stellte sechs, zehn bis siebzehn davon auf den Abtritt; wo ich denn ohne Zeitverderb auch diese lectüre endigen konnte; indem ich

auf

auf des alten Prof. **Junkers** ernstliche Vorstellung und Erklärung mich gewöhnet hatte, des Tages gewiß zweimal und meist dreimal diesen Ort zu besuchen, und Leibesöfnung geduldig abzuwarten.

Es traf ein, was mir dieser grosse glückliche Arzt gesagt hatte, daß man sich auf die eine Viertelstunde gewöhnen, und alsdenn ganz sicher auf die Natur verlassen könnte, die diese Ordnung unausbleiblich beobachten würde, und dieß sei der sicherste Weg aller Unordnung des Unterleibes ohne viele Arzeneien vorzubeugen.

Ich konnte unmöglich ganz müssig so zubringen, weil ich anfänglich ziemlich Zeit haben muste, bis, wie er sagte, die Natur sich gewöhnte; daher stellete ich immer eine Anzahl Bücher dahin; und so habe ich seit vielen Jahren einige hundert Bücher gelesen oder durchgeblättert, und konnte doch es merken, wenn irgend etwas unerwartetes erhebliches vorkam.

Diese freilich sonderbare Einrichtung schafte mir einmal ein grosses Vergnügen.

Es sollte der geh. Rath **Carrach**, wo ich noch wohnete, eine Music in seinem Hause bekommen; ich weiß die Veranlassung nicht mehr. Er hatte unter andern auch die **Baumgartensche** Familie gebeten, von drei Uhr an Nachmittags.

Baumgarten nahm dergleichen Veränderungen wohl mit, er hatte es aber, so gut als wir, die wir im Hause wohneten, zugleich von einem Abendbrod verstanden, indem sich die Music über sieben Uhr

Abends

Abends erstreckte. Da es nun ans Aufstehen ging, und einige andere Professores so gerade weggingen, sagte **Baumgarten** zu mir, das war also verrechnet; ich dachte einen Abend ohne meine Arbeit zuzubringen; und soll ich so gerade wieder zu Hause gehen; das kommt mir ganz seltsam vor: ich will mit Ihnen ein Butterbrodt essen.

Ich meldete es gleich meiner Frau, daß die sich noch eine kurze Zeit eher wegbegeben, und einige Anstalt machen könnte, zu einigem warmen Essen. Sie hatte nach ihrer Ordnung immer etwas vorräthig; also bekamen wir in einer Viertelstunde fünf bis sechs Gäste, die wir ausnehmend hoch schätzten, und die unsre Willigkeit für noch mehr gelten ließen.

Da mußte ich nun, ehe wir uns zu Tische setzten, dem D. **Baumgarten** diesen Ort zeigen, und er nahm ein Licht mit Nachdem er ziemlich lange sich aufgehalten hatte, kam er mit herzlichem Lachen wieder und sagte: man lernt doch nie aus.

Ich dachte, daß ich die Zeit sehr gut eintheilen könnte; aber da hab ich noch etwas neues abgesehen. Und über ihre Wahl und Urtheil freue ich mich noch mehr, daß sie gerade solche Bücher dahin stellen, die man im Nothfall selbst angreifen dürfte.

Es waren unter andern auch einige Bände der sogenannten unschuldigen Nachrichten hingestellt, welches weitläuftige Werk ich noch aus **Nürnberg** mitgebracht, und davon redete **Baumgarten** insbesondere; ob er gleich gestand, daß dieses Buch ei-

nen kleinen Anfang hätte machen helfen, von mehr theologischer Bücherkenntniß, worinn damalen freilich immer einerlei Vorschrift und Zuschnitt des magern Urtheils statt finden mußte.

Dieß war also gemeiniglich der Ort, wo ich Hexen- und Geisterbücher, chymische, teutsche, lateinische und französische Schriften so durchlesen konnte, daß es mir keine Zeit kostete, die meinen ernsthaften Arbeiten freilich gehörete.

Selbstenthaltung bei öffentlichem Lobe.

Ich habe mich in der That stets in dem Hange befunden, meine Fehler oder was mir noch alles mangele, immer vor Augen zu haben.

Schon vor mehrern Jahren lase ich nie eine Recension von irgend einer meiner Arbeiten, die vortheilhaft wurde, ohne alsdann das Lesen abzubrechen.

Ich habe mir manche rechtmäßige Aufmunterung hiemit geraubet; aber ich hatte einmal diesen Hang; ich hatte wenig vertraute Freunde, die Selbsterniedrigung mußte ich schon lange als ein Mittel ansehn, weniger Anstoß in meinem nächsten Zusammenhange zu veranlassen!

V.

Selbstgeständnisse des Herrn Professor Jung *) aus Stillings Jugendjahren.

Um das Ende dieser Zeit, etwa mitten im Julius, ging er an einem Sonntage Nachmittage durch eine Gasse der Stadt Schauberg; die Sonne schien angenehm, und der Himmel war hier und da mit einigen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch sonst etwas sonderliches in den Gedanken; von ohngefähr blickte er in die Höhe, und sah eine lichte Wolke über seinem Haupte hinziehen.

Mit diesem Anblick durchdrang eine unbekannte Kraft seine Seele, ihm wurde so innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe, und konnte sich kaum enthalten, daß er nicht darnieder sank.

Von dem Augenblick an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes, und das Wohl seiner Mitmenschen zu leben und zu sterben; seine Liebe zum Vater der Menschen, und zum göttlichen Erlöser, desgleichen zu allen Menschen, war in dem Augenblick so groß, daß er willig sein Leben aufgeopfert hätte, wenns nöthig gewesen wäre.

*) Da der Herr Professor Jung sich öffentlich erklärt hat, daß Stillings Geschichte seine eigne Geschichte sey, so ist sie auch in psychologischer Rücksicht merkwürdig.

A. d. H.

Dabei fühlte er einen unwiderstehlichen Trieb, über seine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit sie alle Gott geziemend, angenehm, und nützlich seyn möchten.

Auf der Stelle machte er einen festen und unwiederruflichen Bund mit Gott, sich hinführo lediglich seiner Führung zu überlassen, und keine eitle Wünsche mehr zu hegen, sondern wenn es Gott gefallen würde, daß er lebenslang ein Handwerksmann bleiben sollte, willig und mit Freuden damit zufrieden zu seyn.

Er war bei einem Kaufmann als Informator seiner Kinder, wo es ihm sehr übel ging, bis er auf folgende Weise den Entschuß faßte, dieß Haus zu verlassen.

Um neun Uhr als er in seinem Kerker am Tisch saß, und ganz in sich selbst gekehrt das Feuer seiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung seines Zustandes, alle seine Schwermuth und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine solche Wonne und tiefen Frieden in seiner Seelen, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte.

Er besann sich und wurde gewahr, daß er willens war wegzugehen; dazu hatte er sich entschlossen ohne es zu wissen, so in demselbigen Augenblick stund er auf, gieng hinauf auf seine Schlafkammer, und dachte nach; wie viel Thränen der Freu-

Freude und der Dankbarkeit daselbst geflossen sind, können nur diejenigen begreifen, die sich mit ihm in ähnlichen Umständen befunden haben.

Als er bei einem jungen Frauenzimmer, mit der er sich nachmals verheirathet hat, in ihrer Krankheit wachte, hatte er folgenden Vorfall mir ihr.

Des Nachts um ein Uhr sagte die Kranke zu ihren beiden Wächtern: sie möchten ein wenig still seyn, sie glaubte, etwas schlafen zu können.

Dieses geschah. Der junge Herr schlich indessen herab um etwas Caffee zu besorgen; er blieb aber ziemlich lange aus, und Stilling begonnte auf seinem Stuhl zu nicken.

Nach etwa einer Stunde regte sich die Kranke wieder. Stilling schob die Gardine ein wenig von einander, und fragte sie: ob sie geschlafen habe?

Sie antwortete: Ich habe so wie im Traume gelegen. „Hören Sie, Herr Stilling, ich habe einen sehr lebhaften Eindruck bekommen, von einer Sache, die ich aber nicht sagen darf, bis zu einer andern Zeit.“

Bey diesen Worten wurde Stilling ganz starr, er fühlte vom Scheitel bis unter die Fußsohlen eine noch nie empfundene Erschütterung, und mit einemmal fuhr ihm ein Strahl durch die Seele wie ein Blitz.

Es wurde ihm klar in seinem Gemüth, was jetzt der Wille Gottes sey, und was die Worte der kranken Jungfer bedeuteten.

Mit Thränen in den Augen stand er auf, bückte sich ins Bett, und sagte: „Ich weiß es, liebe Jungfer! was sie für einen Eindruck bekommen hat, und was der Wille Gottes ist.“ Sie fuhr auf, reckte ihre rechte Hand heraus, und versicherte: wissen Sie's? —

Damit schlug Stilling seine rechte Hand in die ihrige, und sprach: „Gott im Himmel segne uns! Wir sind auf ewig verbunden!“ — Sie anwortete: „ja! wir sinds auf ewig!“

VI.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

Die Fugen des Verbums, wodurch es sich nach dem Substantivum richtet, sind im Deutschen in der einfachen Zahl die Buchstaben e, st und t, und in der mehrfachen n und t, indem wir z. B. sagen, **ich liebe, du liebest, er liebet, wir lieben, ihr liebet, sie lieben.**

Sage ich, **du liebest**, so verstärkt das st gleichsam meine Vorstellung von der Handlung des liebens durch die Bezeichnung ihrer **Wirklichkeit**, indem ich mir eine Person dabei vorstelle, die ich anre-

anrede, und die wirklich der Urheber dieser Handlung ist, wovon ich rede, so daß ich die Person und die Handlung nicht voneinander trennen kann.

Sobald ich mir aber in der Anrede die **Wirklichkeit** von der Handlung hinwegdenke, fällt auch das st weg, und ich sage im befehlenden Tone, **liebe du**, und nicht, **liebest du**, weil die Handlung des Liebens durch meinen Befehl erst **wirklich** werden soll, aber es noch nicht ist; so sage ich, **du giebst;** aber im befehlenden Tone, wo das Geben noch nicht wirklich geschieht, sage ich, **gieb!**

Sage ich nun, **er liebet,** so bezeichnet das **t** ebenfalls eine Wirklichkeit der **Handlung**, aber nicht mit solchem Nachdruck, wie das st, weil ich hier keine Person **anrede**, sondern nur **von** einer Person rede, die der Grund desjenigen ist, was ich rede, und die ich gleichsam in einem schwächern Lichte betrachte, als die Person, welche ich anrede.

Denke ich mir aber die **Wirklichkeit** von der Handlung hinweg, und wünsche ich z. B. bloß, daß dieselbe geschehen möge, so fällt auch hier das nachdruckvolle **t** weg, und ich sage anstatt, **er geht,** oder **er kömmt,** bloß, **er gehe!** oder, **er komme!**

Daß aber st und **t** die **Wirklichkeit** bezeichnen, scheinet daher zu kommen, weil sie verursachen, daß die Stimme länger auf dem Worte ruhet,

het, und am Ende gleichsam noch einen gewissen Stoß oder einen Nachdruck darauf setzt.

Wenn wir aber von uns selber reden, so scheinet es, als ob wir es für überflüßig halten, die **Wirklichkeit** desjenigen, was wir von uns **selber** reden, oder dessen wir uns selbst schon hinlänglich **bewußt** sind, noch besonders zu bezeichnen; daher sagen wir, **ich liebe**, indem wir bloß ein e hinzusetzen, oder von **lieben** das n wegwerfen, wodurch sonst eigentlich die Wirklichkeit aufgehoben wird: denn wenn ich sage, **das Lieben**, oder zu **lieben**, so nenne ich beinahe bloß den Nahmen einer Handlung, ohne mir dabei vorzustellen, daß sie **wirklich geschiehet**.

Demohngeachtet aber heißt es nun in der mehrfachen Zahl, **wir lieben**, **ihr liebet** und **sie lieben**: eigentlich sollte es heißen, **wir liebent**, und **sie liebent**, wie man es auch in alten deutschen Schriftstellern findet; allein der Begrif von der **Mehrheit** pflegt gern die übrigen Begriffe zu verdrängen, und das ist auch hier der Fall; weil die Handlung nicht einer einzigen Person, sondern mehrern zugeschrieben wird, so denkt man sich auch ihre **Wirklichkeit** nicht so genau und bestimmt, als ob sie nur einer einzigen Person wirklich zugeschrieben würde.

Allein bei der Anrede wird auch in der mehrfachen, eben so wie in der einfachen Zahl, der stärk-

stärkste Nachdruck auf das Verbum gesetzt, und es heißt, **ihr liebet.**

Auf die Weise haben wir gesehen, wie sich das Verbum nicht nur nach dem Substantivum richtet, sondern sich zugleich als gewiß oder ungewiß, als wirklich oder nicht wirklich, in den Zusammenhang unsrer übrigen Vorstellungen fügt. —

Da sich aber alle unsre Vorstellungen an dem Begriffe von der **Zeit** fest halten müssen, so muß sich das Verbum auch nach diesem Begriffe fügen. Dieses thut es nun, indem sich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, noch ein **t** zwischen das **b** und **e** einschiebt, so daß es heißt, **ich liebte, du liebtest,** u. s. w.

Um das Vergangne zu bezeichnen, muß die Stimme gleichsam einen Aufenthalt finden, und darf nicht so schnell von dem **b**, als von dem letzten Buchstaben des eigentlichen Worts, zu dem angehängten **e**, **st**, u. s. w. hinübergehen, als wenn die gegenwärtige Zeit ausgedrückt werden soll: denn der Begrif von der Vergangenheit schiebt sich gleichsam zwischen die Vorstellung von der Handlung und von ihrer Wirklichkeit hinein, weil das Vergangne doch eigentlich **jetzt** nicht mehr wirklich ist.

Darum fällt auch, wenn ich nur **von einer** Person rede, das Zeichen der Wirklichkeit wieder weg, und es heißt nicht, **er liebet,** sondern **er liebte.**

Allein unsre Sprache bezeichnet die Vergangenheit auch auf eine andre Art, die zwar nicht so künstlich und regelmäßig als die vorhergehende ist, aber weit natürlicher und ausdruckvoller zu seyn scheinet.

Sie verwandelt nehmlich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, den höhern Vokal gewöhnlich in den tiefern, als, **ich singe, ich sang; ich fließe, ich floß; ich grabe, ich grub,** u. s. w.

So verhält sich nemlich die Vergangenheit in unserer Vorstellung zu der Gegenwart, wie die entferntere, gedämpfte Musik zu der tönenden und rauschenden, wie die Dämmerung zu dem Lichte — und wie Bedeutungsvoll wird dieses durch die Verwandelung des höhern Vokals in den tiefern ausgedrückt!

Freilich wird auch zuweilen der tiefere Vokal in einen höhern verwandelt, indem unsre Sprache die Vergangenheit bezeichnet, als **ich blase, ich bließ; ich gehe, ich ging;** allein hieran mag wohl eine übertriebene Verfeinerung der Sprache schuld seyn; und daß die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern natürlicher ist, sieht man auch daraus, weil die Sprache des gemeinen Volks sich wieder dahin neigt, indem man unter demselben öfter hört, **ich bluß,** und **ich gung,** als **ich bließ,** und **ich ging.**

Diese übertriebene Verfeinerung der Sprache macht, daß sie immer mehr und mehr von ihrer bedeuten-

deutenden Kraft verliert: so vertauscht man z. B. schon das nachdrucksvolle **erscholl**, mit dem matten und regelmäßigen **erschallte**, und eben so macht man es in mehrern Fällen.

Nun ist es merkwürdig, daß man dasjenige, was nicht wirklich ist, ebenfalls beinahe so wie die Vergangenheit bezeichnet, indem man z. B. sagt, **ich liebte dich, wenn du es verdientest.** Weil nehmlich die Vergangenheit **jetzt** auch nicht mehr wirklich ist, so hat man sich das **gar nicht Wirkliche**, und **das jetzt nicht Wirkliche** beinahe auf einerlei Art gedacht und bezeichnet.

Bei dem Verbum aber, wo der höhere Vokal zu einem tiefern herabgestimmt wird, um die Vergangenheit zu bezeichnen, als **ich trage, ich trug**, unterscheidet man **das gar nicht Wirkliche**, von dem **nicht mehr Wirklichen**, indem man den tiefern Vokal wiederum gleichsam zu einem halben, schwankenden Tone stimmt, und sagt z. B. **ich trüge deine Bürde, wenn sie mir nicht zu schwer wäre.**

Denn ä, ö, und ü, sind gleichsam unter den Vokalen das, was in der Musik die halben Töne sind, darum sind sie am schicklichsten, das Schwankende, Ungewisse, und nicht Wirkliche bei dem Verbum zu bezeichnen.

Wir sagen daher, **ich sang, ich flog, ich trug**, um etwas anzuzeigen, **das gar nicht wirklich**, sondern nur **möglich** ist —

Allein

Allein wenn ich z. B. sage, **ich sang**, so denke ich mir die Handlung meines Singens, als vergangen, und doch als **unvollendet**; ich stelle mir vor, daß sie noch **fortdauerte**, indeß etwas anders anging, als, **ich sang ein tröstend Lied, da verschwand mein Kummer**, u. s. w.

Es wird uns schwer, wenn wir uns irgend etwas als **ganz vollendet**, oder als **ganz vergangen** denken wollen, weil die Folge der Dinge in der Welt einen so festen Zusammenhang hat, wie die Glieder einer Kette, wo sich immer eins in das andre schließt, und wo man sich also nicht gut eins ohne das andre denken kann.

So müssen sich unsre Vorstellungen von dem Entferntern auch an den Vorstellungen von dem Nähern und Gegenwärtigen festhalten, wenn die Kette unsrer Gedanken nicht zerreissen soll.

In unsrer Seele verdrängt ein Bild nicht plötzlich das andere, sondern schiebt sich ihm allmälig vor, und fügt sich zugleich an dasselbe hinan.

Weil es nun wegen des nähern Zusammenhanges der aufeinander folgenden Dinge am allernatürlichsten ist, sich das Vergangne **nicht als vollendet**, sondern in Ansehung desjenigen, was darauf folgt, noch als fortdaurend zu denken, so bezeichnet unsre Sprache die Vergangenheit auch bloß auf diese Art **unmittelbar**.

Wollen wir uns aber dem ohngeachtet das Vergangne als **ganz vollendet** denken, so müssen wir dieses

dieses **mittelbar** thun, indem wir zu den Begriffen von **seyn** oder **haben** unsre Zuflucht nehmen, das wir uns vorher als **gegenwärtig** gedacht haben müssen, um zu dem Begriffe von der gänzlichen **Vergangenheit** zu gelangen. —

Um uns also die gänzliche Vergangenheit z. B. der Handlungen des liebens und des Gehens zu denken, sagen wir, **ich habe geliebt**, und **ich bin gegangen.**

Durch **haben** bezeichnen wir sonst dasjenige, was **ausser** uns ist, und was wir nur mit in den Kreis unsers Daseyns ziehen; durch **seyn** aber was in uns ist, und was mit zu unserm Wesen gehört, indem wir z. B. sagen, **ich habe ein Kleinod**, und **ich bin ein Mensch**: eben so sagen wir auch, **ich habe geliebt**, und **ich bin gegangen**, indem wir uns **lieben** als eine Handlung vorstellen, die von uns **ausgeht**, **gehen** aber als eine Handlung, die sich gleichsam in uns selber zurückwälzt, und auf die Weise schon mehr in unser Daseyn verwebt ist. So lange aber eine Handlung noch nicht **vollständig**, oder **ganz vollendet** ist, kann ich sie noch nicht zu dem zählen, was ich **habe** oder was ich **bin**: diese Vollständigkeit der Handlung nun, welche nothwendig ist, wenn ich mir dieselbe, als **ganz vergangen**, denken will, wird durch die Silbe **ge** ausgedrückt, die gemeiniglich eine Zusammenfassung desjenigen bezeichnet, was auf einander folgt, so wie z. B. in dem Worte **Gemurmel**,

mel, wo ich ein oftwiederhohltes Geräusch, das ich **murmeln** nenne, zusammenfasse, und mir es wie ein Ganzes denke.

Eben so fasse ich nun unter der Silbe **ge** in **geliebt**, die Vollständigkeit der Handlung meines Liebens zusammen, wie dieselbe nicht nur von mir **ausgegangen**, sondern auch schon auf einen andern Gegenstand **übergegangen ist**, und also ihre Endschaft erreicht hat; und in **gegangen** fasse ich eine wiederhohlte Bewegung, die ich **gehen** nenne, zusammen, und denke sie mir nun als etwas **vollständiges**, oder als etwas, das seine **Endschaft** erreicht hat.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Inhalt.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

8) Grau-

Inhalt.

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Zweiten Bandes zweites Stück.



Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Sonderbare Aeußerungen des Wahnwitzes, in einem Briefe aus Rußland an Herrn Buchhändler W** in Berlin. *)

Hoch- und Wohledler Herr!

Ob wohl bishero an medicinischen Büchern kein Mangel gewesen, so werde doch keine Todsünde begehen, zu Nutzen des ganzen menschlichen

*) Wenn man von irgend einer Tollheit sagen kann, daß Methode darinn sey, so gilt dieß von derjenigen, welche in diesem Briefe herrscht, worin Herr

lichen Geschlechts, noch ein sehr kleines Bändchen beizutragen, dessen Inhalt von der Natur und Wahrheit abhängt; nemlich: wie ein Mensch, **ohne Rücksicht auf Stand oder Nation**, sich vor allen kleinen Unpäßlichkeiten, Krankheiten, ja vor Pest und Influenzen präcaviren könne, durch Mittel, die in eines jeden Gewalt sein: kurz ein Mensch kann das vollkommenste Wohlsein in seiner Gewalt haben.

Die

Herr W**, eine medicinische Schrift in Verlag zu nehmen, ersucht wird.

Anthitesen, witzige Wendungen, geheimnißvolle Winke, alles kömmt zusammen, den Unsinn zu verstecken, daß man ihn oft beim ersten Anschein nicht merkt, und glauben sollte, es liege, wer weiß was für geheime Weißheit darunter verborgen.

Indes kömmt alles, was der Verfasser, der vermuthlich ein verunglückter Arzt ist, in Rücksicht auf die Arzneikunst, gedruckt, gelesen, und empfunden haben mag, hier in sonderbarem Gemisch untereinander.

Er wird bald pathetisch, bald geheimnißvoll, bald witzig, bald ärgerlich, nachdem irgend einer seiner herrschenden Gedanken sich vordrängt.

Vermuthlich war es ein nicht ganz schlechter Kopf, dessen Eifer beim Nachgrübeln eben seine Kräfte überstieg, und der vielleicht unter andern Umständen brauchbar geworden wäre.

Wenigstens scheinen noch hier und da einige schimmernde Reste unter den Trümmern seines zerrütteten Verstandes hervorzublicken.

M.

Die Elektricität thut zu Erhaltung der jeßigen besten Welt und zu deren Wohlsein sehr vieles beitragen, denn der Herr Professor elektrisirt die Kranken, die nichtsdenkenden und unvermögenden Bergknappen elektrisirt der Herr Professor; Halt, ich irre, die Welt will, was will sie? elektrisiret seyn.

Der kürzlich wieder neu herausgekommene Bleiextract, kann bei äusserlich zugefügten Wunden, durch Versetzung etwas beitragen, in französischen Blutschwären, Kräße und allen anderen Teufelsgeschmeiß ist er dem Werthe nach gar nicht zu schäßen, wenn man ihn nur gar nicht nöthig hat.

Hieraus und aus folgendem bitte nach Dero Belieben dieses kleine Bändchen, zu Nußen des ganzen menschlichen Geschlechts, in Verlag zu nehmen, und solches die Censur passiren zu lassen. Jedoch, damit nicht zu vieles ausgestrichen werde, habe zu erinnern, daß allezeit auf den Bauer müsse zurückgesehen werden.

Ich werde auch einige Naturgeschichten mit einfließen lassen, nemlich der Feigenbaum bringet seine Früchte ohne prangende Blüthe, das französische Verschneiden und zierliche Ausputzen leidet er gar nicht, dessen Absprößlinge oder junge Kinder tragen nach dem guten Vorsaß im ersten Jahre schon Früchte, ist also kein Wunder, daß der nachhero gehangete den unfruchtbaren Feigenbaum verfluchet.

Damit dieß von Nutzen und Schaden medicinischer Schriften, für den Layen oder gemeinen Mann, auch mir sehr nutzliche Buch, dem Herrn Verleger nicht liegen bleibe, sondern zu neuer vermehrter Auflage befördert werde, so bittet der Laye vorläufig dieses denen Lesern, zum Jahrgeschenk dem unpartheischen Correspondenten bekannt zu machen.

Da dieses seltsame neugebohrne Kind den wahren Adel von uralten Ahnen herleitet, den Vater zu verläugnen nicht nöthig hat, so solle ihm folgender Titul angehänget sein: Des Layen oder gemeinen Mannes vernünftige Gedanken, von Nutzen und Schaden medicinischer Schriften, entgegengesetzt einer hochgelehrten Schrift, vom kleinen a b c Schüler der Wahrheit.

Der Herr Autor berufet sich pag. 8. auf den Heerführer Herrn Tissot als einen Celsus unserer Zeiten, zwischen beiden aber ist ein himmelweiter Unterschied. Celsus hat ein vortrefliches Buch vom Fundament der Künste und Weißheit geschrieben, dieser aber berufet sich auf den Altschuhflicker, welches zwar auch eine Innung und Alteristen genennet werden, in denen mehresten Orten Deutschlandes aber das Nebenverdienst derer Küh- und Schweinhirten ist. —

Der Uhrmacher Meister ist einer der edelsten Künstler, wann er die Federn, sonderlich die grosse treibende, mit gehöriger Stärke der Schnecke wohl

wohl zu verbinden weiß, wann er aber wie der Herr Doctor die von dem unendlichen wohl eingesetzte Feder herausnimmt, und eine schlechte lederne hineinflicket, ist er allezeit ein moralischer Dieb: alsdann kommt es, wie mit jenem künstlichen Ofensetzer: Junge! halt den Ofen, ich will das Geld abholen.

Da der Herr Doctor nicht auf die Natur als das Fundament der Kunst und Weißheit bauet, so drucket das von Celsus sogenannte Mysterium Magnum nach und nach auf, der Herr Doctor klebet auf den alten Dreck immer neuen drauf, bis der Kopf zu schwer wird und der Junge nicht mehr halten kann, sterben müssen wir alle, gute Nacht Herr Doctor, glücklich kuriret.

O Fehrgiwell, wills Gott nach der Ewigkeit: pag. 14. kann der Herr Doctor so unwissend nicht seyn, daß ein hellbrennender Strohwisch die gröste Tonne Pulver nicht entzünden, sogar Minen sprengen könne, derowegen muß der Herr Doctor bald, bald löschen, und hernach den grossen Staatsmann Sully zum Richter erkaufen, damit er den Bauer wegen Unachtsamkeit in das Loch werfen lässet, und das von Rechtswegen.

In der hiesigen Vatersstadt in Oberöstreich wurde ein Bauer wieder aus dem Loche gelassen, nahm sogleich ein Pint Wein, und sagte, ich kann dich nicht helfen, Hans Mistbauer hat in das Loch gemust, du must auch hinein.

Ich habe wohl ersehen, daß Sie eben kein Weindoctor seyn, es kann aber auch ohne Wein und Liebe kein Schmaus vollkommen seyn. — Dann die Trüffelpastete könnte stopfen, oder auch sonst nicht gehörig wirken, das verstehen Sie ja selbst. O! hellklingender Klarinettenton!

Ebber das aartliche Dinck, die hofgelahrte Trüffel Pastete, hat der Bauer Ursach zu lachen, dann he sat, mein Hans muß, wen ich oalt bin, mahl das Bauer Gut krein; wann er aber Doctormäßig dächte, mein zukünftiges Söhnchen, das gesp — Hundsvödchen, muß mir das gelehrte Doctorhäubchen mit auf die Welt bringen, so müste er freilich erst eine Trüffelpastete verzehren: und ebber dem weiß der Bauer nicht, ab er das oardliche hofgelahrte Dinck süs oder sauer kochet, mit der Heugabel oder Mistgreben antomiret, er ist ein Bauer, aber kein französischer.

Pag. 10. ist die Frage, wer diejenigen alten oder neuen Aerzte seyn, die ihren Kunstgenossen Irthümer gesagt, weggeleget und vergessen seyn; Wenn dasjenige neue nebst der Elektricität nicht anschlagen will, wird das alte mit mehreren Vorurtheilen, auch wohl anderen Worten aus dem Gedankenbehälter oder Verstandskasten wieder herfürgeholet und also wieder neu, so bezahlen die Patienten immer neues Lehrgeld für das Schuflickerhandwerk, und den Schmaus der Trüffelpastete.

Ich

Ich schneide aber eine Geissel aus ganz neuem Leder, welche ewig hält. Pag. 28. ist die Frage wie lange man an Thieren die Anatomie lernen müsse und daß man bei denen Menschen damit gutes gestiftet. An denen Thieren lernen, heisset deren Vollkommenheiten aufmerksam beurtheilen. Celsus saget, wir sollen sie als unsere Lehrmeister ansehen, sie sind älter als wir. Hier ist nicht die Meinung, daß wir so niedrig als diese leben müsten, aber auch nichts als Trüffelpasteten verzehren.

Celsus saget: alles ist gut, und alles ist Gift. Ich aber sage: alles ist ja vollkommen gut, daß beste aber nach des Landes Mode Unentbehrliche könne und werde zu Gift werden; wie aber auch die unverfälschte Fieberrinde zu Gift werden könne, das rathe einmal einer.

Es ist aber merkwürdig, daß dieser grosse Celsus mit dem Ausdruck alles keinen Unterschied derer Gifte machet. Ich glaube aber, daß es den an solchem Gift verstorbenen gleichviel gelte, wenn es nur überstanden ist. Hierbei ist aber kein ander Mittel übrig, wann man nur weiß, wie alles zu Gift werde, sich also nicht kuriren, sondern präcaviren könne, damit das nach der Landesmode Unentbehrliche nicht zu Gift werden müsse.

Der Gott derer Juden, war ein guter Arzt, indem er seinem Volk lauter gesunde Speisen verordnete, da wir aber als Christen eine viel weitere

Aussicht, und also auch höhere Bestimmung haben, muß uns nichts unrein seyn, ausserdem, was wir uns selbst gemein machen; wir können auch Trüffelpasteten essen, und 1 Pint Wein darzu trinken.

Sollte an allen diesen einer oder der andere einen Zweifel haben, so erbiete mich solche öffentlich zu lösen, dann es gehet dem allgemeinen menschlichen Geschlecht an, diese Zweifel aber müssen mit der heiligen Einfalt als Philosophie der Faulen nicht verknüpfet seyn, der Bauer muß auch nicht auf den Kampfplatz gefodert werden, er ist ein rechter grober Kerl, und ist mit weiter nichts, als mit der ungehobelten Zoberstange bewafnet, pariret von oben herunter, die französische Joabs Complimenten wollen ihm gar nicht in den Kopf.

Die Zweifel müssen also auf die Natur und das Fundament der Künste und Weißheit gerichtet seyn.

Damit aber auch Sie, Hochedele freidenkende Herren der gelehrten Welt, an der Möglichkeit dieses nicht zweifeln mögen, so bitte, dessen Nahme in Ewigkeit lebe, des Herrn Baron von Wolfs des Großen, kleine philosophische Schriften 2ter Theil pag. 159, 199. Halle D. Reng. B. H. 1737. von F. G. H. herausgegeben No. 8. §. 9. 10, und weiter den Glückwunsch des Herrn Professor Cramers aufmerksam nachzusehen §. 9. 3ter Theil.

Ich muß aber auch eingestehen, daß mit denen Rechnungsarten, wodurch erwiesen wird, daß ein

ein Gott und selbststehendes Wesen sey, meine Feder zu schwach, jedoch nicht ledern ist.

Daß pag. 313 der Herr von Tschirnhausen die **Arzneykunst der Seele** vor seinem Ende verbrant, daran seynd die medicinischen Vorurtheile schuld, er sollte **das Staabsquartier der Seele** rein ausbürsten, und den Leib kuriren, so könnte die Seele sich hierbei auch etwas zu gute thun.

Daß der Herr Doctor von Kopfschmerzen spricht, ist eben die Ursach, daß die Wache nicht wohl bestellt, Spionen und Untreu vorhanden, und alsdann der Körper vermögend ist, allerlei Influenzien und Franzosen einzuquartieren; pag. 36 erwehnet der Herr Doctor den Sirach, dieses ist gewiß, aber auch zugleich die allervollkommenste Wahrheit, daß alle die, welche in die Hände derer Menschenschlächter fallen, ohnmöglich alle Sünder seyn können, und deswegen nennet Celsius die damaligen Medici, Bankerte, Hurenkinder, Spielgelärzte, Fegeteufel, welche auf dem Stuhl der Pestilenz sitzen.

Also soll es diesem Jahrhunderte zu der größten Ehre gereichen, wenn man die ganze hochgelahrte Mediciner in eine halbausgeleerte Nußschaale legen wird, wenn man aber den Herrn Doctor mit einbringen will, ist die ganze Nuß nothwendig, das verursachet die starke Schnecke und lederne Feder. Es wird mir also niemand übel nehmen, wann ich jetzt und fernerhin dem Weibe Jerobeams

die Larve abziehe, denn die alte Mutter der Natur ist uns näher als wir glauben, hierdurch aber bahne mir nur den Weg des Einganges, die allzufest eingerosteten Vorurtheile herauszubohren, denn hart eingesudelte Wäsche, bedarf scharfer Laugen.

Ich weiß, daß dreiviertel dieser besten Welt im halben Schlaf lieget, sie will reden und kann nicht, dann die alte Hure, Mara genannt, drucket sie ängstlich, derowegen ist nöthig, daß man sie rüttelt, und laut mit Nahmen ruft.

Man lasse einen oder den andern fallen, die Schuld lieget nicht an dem Rufer, sondern am Nachtwanderer, indem er nicht schaffen will, weil es Tag ist.

Nun so gehe hin in alle Welt, wenn sie dir auch offen stehet, suche Freunde der Wahrheit; ob diese beste Welt wohl meinet, der bittersaure zusammenziehende Dreck Wahrheit könne mit ihr nicht bestehen, solches laß dich nicht irren, denn Träume sind wohl süßer, und wenn sie eckelhaft werden, wirft man sie weg und machet andere: komme dem Pariser Wind nicht zu nahe, damit du nicht brennbar werdest, du würdest allda so angenehm seyn, wie jene Sibille, ja angenehmer, als die Sau im Judenhause; laß dich den Judaskuß der Liebe nicht berücken.

Insonderheit suche mit denen kleinen a b c Schülern Freundschaft zu machen, diesen wirst du sehr willkommen seyn, wenn sie vernehmen werden,

daß

daß der Verstand mit denen Pocken nicht mehr dürfe inoculiret werden, und daß die liebe Eltern, zu Verbesserung ihrer Schönheit, nicht mehr nöthig haben, auf jede Pockengrube einen Louisd'or zu legen, denn französische, englische, ja ächt schöne Waare verkaufet sich selbst.

Wann dich aber niemand haben will, komme mit gesammleter Erfahrung zurück bei den Ungenannten nicht vor der Zeit. Ich schliesse hiermit, und dieses sei das Zeichen zwischen mir und Ihnen, wenn ich solches in den Hamburgischen Correspondenten lesen werde, so mögen Sie sich auf gutes Druckpapier, scharfe Lettern und Subscribenten versehen, ich verlange nichts als zwei Exemplare. Sollte aber wider Vermuthen das Porto zu viel werden, so bitte um einen kleinen Beitrag.

Kürzlich ist mir auf eine Viertelstunde eine Jungensschleuder zu Augen kommen, ich möchte wohl wissen, ob das Jüngelchen wohl getroffen. Von dem Nothanker habe nur gehöret; nebst denen zwei Exemplaren werde mir diese zwei Bücher ausbitten, wenn sie nicht zu hoch stehn. Im Durchblättern habe angemerket, daß das Jüngelchen ein Stück von der Medicin ist.

Ich werde auch unter Gleichgewicht bringen, ob Judas oder Peter höher gefallen, und glaube, daß erstern Unrecht geschieht, wenn er von dem Pater Abraham von St. Clara ein Erzschelm genennet wird. Endlich bin ich erstaunet, daß ein philoso-

losophischer und höllischer Pful bei dem Dohm zu Ratzeburg, das unendliche allerhöchstvollkommenste Wesen mit einem Kettenhunde in Gleichheit bringet.

Es ist unbegreiflich, wie einer, der dem freiwillig loßgerissenen tollen Kettenhund gleichet, solch Exempel geben könne. Schade, daß dessen Nahmensvetter und wohlgar Blutsfreund bei dem Abend-Morgentage der französischen Krankheit des Hiskia die Elektrisirmaschine nicht anbringen können.

Keiner der allerwildesten Nationen wird von ihren Göttern ein solch Exempel verstattet, es müßte dann seyn, daß sie den Teufel verehrten, damit er sie nicht holen möge: **entweder gut deutsch oder gar nicht geredet,** über letzteres aber werden die Steine reden.

Es ist wahr, daß zuerst müsse die Mutter gebrochen werden, aber auch unwahr, daß eine vollkommne Person mit Schmerzen müsse Kinder gebähren, und so hatte Kohlreif einestheils unrecht, wann er das unendliche verehrungswürdigste Wesen mit einen Kettenhund vergleichet.

Alle Krankheiten, des Davids, Hiobs, Hiskiä haben einen Ursprung.

NB. Dieses aber wird nicht anjetzo in den Hamburgischen Corespondenten eingesetzet, das Bändchen muß auch, wie Sie wohl selbst einsehen werden, einen vollkommnern Styl erhalten.

Da ein jeder insbesondre zu Nutzen seiner Nebenmenschen leben muß, so sind wir auch verpflichtet,

tet, eines und das andere zu Nutzen des ganzen beizutragen, das Große aber kann nur allein im Kleinen beurtheilet werden.

Ich glaube, es wird der nicht denkenden Materie Stein, Holz oder Metal gleich viel gelten, ob man einen gehangeten oder Baal Beor formiret; von Natur ist zwar alles wild, und brauchet einige Zeit, das Wild zahm zu machen, und dessen Vorurtheile zu bestreiten, durch eine unächte Klugheit wird das halbzahme wieder wild.

Ob wohl einer oder anderer meinet, er schöpfe nahe an der Quelle rein; er irret sich, und ist nicht so reine als es im ersten Ursprung der Quelle seyn müßte. Wie wollen also diejenigen, welche von der Quelle weit entfernt sind, rein schöpfen, je weiter davon laufet allerlei Schund zu, da der unendlich ausfließende Strom jetzo gereiniget wird, so ist nothwendig, daß derselbe mit unverweßlichen Steinen dicht ausgemauert werde, damit die Ewigkeit ein Andenken habe, auch so bearbeitet, daß ja nichts Unreines hineinfließet, und jeder aller Orten rein schöpfen könne.

So haben wir eines neuen Himmels und Erde zu gewarten, wo auch alles Leid und Geschrei aufhören müsse, das alte vergehet und wird ein neues.

Wer will haben, daß bei dem Gedächtnißmahl Lichter brennen müssen, und wer hat gesagt, daß der Pöbel nothwendig etwas in die Augen haben müsse.

Er

Er siehet auch nicht auf das schöne Singen, welches doch nach der deutschen Aussprache beten heißet; man muß sich den Layen nicht so gefährlich machen, er ist zwar von Natur auch wild, der Anlage nach, zu vernünftigen Denken aber von dem Unendlichen gewürdiget worden.

II.

Sonderbare Würkung einer überspannten Einbildungskraft.

Aus einem Briefe.

In Kliesche, einem Dorfe im Raudtenschen, das einem Herrn v. S... gehört, wurde eine Magd nach einem eine kleine Stunde davon entlegenem Orte geschickt, um Fleisch einzukaufen.

Sie verrichtete ihren Auftrag gehörig, und trat den Rückweg gesund an. Es war in der Mitte des Januars gegen Abend. Auf einmal kam es ihr vor, als ob es gewaltig hinter ihr rausche, wie das Rauschen vieler Wagen; und mitten in demselben Geräusch tritt ein kleines graues Männchen in Kindesgröße neben sie, und fordert von ihr, daß sie mit ihm gehen solle.

Sie antwortet nichts, und geht ihren Weg fort. Die kleine Figur begleitet sie beständig, und ermun-

tert

tert sie immer mit ihm zu gehen; sie kömmt unter dieser Gesellschaft in den Hof ihrer Herrschaft, dort frägt sie der Kutscher, wo sie gewesen sei, und erhält gehörige Antwort von ihr.

Er sieht ihren kleinen Begleiter nicht, sie aber sieht ihn, und hört an der Schloßbrücke zum leztenmale seine Aufforderuug mitzugehen; und da sie sich nochmals weigert, die Drohung, daß sie vier Tage blind und stumm seyn sollte, und damit geht das Männchen seiner Wege. Die Magd eilt aufs Schloß in ihr Schlafgemach, wirft sich aufs Bette, und kann Mund und Augen nicht mehr öfnen.

Sie wird da aufgesucht. Kein Mensch weiß, was ihr begegnet, und jedermann glaubt, daß sie sterben müsse. Sie verstand alles, was mit ihr geredet wurde, und gab oft, besonders ihrer lamentirenden Mutter, Zeichen mit der Hand zur Beruhigung, konnte aber nichts sagen, so sehr ihre Mutter sie darum bat.

Ihre edeldenkende Herrschaft wendet alle Mühe an, sie wiederherzustellen, und will ihr Arznei beibringen, aber sie macht den Mund nicht auf. Es wird ein Bader geholt, der ihr zur Ader lassen muß, und sie sehr erhizt findet.

Alles ist umsonst. Aber nach dem Verlaufe von vier Tagen steht sie wieder auf, ist gesund, sieht und spricht wie zuvor, und erzählt ihre Begebenheit selbst.

Vielen, auch nicht etwa nur gemeinen Leuten, ist dieser Vorfall ein Beweiß für die Wahrheit der Gespen-

Gespenster oder Geistererscheinungen, so wie er meinem Erachten nach ein Zeugniß von einer ausserordentlichen Stärke, und von sonderbarer Wirkung einer empörten Einbildungskraft ist.

Kunzendorf bei Polkwiz den 28sten Hornung 1784.

C. F. S**
Pred.

III.

Eine fürchterliche Art von Ahndungsvermögen.

Aus einem Briefe.

Ein angesehener glaubwürdiger Mann in St** kann es einem Menschen aus dem Gesichte lesen, ob er bald und plözlich sterben werde. Für ihn selbst, versichert er, habe eine solche Entdeckung viel Schauderndes, und er vermeide gern große Gesellschaften, wo ers aber nicht könne, so scheue er sich doch jedem dreiste ins Gesicht zu sehen, weil er bei solchen Gelegenheiten am ersten befürchten müste, eine solche unangenehme Entdeckung zu machen.

Die Leute, versichert er ferner, an denen er bisher seine Erfahrungen gemacht, kommen seinen Augen völlig so vor, als ob sie schon ein paar Tage im

im Grabe gelegen, gelb und todten blaß, und wenn sie auch für jeden andern wie Rosen blühen.

Einst ging er auf einem öffentlichen Spazierplaze mit einem seiner Freunde auf und nieder. Eine kleine Gesellschaft Frauenzimmer, worunter auch ein achtzehnjähriges Fräulein war, kam ihm entgegen.

Er sah von ohngefähr die Damen eine nach der andern flüchtig an. Gott! ist's möglich? das arme Fräulein! Sie dauert mich.

Dies sprach er, daß es nur sein Gesellschafter vernehmen konnte, wandte sich darauf zu diesem und sagte: Sehen Sie den Engel, sie blühet wie eine junge Rose, denkt heute gewiß an nichts weniger als ans Sterben, aber sie wird bald, sehr bald sterben.

Kommen Sie, Freund, fuhr er mit wehmüthigem Ton fort, ich kann den Anblick nicht länger aushalten. Sie gingen zu Hause. Vier Tage nachher trug man das junge Fräulein zu Grabe.

Ich habe es noch nicht gewagt, über diese Sache weiter etwas zu sagen, als sie zu erzählen. Wäre dies der einzige Fall, so würde ich bald mit der Antwort fertig seyn: **es war Zufall**

Aber wo sollen wir die Ursach dieses Vermögens bei dem Mann suchen? Etwa in den Augen des Mannes? Aber ich glaube, wenn wir sie einst anatomisch zerlegen könnten, unsere Mühe würde vergeblich seyn. Was bleibt also übrig? — Das wäre ich begierig zu hören.

Stettin, den 15ten Jenner 1784. Liphardt.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Mangel unsrer Jugenderinnerungen.

(S. 1. B. 1. St. p. 65. und 2. St. p. 82.)

Es scheint, als wenn uns die Natur recht mit Fleiß den ersten unvollkommnen Zustand unsrer Existenz habe verbergen wollen, indem sie uns unfähig machte, uns der ersten Erfahrungen unseres Lebens zu erinnern; so lehrreich es auch in der That für den menschlichen Verstand seyn würde, wenn er die Reihe unsrer nach und nach erlangten sinnlichen Begriffe, oder besser, den ersten grossen **Wirrwarr** derselben überschauen könnte.

Wenn wir würklich die Thätigkeit unsrer Seele mit unsern Blicken bis dahin verfolgen könnten, wo sie die **allerersten** Empfindungen von Gegenständen ausser sich, folglich auch von **aussen** her das erste Bewustseyn ihrer selbst bekam; so würden wir ohnfehlbar die wichtigsten Aufschlüße über die allererste Entwickelung unsres Geistes erhalten, die wir jezt nun freilich nicht machen können, da wir uns **aus Mangel des Erinnerungsvermögens** erst dann

dann zu beobachten anfangen, wenn wir schon eine ziemliche Reise durchs menschliche Leben, und eine noch viel größere schon mit unsern Ideen gemacht haben.

Wir würden es uns alsdenn leichter erklären, **wie** sich der Mensch, der anfangs in Absicht seiner Fähigkeiten würklich unter dem Thier zu stehen scheint, so schnell über das Thier in kurzer Zeit erhebt; **wie** er die Kunst, seine Begriffe durch Zeichen aneinander zu reihen so schnell erlernte, da doch diese Kunst **schon ein** würkliches Nachdenken über den rechten Gebrauch der Zeichen voraussetzt; **wie** er zu den ersten Abstraktionen aus **dem bloßen** Vorrathe sinnlicher Begriffe überging, und bald einen **Geschmack an Gegenständen** des Geistes gewann.

So leicht es sich auch immer sagen läßt, daß wir alle menschliche Erkenntniß durch die Sinne bekommen, und daß die ersten Abstraktionen sich auf den Gebrauch der Sinne beim Kinde eben sowohl, als bei dem tiefsinnigsten Philosophen, beziehen, so wenig können wir doch das **Wie** ihres Entstehens bestimmen, eben weil wir uns der ersten Geschichte **unsrer Ideenassociation** nicht mehr erinnern können, weil wir nicht mehr wissen, **welchen** Grundverhältnissen unsrer Begriffe wir am meisten folgten, und welches dunkle Gefühl von Selbstinteresse die Thätigkeit unsrer Seele am leichtesten in Bewegung setzte.

So viel sehen **wir** wohl ein, daß ein gewisser **Wirrwarr** unsrer ersten Begriffe, die Ursach von **der Vergessenheit ihrer Ureindrücke** seyn muß, ob ich gleich nicht leugnen will, daß jene Vergessenheit auch mit durch die erste Schwäche unsres Körpers und des Nervengebäudes, eben sowohl als durch die damals geringere Aufmerksamkeit unserer Seele befördert werden konnte.

Doch kommt es mir immer wahrscheinlicher vor, daß die erste zu **große Herbeifuhre** neuer Begriffe, die durch fünf Kanäle und auf einmal mitgetheilt wurden, die Kräfte unsres Gedächtnisses gleichsam **überladen** hat.

Es ging dem Kinde grade so, wie uns Erwachsenern, wenn wir in ein großes Naturalienkabinet geführt werden.

Wir erblicken da tausend neue Gegenstände; aber ihr Ueberfluß ist zu groß, als das wir sie alle im Gedächtniß behalten könnten.

Welches Kabinet kann wohl größer seyn, als das, in welches das Kind bei seiner Geburt geführt wird! wohin es nur seine schwachen Sinne richtet, wird es durch eine Menge neuer Objekte mehr betäubt als unterrichtet und eben dadurch der ersten Erfahrungsgeschichte seines lebens auf immer beraubt. Doch hat die Natur, die bei den größten scheinbaren Unordnungen, nie ihre ewigen Gesetze der Ordnung und Harmonie aus den Au-

gen

gen verliert, gewiß eine sehr **weise Absicht** bei dem ersten **Wirrwarr** unsrer Begriffe gehabt.

Aus ihm entsteht das **große wichtige Bedürfniß einer Sprache** und die bereitwilligste Aufnahme derselben schon in der frühesten Jugend, noch vor der **völligen Ausbildung** unserer Sprachorgane.

Das Kind sucht sich nach und nach von einem Mischmasch seiner Ideen zu befreien und einige Deutlichkeit hineinzubringen, die seiner angebornen **Kraft, Aehnlichkeiten** zu bemerken, angemessen ist.

Es lernt aus einem innern **Seelendrange** reden, ein Geschäfte, das ihn anfangs herzlich viel Mühe kostete, daß es aber aller Schwierigkeiten ohngeachtet, die sich ihm hiebei in Weg legen, arbeitsam fortsetzte.

Durch das Reden lernt es bald deutlich denken und so entsteht ursprünglich seine Seelenthätigkeit, die sich in der Folge in die tiefsinnigsten Untersuchungen einlassen kann, aus einer anfänglichen **Confusion** seiner ersten Ideen.

Da wir durch die Sprache nach und nach Ordnung in unsre Gedanken bringen, und sich folglich das erste Chaos unsrer Begriffe nun mehr verliert; so müßte daraus folgen, daß wir uns von da an unserer Jugenderfahrungen zu erinnern anfangen müssen, wo wir uns deutlich auszudrücken anfingen. —

Und es verhält sich in der That grade so. Von der Epoche unseres Sprachgebrauches an, kommt erst einiges Licht in die Geschichte unseres Lebens.

Kein Mensch kann sich aus der Zeiten vor seiner Bekanntschaft mit der Sprache, einer Begebenheit seiner Kindheit erinnern.

Doch will ich nicht läugnen, daß es ein Erinnern **überhaupt** an vergangene Begebenheiten des Lebens auch **ohne Sprache** geben kann, die Thiere selbst besitzen **ohne Sprache** ein Gedächtniß; aber wer weiß denn, ob nicht selbst das **Thier sein Gedächtniß vermöge einer thierischen** uns unbekannten mechanischen Zeichensprache besitzt, die sich durch Mittheilung besserer Sprachorgane in eine würkliche **äussere Wortsprache** auflösen würde.

C. F. Pockels.

II.

Fortsetzung des Fragments aus Anton Reisers Lebensgeschichte.

(S. 2ten B. 1stes St. p. 76.)

Bald darauf wurde er auch ohngeachtet alles seines Flehens und Bittens von seinem geliebten Schreibmeister getrennt.

Die-

Dieser hatte freilich einige Nachläßigkeiten in Antons Schreib- und Rechenbuche passieren lassen, worüber sein Vater aufgebracht war.

Anton nahm mit dem größten Eifer alle Schuld auf sich, und versprach und gelobte, was nur in seinen Kräften stand, aber alles half nichts; er mußte seinen alten treuen Lehrer verlassen, und zu Ende des Monaths anfangen, in der öffentlichen Stadtschule schreiben zu lernen.

Diese beiden Schläge auf einmal waren für Anton zu hart. Er wollte sich noch an die letzte Stütze halten, und sich von seinen ehemaligen Mitschülern jedes aufgegebene Pensum sagen lassen, um es zu Hause zu lernen, und auf die Weise mit ihnen fortzurücken, als aber auch dieß nicht gehen wollte, so erlag seine bisherige Tugend und Frömmigkeit, und er ward wirklich eine zeitlang aus einer Art von Mißmuth und Verzweiflung, was man einen bösen Buben nennen kann.

Er zog sich muthwilliger Weise in der Schule Schläge zu, und hielt sie alsdann mit Troz und Standhaftigkeit aus, ohne eine Miene zu verziehn, und dieß machte ihm dazu ein Vergnügen, daß ihm noch lange in der Erinnerung angenehm war.

Er schlug und balgte sich mit Straßenbuben, versäumte die Lehrstunden in der Schule, und quälte einen Hund, den seine Eltern hatten, wie und wo er nur konnte.

In der Kirche, wo er sonst ein Muster der Andacht gewesen war, plauderte er mit seines Gleichen den ganzen Gottesdienst über.

Oft fiel es ihm ein, daß er auf einem bösen Wege begriffen sey, er erinnerte sich mit Wehmuth an seine vormaligen Bestrebungen, ein frommer Mensch zu werden, allein so oft er im Begriff war umzukehren, schlug eine gewisse Verachtung seiner selbst, und ein nagender Mißmuth seine besten Vorsätze nieder, und machte, daß er sich wieder in allerlei wilden Zerstreuungen zu vergessen suchte.

Der Gedanke, daß ihm seine liebsten Wünsche und Hofnungen fehlgeschlagen, und die angetretene Laufbahn des Ruhms auf immer verschlossen war, nagte ihn unaufhörlich, ohne daß er sich dessen immer deutlich bewußt war, und trieb ihn zu allen Ausschweifungen.

Er ward ein Heuchler gegen Gott, gegen andre, und gegen sich selbst. Sein Morgen und Abendgebet laß er pünktlich wie vormals, aber ohne alle Empfindung.

Wenn er zu dem alten Manne kam, that er alles, was er sonst mit aufrichtigem Herzen gethan hatte, aus Verstellung, und heuchelte in frommen Mienen und aufgeschriebenen Worten, worinn er fälschlich einen gewissen Durst und Sehnsucht nach Gott vorgab, um sich bei diesem Manne in Achtung zu erhalten.

Ja

Ja zuweilen konnte er heimlich lachen, indes der alte Mann sein Geschriebenes las. So fing er auch an, seinen Vater zu betrügen. Dieser ließ sich einmal gegen ihn verlauten: damals vor drei Jahren sey er noch ein ganz anderer Knabe gewesen, als er in P.. sich weigerte eine Nothlüge zu thun, indem er den Engländer verläugnen sollte.

Weil sich nun Anton bewußt war, daß gerade dieß damals mehr aus einer Art von Ostentation, als würklichem Abscheu gegen die Lüge geschehen sey, so dachte er bei sich selber: wenn sonst nichts verlangt wird, um mich beliebt zu machen, das soll mir wenig Mühe kosten, und nun wußte er es im kurzen durch eine Art von bloßer Heuchelei, die er doch aber vor sich selber als Heuchelei zu verbergen suchte, so weit zu bringen, daß sein Vater über ihn mit dem Herrn v. F. korrespondirte, und denselben von Antons Seelenzustande Nachricht gab, um seinen Rath darüber einzuhohlen.

Indes wie Anton sahe, daß die Sache so ernsthaft wurde, ward er auch ernsthafter dabei, und entschloß sich zuweilen, sich nun im Ernst von seinem bösen Leben zu bekehren, weil er die bisherige Heuchelei nicht länger mehr vor sich selbst verdecken konnte.

Allein nun fielen ihm die Jahre ein, die er von der Zeit seiner vormaligen wirklichen Bekehrung an versäumt hatte, und wie weit er nun schon seyn

könnte, wenn er das nicht gethan hätte. Dieß machte ihn äußerst mißvergnügt und traurig.

Ueberdem las er bei dem alten Manne ein Buch, worinn der Proceß der ganzen Heilsordnung, durch Buße, Glauben, und gottseelig leben, mit allen Zeichen und Symptomen ausführlich beschrieben war.

Bei der Buße mußten Thränen, Reue, Traurigkeit, und Mißvergnügen seyn: dies alles war bei ihm da.

Bei dem Glauben mußte eine ungewohnte Heiterkeit und Zuversicht zu Gott in der Seele seyn: dieß kam auch.

Und nun mußte sich drittens das gottseelige leben von selber finden: aber dieß fand sich nicht so leicht.

Anton glaubte, wenn man einmal fromm und gottseelig leben wolle, so müsse man es auch beständig, und in jedem Augenblicke, in allen seinen Minen und Bewegungen, ja sogar in seinen Gedanken seyn; auch müsse man keinen Augenblick lang vergessen, daß man es seyn wolle.

Nun vergaß er es aber natürlicher Weise sehr oft: seine Miene blieb nicht ernsthaft, sein Gang nicht ehrbar, und seine Gedanken schweiften in irrdischen weltlichen Dingen aus.

Nun glaubte er, sey alles vorbei, er habe noch so viel, wie nichts gethan, und müsse wieder von vorn anfangen.

So

So ging es oft verschiednemale in einer Stunde, und dieß war für Anton ein höchst peinlicher und ängstlicher Zustand.

Er überließ sich wieder, aber beständig mit Angst und klopfendem Herzen, seinen vorigen Zerstreuungen.

Dann fing er das Werk seiner Bekehrung einmal von vorn wieder an, und so schwankte er beständig hin und her, und fand nirgends Ruhe und Zufriedenheit, indem er sich vergeblich die unschuldigsten Freuden seiner Jugend verbitterte, und es doch in dem andern nie weit brachte.

Dieß beständige Hin- und Herschwanken ist zugleich ein Bild von dem ganzen Lebenslauf seines Vaters, dem es im funfzigsten Jahre seines Lebens noch nicht besser ging, und der doch immer noch das Rechte zu finden hofte, wornach er so lange vergeblich gestrebt hatte.

Mit Anton war es anfänglich ziemlich gut gegangen: allein seitdem er kein Latein mehr lernen sollte, litte seine Frömmigkeit einen großen Stoß; seine Frömmigkeit war nichts als ein ängstliches, gezwungenes Wesen, und es wollte nie recht mit ihm fort.

Er las darauf irgendwo, wie unnüß und schädlich das Selbstbessern sey, und daß man sich bloß leidend verhalten, und die göttliche Gnade in sich würken lassen müsse: er betete daher oft sehr aufrichtig:

richtig: Herr, bekehre du mich, so werde ich bekehret! aber alles war vergeblich.

Sein Vater reißte diesen Sommer wieder nach P.., und Anton schrieb ihm, wie schlecht es mit dem Selbstbessern vorwärts ginge, und daß er sich wohl darinn geirrt habe, weil die göttliche Gnade doch alles thun müsse.

Seine Mutter hielt diesen ganzen Brief für Heuchelei, wie er denn wirklich nicht ganz davon frei seyn mochte, und schrieb eigenhändig darunter: Anton führt sich auf, wie alle gottlose Buben.

Nun war er sich doch eines wirklichen Kampfes mit sich selbst bewußt, und es mußte also äusserst kränkend für ihn seyn, daß er mit allen gottlosen Buben in eine Klasse geworfen wurde.

Dieß schlug ihn so sehr nieder, daß er nun wirklich eine Zeitlang wieder ausschweifte, und sich muthwillig mit wilden Buben abgab; worinn er denn durch das Schelten, und sogenannte Predigen seiner Mutter noch immer mehr bestärkt wurde: denn dieß setzte ihn immer noch tiefer herab, so daß er sich oft am Ende selbst für nichts mehr, als einen gemeinen Gassenbuben hielt, und nun um desto eher wieder Gemeinschaft mit ihnen machte.

Dieß dauerte, bis sein Vater von P.. wieder zurückkam.

Nun eröfneten sich für Anton auf einmal ganz neue Aussichten. Schon zu Anfange des Jahres war seine Mutter mit Zwillingen niedergekommen, wovon

wovon nur der eine leben blieb, zu welchem ein Hutmacher in B. Nahmens L.. Gevatter geworden war.

Dieser war einer von den Anhängern des Herrn v. F.. wodurch ihn Antons Vater schon seit ein paar Jahren kannte.

Da nun Anton doch einmal bei einem Meister sollte untergebracht werden, (denn seine beiden Stiefbrüder hatten nun schon ausgelernt, und jeder war mit seinem Handwerke unzufrieden, wozu er von seinem Vater mit Gewalt gezwungen war) und da der Hutmacher L.. gerade einen Burschen haben wollte, der ihm fürs erste nur zur Hand wäre, welch eine herrliche Thüre eröfnete sich nun, nach seines Vaters Meinung, für Anton, daß er eben so, wie seine beiden Stiefbrüder, bei einem so frommen Manne, der dazu ein eifriger Anhänger des Herrn von F.. war, schon so früh könne untergebracht, und von demselben zur wahren Gottseeligkeit und Frömmigkeit angehalten werden.

Dieß mochte schon länger im Werke gewesen seyn, und war vermuthlich die Ursach, warum Antons Vater ihn aus der lateinischen Schule genommen hatte.

Nun aber hatte Anton, seitdem er Latein gelernet, sich auch das Studiren fest in den Kopf gesetzt; denn er hatte eine unbegränzte Ehrfurcht gegen alles, was studiert hatte, und einen schwarzen

zen Rock trug, so daß er diese Leute beinahe für eine Art übermenschlicher Wesen hielt.

Was war natürlicher, als daß er nach dem strebte, was ihm auf der Welt das Wünschenswertheste zu seyn schien?

Ein Prediger, der seiner Eltern Hause gegen über wohnte, stand zuweilen in seiner schwarzen Kleidung und mit dem Kragen vor der Thüre, und Anton konnte ihn stundenlang mit der tiefsten Ehrfurcht betrachten; die Knöpfe an seinem Kleide, die weissen Streifen, welche unter dem Ermel hervorguckten, alles war ihm heilig, und er konnte zuweilen im Ernst untersuchen, ob ein solcher auch wohl ein Mensch wie andre Menschen seyn möchte.

Nun hieß es, der Hutmacher L.. in Braunschweig wolle sich Antons wie ein Freund annehmen, er solle bei ihm wie ein Kind gehalten seyn, und nur leichte und anständige Arbeiten, als etwa Rechnungen schreiben, Bestellungen ausrichten, u. d. gl. übernehmen, alsdenn solle er auch noch zwei Jahre in die Schule gehen, bis er konfirmirt wäre, und sich dann zu etwas entschließen könnte.

Dieß klang in Antons Ohren äußerst angenehm, insbesondre der letzte Punkt von der Schule; denn wenn er diesen Zweck nur erst erreicht hätte, glaubte er, würde es ihm nicht fehlen, sich so vorzüglich auszuzeichnen, daß sich ihm zum Studieren von selber schon Mittel und Wege eröfnen müßten.

Er

Er schrieb selber zugleich mit seinem Vater an den Hutmacher L.., den er schon im Voraus innig liebte, und sich auf die herrlichen Tage freute, die er bei ihm zubringen würde.

Und welche Reize hatte die Verändrung des Orts für ihn! Der Aufenthalt in Hannover, und der ewige einförmige Anblick eben derselben Strassen und Häuser ward ihm nun unerträglich: neue Thürme, Thore, Wälle, und Schlösser stiegen beständig in seiner Seele auf, und ein Bild verdrängte das andre.

Er war nie ruhig, und zählte Stunden und Minuten bis zu seiner Abreise.

Ein Ausschlag am Kopf verzögerte dieselbe zu seinem größten Mißvergnügen: allein dieser legte sich, auch war der Schaden am Fuß aus dem Grunde geheilt, und nun weiter kein Hinderniß mehr übrig.

Es wurden alle Anstalten zur Abreise gemacht. Seine Mutter ermahnte ihn alle Tage mit Sprüchen aus der Bibel, und wie sich einer krümmen und bücken müsse, wenn er durch die Welt kommen wolle, und dergleichen mehr, daß freilich nicht die mindeste Wirkung that, weil er dasselbe schon tausendmal bis zum Eckel von ihr gehört hatte.

Seine Ausstattung von seinen Eltern war äußerst schlecht, und wären ihm nicht von guten Leuten noch einige Kleidungsstücke geschenkt worden,

so

so wäre er wie ein Bettelknabe nach Braunschweig gekommen.

Hierüber wäre freilich nichts zu sagen, wenn nur Antons Eltern nicht mehr hätten thun können. Allein die beständige Zwietracht brachte, bei einer mehr als hinlänglichen Einnahme für Leute von ihrem Stande, dennoch ihre Wirthschaft so in Unordnung, daß sie nie etwas für sich oder ihre Kinder erübrigen konnten, und doch dabei nur ein kümmerliches Leben führten.

Der erwünschte Tag zur Abreise war endlich da. Anton nahm von seiner Mutter, und von seinen beiden Brüdern abschied, wovon der ältere Christian fünf Jahr, und der jüngere Simon, der nach dem Hutmacher L.. genannt war, kaum ein Jahr alt seyn mochte.

Sein Vater reißte mit ihm, und es ging nun halb zu Fuße halb zu Wagen, mit einer wohlfeilen Gelegenheit fort.

Antons Vater war nehmlich mit Fuhrleuten, die des Weges nach Braunschweig Kohlen brachten, um ein geringes einig geworden, daß er und sein Sohn sich zuweilen aufsetzen durften, wenn sie müde waren.

Anton genoß nun zum erstenmale in seinem Leben das Vergnügen, zu wandern, welches ihm in der Zukunft mehr wie zu häufig aufgespart war.

Sie schliefen die Nacht in einem Dorfe mit den Fuhrleuten auf der Streu.

Den

Den andern Morgen vor Tagesanbruch ging es schon wieder fort, über Peine und Fecheln nach Braunschweig zu; vor Fecheln nahmen die Fuhrleute einen andern Weg; und nun mußte zu Fuße gegangen werden.

Je mehr sie sich Braunschweig näherten, war Antons Herz voll Erwartung, wie seine Beine voll Ermüdung.

Der Andreasthurm ragte mit seiner rothen Kuppel majestätisch hervor. Es war gegen Abend; Anton sahe in der Ferne die Schildwachen auf dem hohen Walle hin und her gehen.

Tausend Vorstellungen, wie sein künftiger Wohlthäter aussehen, wie sein Alter, sein Gang, seine Miene seyn werde, stiegen in ihm auf und verschwanden wieder.

Er setzte endlich von demselben ein so schönes Bild zusammen, daß er ihn schon im Voraus liebte.

Ueberhaupt pflegte Anton in seiner Kindheit durch den Klang der eignen Nahmen von Personen oder Städten zu eignen Bildern und Vorstellungen von den dadurch bezeichneten Gegenständen veranlaßt zu werden.

Die Höhe oder Tiefe der Vokale in einem solchen Nahmen trug zur Bestimmung des Bildes das meiste bei.

So klang der Nahme **Hannover** beständig prächtig in seinen Ohren, und ehe er es sahe, war es ihm ein Ort mit hohen Häusern und Thürmen,

und von einem hellen und lichten Ansehen. Braunschweig schien ihm länglicht, von dunklerem Ansehen, und größer zu seyn, und noch izt stellt er sich Paris, das er nicht gesehen hat, nach eben einem solchen dunklen Gefühl bei dem Nahmen, vorzüglich voll heller weißlichter Häuser vor.

Es ist dieses auch sehr natürlich: denn von einem Dinge, wovon man nichts wie den Nahmen weiß, arbeitet die Seele, sich noch, vermittelst der entferntesten Aehnlichkeiten, ein Bild zu entwerfen, und in Ermangelung aller andern Vergleichungen, muß sie zu dem willkührlichen Nahmen des Dinges ihre Zuflucht nehmen, wo sie auf die hart oder weich, voll oder schwach, hoch oder tief, dunkel oder hell klingenden Töne merkt, und zwischen denselben und dem sichtbaren Gegenstande eine Art von Vergleichung anstellt, die manchmal zufälliger Weise eintrift.

Bei dem Nahmen L... dachte sich Anton ohngefähr einen etwas langen Mann deutsch und bieder mit einer freien offenen Stirne, u. s. w. Allein dießmal täuschte ihn seine Nahmendeutung sehr. Es fing schon an dunkel zu werden, als Anton mit seinem Vater über die große Zugbrücke, und durch die langen gewölbten Thore in die Stadt Braunschweig einwanderte.

Sie kamen durch viele enge Gassen, vor dem grauen Hofe vorbei, und endlich über eine lange Brücke in eine etwas dunkle Straße, wo der Hut-

Hutmacher L.. einem langen öffentlichen Gebäude gegenüber wohnte.

Nun standen sie vor dem Hause. Es hatte eine schwärzliche Außenseite, und eine große schwarze Thür, die mit vielen eingeschlagnen Nägeln versehen war. Oben hing ein Schild mit einem Hute heraus, woran der Nahme L.. zu lesen war.

Ein altes Mütterchen, die Ausgeberin vom Hause, eröfnete ihnen die Thür, und führte sie zur rechten Hand in eine große Stube, die mit dunkelbraun angestrichnen Brettern getäfelt war, worauf man noch mit genauer Noth eine halb verwischte Schilderung von den fünf Sinnen entdecken konnte.

Hier empfing sie denn der Herr des Hauses. Ein Mann von mittleren Jahren, mehr klein als groß, mit einem noch ziemlich jugendlichen aber dabei blassen und melancholischem Gesichte, das sich selten in ein andres, als eine Art von bittersüßen Lächeln verzog, dabei schwarzes Haar, und ein ziemlich schwärmerisches Auge, etwas feines und delikates in seinen Reden, Bewegungen, und Manieren, das man sonst bei Handwerksleuten nicht findet, und eine reine aber äußerst langsame, träge, und schleppende Sprache, die die Worte, wer weiß wie lang zog, besonders wenn das Gespräch auf andächtige Materien fiel.

Auch hatte er einen unerträglich intoleranten Blick, wenn sich seine schwarzen Augenbraunen

über die Ruchlosigkeit und Bosheit der Menschen-kinder, und insbesondre seiner Nachbaren, oder seiner eignen Leute, zusammenzogen.

Anton erblickte ihn zuerst in einer grünen Pelzmütze, blauen Brusttuch und braunen Kamisol drüber, nebst einer schwarzen Schürze, seiner gewöhnlichen Hauskleidung; und es war ihm beim ersten Blick, als ob er in ihm einen strengen Herrn und Meister, statt eines künftigen Freundes und Wohlthäters gefunden hatte.

Seine vorgefaßte innige Liebe verlosch, als wenn Wasser auf einen Funken geschüttet wäre, da ihm die erste kalte, trockne, gebietrische Miene seines vermeinten Wohlthäters ahnden ließ, daß er nichts weiter, wie sein Lehrjunge seyn werde.

III.

Zum 1sten B. 2tes St. No. 8. pag. 100. des Magazins.

Ich erstaunte, hier meine Geschichte zu lesen. Auf Thürmen, wo ich nichts zu befürchten hatte, an Fenstern, deren Bänke mir bis an die Brust gingen, war die Idee bei mir lebhaft, du **wirst** herunterspringen!

Nun

Nun die Ideen, der Zerfleischung, des Schröckens der Stadt, des Geredes, warum und wie es geschehen, gingen so mit mir herum, als ob ich Augenzeuge einer solchen ebengeschehenen schröcklichen Sache sei; so daß ich vom Thurme weggehen, oder das Fenster zumachen muste, um Luft zu schöpfen, und zu **Verstande** zu kommen.

Noch neuerlich geschah mir in der Kirche, das was mir oft geschah, der innere heiße Drang, laut reden zu **müssen**.

Ich stellte mir alle Folgen vor, und der Zwang, den ich mir thun **muste**, preßte mir entsetzliche Angst aus.

Ich war darüber böse auf mich, konnte mir es durch nichts erklären, als daß der Fall, **närrisch zu werden**, bei mir eintreten könnte.

Und siehe: Herrn M. ging es eben so; und seitdem hat mir ein Anverwandter gestanden, daß es ihm eben so gehe. Also drei Beispiele von einerlei — wie soll ich es nennen — Narrheit? — Was ist das?

* * *

IV.

Einwirkung sinnlicher Gegenstände auf die Gedanken.

Am Neujahrstage predigte ich zu Steinort. Schon während dem Gesange bemerkte ich, so oft ich auf die Zuhörer sah, eine, mir ganz ungewöhnliche, Verwirrung, auf die ich aber wenig achtete.

Kaum hatte ich den Vortrag angefangen, als mir plötzlich jeder Gedanke fehlete, und kaum konnte ich mich so viel fassen, ein Tuch aus der Tasche zu nehmen, zu räuspern und mich wieder zu sammeln.

Anfänglich hielt ich es für einen Schwindelanfall, und war, bei der Zurückkehr des ersten Bewußtseyns, schon im Begriff, mich zu setzen, als ich mich zum Fortfahren stark genug fühlte.

Dieß begegnete mir einigemal, ehe ich den Endschluß faßte, wider alle meine sonstige Gewohnheit, stets vor mich niederzusehn.

Von dieser Zeit an begegnete mir der Vorfall nicht wieder, ohngeachtet ich noch über eine Viertelstunde sprach.

Während dem Gesange nach der Predigt, suchte ich die Ursach dieser sonderbaren Begegniß und fand sie (mit dem einzigen Unterschiede, daß die Wirkung bei jedem neuen Versuche schwächer wurde. Ein Fingerzeig, was Gewohnheit über Erdensöhne vermag, selbst wider unsern Willen; denn, aller ange-

angewandten Mühe ohngeachtet, konnte ich die Wirkung nicht zu ihrer ersten Höhe führen) nach wiederholten Versuchen in folgendem:

Das Zimmer der Zuhörer war ganz erhellt, meines ganz dunkel; eine Zuhörerin trug ein incarnatfarben Kleid, in der Zuhörer Zimmer stand ein Bett mit carmoisinen Umhängen und, ein Paar große Spiegel reflectirten ihre Lichtstrahlen auf mich.

Die Pupillen meiner sehr guten Augen wurden, wider meinen Willen, der Dunkelheit meines Standpunkts wegen, sehr geöfnet, und alle die hohen Farben und häufigen Lichtstrahlen trafen jezt von vorne her meine Sehnerven so stark, daß ihre Stärke jedes Gefühl und jeden Gedanken verdrängte: wie der gewiß die Flöte nicht hört, den man mit Waldhörnern in die Ohren bläst. Doch, ich darf mich hier mit Recht jeder weitern Auseinandersetzung enthalten.

Steinort den 11ten Februar 1784.

J. G. Böttcher,
Lehrer beym Grafen von Lehndorf zu Steinort bey Rastenburg in Preussen.

V.

Merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von seiner verübten Mordthat. *)

Gleich bei der ersten Nachforschung, wegen des Thäters der Verwundung und Entleibung, entstand ein starker Verdacht gegen den Inquisiten. Er wurde daher mit Steckbriefen verfolget, in Dannicko unterm Chursächsischen Amt Gommern betreten, von da ausgeliefert, und demnächst von den Nedlitzschen Amtsgerichten, jedoch in Magdeburg, wohin derselbe mehrerer Sicherheit wegen gebracht wurde, zur Inquisition gezogen.

Weil er von dem Amte Gommern so fort ausgeliefert wurde, und also eher, als die Beerdigung

*) Dieser Taube und Stumme Nahmens Brüning hat diesen Mord 1764, im Magdeburgischen, an einem Messerkerl verübt, und wurde zu zeitlebens daurender Zuchthausstrafe verurtheilt.

Da dieß eine Sache ist, die die Menschheit interessirt, und in psychologischer Rücksicht höchst merkwürdig ist, so habe ich kein Bedenken getragen, sie aus den Beiträgen zur juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten, wo sie in der 5ten Sammlung steht, mit Weglassung des bloß Juristischen, auszuziehen, um sie auf die Weise noch gemeinnütziger und zweckmäßiger zu machen.

M.

gung des Ermordeten geschehen war, zu Nedlitz ankam; so wurde er zu dessen bereits mit einem Sterbehemde bekleideten Körper geführet.

Der inquirirende Justitiarius gab ihm durch Zeichen zu verstehen: ob er den Körper für denjenigen halte, welchen er ums leben gebracht habe? Es wurde ihm zu solchem Ende die Wunde am Halse gezeiget, und die Art und Weise, wie die Verwundung durch ein Messer geschehen sey, vorgemacht.

Hierauf geberdete sich der Inquisit sehr kläglich, er weinte, zeigte auf sich, und des Ermordeten Wunde, und nickte dabey mit dem Kopfe: Woraus um so mehr geschlossen wurde, daß er sich für den Mörder bekenne, weil er äußerst bestürzt war, und bei Vorzeigung der mit Blut beschmierten Kleidung des Getödteten sogleich mit der Hand darauf zeigte, daß solche Kleidungsstücke dem Ermordeten zugehörten.

Die Bewegung seines Körpers und seiner Gliedmaßen war dabei außerordentlich. Er wimmerte, sobald er den erblaßten Körper ansah, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er von dem Orte weg seyn wollte.

Tages darauf wurde er an den Ort des begangenen Mordes geführet, und, auf das daselbst liegende Blut zu sehen, angewiesen.

Er nickte darauf mit dem Kopfe, und gab durch Zeichen am Halse zu erkennen, daß dieses der

Ort sey, wo der Ermordete ums Leben gekommen wäre.

Auf die Frage: ob dieses der Ort sey, wo er die That begangen hätte? gab er durch Zeichen in so weit eine deutliche Antwort: daß er bei der That zugegen gewesen, und der Ermordete durch Schnitte am Halse ums Leben gekommen sei.

Er bezeigte auch durch Leibesstellung dieses: daß der Ermordete etwas auf seinem Rücken gehabt habe, und derselbe rückwärts sei übergezogen worden.

Man machte zu gleicher Zeit einen Versuch, ob Inquisit, wie verlauten wolle, schreiben könnte. Man schrieb die Frage hin: Ist dieses der Ort, wo ihr den Messerkerl ermordet?

Allein aller angewandten Mühe ungeachtet, gab er keine schriftliche Antwort, sondern er machte bloß die ihm vorgeschriebenen Worte nach. Hingegen schrieb er, als ihm die Frage: Wie heißt euer Nahme? geschrieben war vorgeleget worden, auf ein ihm vorgehaltenes Brett, mit der ihm in die Hand gegebenen Kreide mit sehr leserlichen Buchstaben seinen Nahmen: J. Brüning.

Am 7ten benannten Monaths wurde Inquisit von dem Justitiarius in Beisein zweier Assessoren anderweit vorgenommen, und die Gelegenheit dazu gab die Nachricht, daß der Inquisit am zweiten Finger der rechten Hand eine sehr kleine Verwundung habe, welche dem Ansehen nach ein Biß wäre,

und

und dem Inquisiten, wie er vorgabe, von dem Entleibten solle zugefüget worden seyn.

Es wurde auch im Verhöre diese kleine Wunde, so bereits fast völlig wieder zugeheilet war, bemerket, und von dem Inquisiten durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er solche von dem Ermordeten durch einen Biß bekommen habe.

Bei dieser Gelegenheit gab der Inquirens, wiewohl vergeblich, sich viele Mühe, von dem Inquisiten auf schriftliche Fragen dergleichen Antwort, oder auch nur eine Antwort durch Zeichen zu erhalten: der Inquisit schrieb bloß die ihm vorgelegten Fragen ab oder nach, ungeachtet er den Verstand der ihm vorgeschriebenen Wörter zu haben schien.

Als ihm aber mancherlei Zeichen durch Bewegung des Körpers und dessen Gliedmaßen waren vorgemacht worden, die ihm begreiflich machen sollten, daß man von ihm zu wissen verlange: ob er nicht dem Messerkerl, und auf was für Art, den Hals abgeschnitten und also ihn ums leben gebracht habe? gab er durch seine Gestus zu erkennen, daß er den Sinn verstehe und Antwort geben wolle.

Er beugte sich mit Unterlegung der Hand gegen den Kopf zur Seite, und bezeichnete einen Schlafenden; er stellte neben sich einen großen Mann vor, so ihm nach der Tasche gefaßt hätte; wies auf die linke Seite, als den gewöhnlichen Ort eines Degens oder Couteau; bezeichnete, daß

das

das daselbst gehabte Instrument lang gewesen, und er mit demselben von dem Kerl (den er mit Beschreibung eines Bogens über den Rücken bezeichnet hat) im Schlafe überfallen worden sei: man schloß daraus, daß er sich die Augen mit den Händen gerieben, und sich dabei als einen Menschen geberdet habe, der unvermuthet aus dem Schlafe gebracht wird.

Die übrigen Geberden des Inquisiten wurden dahin gedeutet, daß er bei dem erwähnten Anfalle aufgesprungen sei, darauf ein kleines Messer ergriffen, den Messerkerl hinterwärts um und zur Erde niedergezogen, und mit dem ganz klein beschriebenen Messer ihm in den Hals geschnitten habe.

Bei dem Verhör bezeigte der Arrestant durch seine Gestus ganz deutlich mit Annehmung zorniger Gebehrden und Stellungen, daß er auf den Messerkerl böse gewesen.

Die Ursache hievon suchte er folgendergestalt zu beschreiben: der Messerkerl, auf dessen Figur hinweisend, habe ihm in der Nacht, da er mit ihm im Wirthshause geschlafen, ganz sachte in seine Tasche gegriffen, und ihm einen Beutel, davon das Band aus der Tasche gehangen, herausgezogen, bei welcher Beschreibung er den einer viertel Elle langen Beutel vom Tische nahm, solchen in seine Tasche steckte, den Band heraushängen lies, und die

die Handlung dadurch den Umstehenden zu zeigen suchte.

In diesem Beutel sei Geld gewesen, welches ihm mit sammt dem Beutel der Ermordete im Schlafe weggenommen.

Er stellte ferner hiebei vor: wie er bei seiner Erwachung diesen angeblich von dem Messerkerl ihm entwendeten Beutel vermißt, und seine Verwunderung gegen denselben zu erkennen gegeben, welcher ihm aber hierauf trozig und verächtlich begegnet und f. v. den Hintern gewiesen.

Wegen dieses entwandten Geldbeutels sei er hinter dem Messerkerl hergefolget, und (hier nahm er bittende, doch eifrige Mienen an) wie er nochmals den Geldbeutel zurück verlanget, habe dieser ihm solchen zu geben sich geweigert, den Rock aufgehoben, und den Hintern gewiesen, auch, da er mit Eifer den Beutel verlanget, ihn mit dem in der Hand gehabten Stock über den Arm geschlagen.

Bei dieser Handlung stellte er sich in der Gestalt eines wüthend Zornigen, nahm einen neben ihm stehenden bei dem Arm, kehrte selbigen mit dem Rücken nach sich, und stellte die Action vor, wie er den Messerkerl hinterwärts zu Boden gerissen.

Auf der Erde habe er den Ermordeten mit einem Einlegemesser, worauf gelbe Buckeln, nehmlich auf

der

der Schaale gewesen, dessen Klinge vorn zugespitzet und schmal gewesen, (wie er solches an dem vorgelegten Einlegemesser sowohl, als einem mit Kreide auf dem Tisch gemahlten Messer, beschrieb) in den Hals gestochen, so daß die Spitze des Messers auf der andern Seite wieder herausgekommen.

Der Ermordete habe die Arme nach ihm ausgestreckt, und demselben in den zweiten Finger der linken Hand gebissen, an welchem er noch die Narbe zeigte: (bei dieser Vorstellung zeigte er wieder durch Annehmung einer zornigen Miene, daß ihn dieser Biß noch mehr in Zorn gebracht.)

Darauf er, auf das Messer zeigend am Halse hin und zurückziehend, mit dem Messer am Halse hin und her geschnitten, auch mit voller Faust dem Messerkerl so auf das Maul geschlagen, daß er ihm die Zähne dadurch ausgedrückt.

Um ihn durch neue Fragen nicht konfus zu machen, ließ man ihn die angefangene Beschreibung fortsetzen, da er denn die Suite dieser Handlung auch dermaßen beschrieb: Wie er den Messerkerl, da demselben das Blut aus dem Halse gelaufen und er die Hände bereits entkräftet ausgestreckt, auf die Seite geleget, und ihm den Messerbündel mit dem Trageriemen sachte abgenommen, sich solchen Bündel über seine Arme gemacht, und damit fortgegangen sey.

Bei

Bei Beschreibung des Weges, welchen er genommen, hielt sich Arrestant an die auf den Tisch mit Kreide gemahlte Figur der Kienheide und des Weges nach Nedlitz, mahlte an der Kirschallee eine Mühle, oberwärts aber noch einige Thürme, und noch eine andere Mühle, davon die erste vermuthlich die Nelitzsche bedeuten sollte.

Er wieß, wie er noch diesseits der Nedlitzer Mühle um die Nedlitzer Kienheide dicht herum, jedoch nicht nach Nedlitz zu, nach der andern Mühle heraufgegangen, sich aber vorhero in einen Graben geleget, und sich umgesehen.

Er wieß zugleich auf einen hieher gezeichneten Schäfer, und gab so viel zu verstehen, daß er den Schäfer gesehen, sich aber in Erwählung seines Weges immer umgesehen, und solchem aus dem Gesichte zu kommen gesucht, und endlich nach den Dorfe gekommen, wo er arretirt worden.

Bei Vorstellnng dieses Dorfs mahlte und beschrieb er ein Wirthshaus, darin er sich mit des Entleibten Sachen hingesetzt und das Geld überzählet.

Indessen sei ein großer starker Mann, welchen er mit einer großen rauhen Mütze mahlte, in dem Wirthshause beim Geldzählen an ihn gekommen, und habe von ihm ein Papier verlanget.

Hier ergrif er einen Bogen Papier vom Tisch, wieß auf die gezeichnete Figur, so daß Papier von ihm verlanget, und welcher er auch den Bogen zugestellet.

Da

Da dieser den Bogen gelesen, (welche Handlung er ganz deutlich vorstellte,) sei diese Person zornig und unwillig auf ihn geworden, und ohngeachtet er derselben Pfeifenröhre und andre Sachen geben wollen, diese obbeschriebene Person dennoch zornig geblieben; habe ihn mit der Hand in die Haare gefaßt, ihn dabei geschüttelt, und endlich habe sich diese Person zu Pferde gesetzet, und habe Bericht (so er durch Schreiben suchte begreiflich zu machen) von ihm abgestattet, indessen aber ihm den Messerbündel und Sachen wegnehmen und versiegeln lassen.

Da er den andern Tag (den er nach wieder geendigtem Schlaf vorstellte) mit dem Bündel aus dem Kruge weggegangen, hätten ihn einige zu Pferde und Fuß mit Knüppeln, auch Seitengewehr angehalten; und ohngeachtet er gebeten, ihn gehen zu lassen, sei er doch mit Schlägen und Maulschellen hart begegnet, und geschlossen an Händen nach dem Orte (wobei er zugleich Thürme mahlte, so vermuthlich Gommern seyn sollte) gebracht worden: vorher aber hätten ihn diejenigen, so ihn geprügelt, (wobei er zugleich auf den mit anwesenden Gerichtsdiener wies) alles weggenommen; ihm Hosen, Weste und alle Kleidung durchgesuchet, und die darin befindlich gewesene Sachen und Geld daraus genommen.

An diesem Orte hätte er zwei Nächte bleiben müssen, sei in einem tiefen Loche an einen Stein

ange-

angeschlossen gewesen, und mit Wasser und Brod gespeiset worden.

Alle diese Beschreibungen machte der Arrestant so deutlich und überzeugend, daß gar keine Zweideutigkeit übrig blieb.

Da man ihm begreiflich zu machen suchte, wie er deshalb, daß der Ermordete ihm, seinem Vorgeben nach, etwas entwendet, demselben nicht hätte den Hals abschneiden, sondern Hülfe bei den Gerichten suchen sollen, gab er auch hier zu erkennen, daß er den Sinn dieser Vorstellung einsehe, und zur Entschuldigung gab er nicht nur durch Mienen und Zeichen zu verstehen, daß der Messerkerl schon sehr weit von ihm weggewesen, sondern mahlte auch auf dem Tische in weiter Entfernung von sich den Messerkerl ab, und wie er denselben durch große Schritte wieder einholen müssen: woraus man den Schluß machte, wie er sich damit entschuldigen wolle, daß er nicht Zeit gehabt haben würde, anderwärts Hülfe zu suchen.

Im Betreff der Frage: ob ihm bekannt, daß er wegen der begangenen Mordthat Strafe verdienet? und was für Strafe? stehet folgendes im Protecoll:

Der Sinn dieser Frage konnte ihm wohl nicht anders als dadurch begreiflich gemacht werden, daß ihm mit Hinweisung auf des Entleibten gemahlte Figur, als auch auf die mit dessen

Kleidern behangene hölzerne Maschine die That nochmals zu Gemüthe geführet wurde.

Da er aber bei diesen Vorstellungen noch immer drauf hinwies, daß der Messerkerl schon sehr weit von ihm gewesen, und er ihn verfolgen müssen, so wurde ihm ein ausgezognes grosses Seitengewehr vorgezeiget, und ihm mit nochmaliger Hinweisung auf die seine That anzeigende Gemälde gewiesen, daß er deshalb mit dem Schwerdte würde bestrafet werden: worauf er sich demüthigend stellte, vor seine Brust schlug, die Kniee beugte, auch gegen den Himmel wieß, dabei solche Zeichen mit den Händen machte, woraus man abnehmen konnte, daß er damit Reue über die begangne That bezeugen, und dabei versprechen wollte, daß er solche nicht weiter verüben wolle.

VI.

Bemerkungen über das vorhergehende Bekenntniß vom Herrn Oberkonsistorialrath Silberschlag *).

(Aus einem damaligen Gutachten desselben über diesen Vorfall.)

Ew. Hochedelgebohren haben die Geneigtheit gehabt und mir Gelegenheit gegeben, unter dem Beistande

*) Dieser Aufsatz des Herrn Oberkonsistorialrath Silberschlag scheint mir äusserst merkwürdig, und eine wich-

stande Gottes an der Zurechtbringung und Erret- tung der Seele des Delinquenten Brünings zu arbeiten.

Da ich nun bei meinem ersten Besuche deut- liche Merkmale wahrnahm, daß meine geringen Bemühungen nicht ganz ohne Segen seyn dürften; so mache mich mit Freuden anheischig, darin fort- zufahren.

Eben dieser Besuch und die von Ew. Hochedel- gebohrnen gründlich geführten Acten setzen mich in den Stand, die mir vorgelegten drey wichtigen Fragen, so weit es meine schwachen Einsichten zu- lassen werden, zu beantworten.

Die erste Frage: wie ich den Inquisiten bei dem ersten Besuche in Absicht seiner Art, seine Ideen auszudrücken und andern zu erkennen zu ge-

 ben,

wichtige Parallel zu den Aufsätzen über taube und stumme Personen im ersten Bande dieses Magazins zu seyn, indem eine Geschichte der andren immer mehr Licht giebt.

Im 3ten Stück des 1sten Bandes dieses Maga- zins pag. 76. u. s. w. finden sich ähnliche Beobach- tungen über einen Taub- und Stummgebohrnen, der in Ansehung der Religionsbegriffe, eben so viel Kenntnisse, als dieser Brüning, besaß, ohne daß er je hätte hören können.

Ferner kann auch die Geschichte eines taub- und stummgebohrnen Frauenzimmers in eben dem Stück pag. 82. hiermit verglichen werden.

M.

ben, gefunden? nehmlich: ob solche deutlich oder undeutlich oder umschweifend sei?

Grade dieses war einer von denjenigen Punkten, worauf ich bei meinem Besuche mein Augenmerk zu richten mir vorgenommen hatte.

Daß der Inquisit Verstand und Vernunft, ja sogar eine messende Vernunft besitze, beweiset nicht nur der Inhalt der Acten, sondern auch jede Uhr, die er verfertigt hat.

Es ist die Frage: ob er seine Gedanken durch Kennzeichen auszudrücken fähig, die uns veranlassen können, eben das zu denken, was er gedacht wissen will, oder welches einerlei: ob seine Gebehrden die Stelle der Sprache vertreten können?

Ich kann diese Frage nicht eher beantworten, bevor ich nicht die Denkungsart dieses tauben und stummen Menschen untersuchet habe.

Er kann nicht so denken wie wir, die wir durch Zusammensetzung einzelner mit Worten verknüpfter Begriffe das Ganze einer Idee in unsrer Seele bilden: sondern jeder Brüningischer Gedanke ist eine totale Idee, ein Bild, in welchem sich alles, was zu demselben gehört, auf einmal in seinem Zusammenhange vorstellet.

Seine Gedanken sind viel grösser vom Umfange, viel lebhafter, viel schneller, nicht so zerstückt und unterbrochen als die unsrigen.

Daher ist er den Augenblick mit der Antwort fertig, sobald er die Gebehrden des Fragenden verstan-

standen; daher müssen Fragende sich hüten, ihn anders als durch ganze Ideen zu fragen und eben daher höret er nicht eher auf, zu demonstriren, als bis er die ganze Idee durch seine Gebehrden sichtbar gemachet hat.

Ja eben dieses ist die Ursache, warum er so gern seine Gedanken mahlet, und wenn er sie mahlet, so bemerket er die geringsten Nebenumstände, weil sie per legem associationis idearum mit seiner Hauptidee verknüpfet sind.

Ob nun gleich seine Gedanken von einem weitläuftigeren Umfange, auch größerer Stärke sind, als die unsrigen, so haben sie doch den unvermeidlichen Fehler an sich, daß es einer solchen Seele schwerer wird, zu reflectiren und präscindiren, wie die Philosophen reden, das ist, er kann wenig abstractas ideas in dem Felde seiner Vorstellungen haben; er ist bei jeder Subsumtion in Gefahr, zu irren; er übersiehet nicht genugsam die Folgen seiner Handlungen: das Gebiet seiner Wissenschaft erstreckt sich nicht viel weiter, als die Gränzen seiner Empfindungen.

Dieses alles bestätiget folgender Versuch:

Als ich bemerkte, daß der Delinquent mehr von der Religion wußte, als ein Taub- und Stummgebohrner wissen kann, so war ich begierig zu untersuchen, wann er und wie er in dieses Unglück gerathen.

Ich fragte ihn durch Gebehrden, welche keiner Zweideutigkeit unterworfen waren; augenblicklich war er mit der Antwort fertig.

Hier ist sie: Er zeigte erst auf sich, darauf erniedrigte er sich zum Kinde von ohngefähr sechs bis sieben Jahren, mit Herablassung der Hand.

Auf den Fingern zählte er mir neun Jahre ab. Dieses wäre Antwort gnug für mich gewesen.

Ich habe aber behauptet, seine Seele könne keine andere als totale Ideen haben, daß ist: er könnte nicht eher glauben, mir geantwortet zu haben, als bis er alle mit diesem Unglück verknüpfte Umstände mir erzählt oder vielmehr nachgewiesen hätte.

Hierauf bezeichnete er einen Ort, wo dieses bezeichnete Kind gestanden, ging zurück, stellte sich in Positur eines, der eine Flinte anleget, auf das Kind zielet, losschießet (indem er mit dem Munde einen Schlag erregte) und davon läuft.

Er ging wieder an den Ort, wo er das Kind hingestellet hatte, zeigete, wie das Kind sich herumgewälzt und kläglich gethan hätte, wieß auf das rechte Ohr, that, als ob er aus dem Munde etwas kleines herausrisse und in die Hand nähme: er machte in der rechten Hand mit dem Finger der linken einen kleinen Zirkel, stellete sich, als ob er dieses Schrotkorn auf den Tisch würfe, wies nochmals auf seine Ohren, und machte mit beiden Hän-

den

den eine Bewegung, die ein jeder Mensch machet, wenn er einen Verlust anzeiget.

Ich bin sicher, daß kein Vernünftiger diese Gebehrden für zweideutig, undeutlich oder ausschweifend ausgeben wird.

Vollständig war wohl seine Antwort, aber nicht ausschweifend. Es ist die Frage: ob diese Aussage wahr gewesen? Gesetzt, er habe die Anwesenden hintergehen wollen, so bleibet dennoch diese Probe ein Beweis, daß der Inquisit seine Gedanken vollständig auszudrücken im Stande sey, sogar wenn er lügen wolle.

Aber nachdem ich hierauf in Gegenwart des Herrn Hofraths und Criminalraths W** dieses Ohr untersuchte, so fand sich nahe am Gehörgange eine Narbe.

Es kann seyn, daß das Schrotkorn hier nur angeschlagen und seinen Weg bis in das Gehörgewölbe fortgesetzet hat: es kann seyn, daß einige Körner durchgefahren und die obern Theile der luftröhre verletzet und wohl gar die Nerven des gegenüber liegenden Ohrs zerrissen habe, daraus zugleich die Ursache seines Unvermögens, einen lauten Schall hervorzubringen, erhellet.

Es kann endlich seyn, daß alle diese Wunden ohne innere und äußere Narben wieder zugeheilet worden, weil der Verletzte noch ein Kind war, und daß bloß die Narbe in dem knorplichten Gehörgange übrig geblieben.

Das gebe ich zu, daß keine Kugel diesen Schaden verursacht habe, sonst würde das Wundmahl größer gerathen seyn. Daß aber Inquisit in der Kindheit habe hören können, bleibet gleichwol richtig, wenn er auch gelogen.

Wie könnte er sonst etwas von der Dreieinigkeit und von den Ständen Christi wissen? Er buchstabirt auch, wenn er eine gedruckte Schrift vor sich liegen siehet, mit den Fingern, wie ein Kind.

Es kann seyn, daß er eben damals, als er den Schuß empfangen, im Buchstabiren begriffen gewesen.

Hieraus wird die Anwendung auf die Ausmahlung seiner Mordthat leicht gemachet werden können.

Sind seine Mahlereyen undeutlich und zweideutig, so zeige man an, was sie sonst bedeuten können, und wie es möglich, daß sie mit den übrigen Nachrichten in einem so vollkommenen Zusammenhange stehen.

Ort, Zeit, das Vorhergehende, das Nachfolgende, alles bestätiget sein Bekenntniß.

Ueberdem ist zu bemerken, daß Lügen niemals im Zusammenhange mit der würklichen Welt stehen: eine Seele, die allemal totale Ideen denkt, mit ihren Nebenumständen, ist nicht zum Lügen sonderlich fähig; sie verfällt gar bald wieder in das Wahre.

Ich meine: es wird die Erschaffung einer totalen Lügenidee ihr schwerer, als einem andern Menschen, der unterbrochen durch Worte denkt.

Daher

Daher kommt es, daß die Lügen am leichtesten durch den Mangel des Zusammenhangs sowohl der einzelnen Ideen untereinander, als auch des vorhergehenden und nachfolgenden Wörtlichen entdecket werden können.

Eine so große Seele hat Inquisit nicht, daß er unentdeckt lügen könne. Ein Vorrecht verschlagener und witziger Köpfe, welche die Welt aus Erfahrung und durch Gelehrsamkeit kennen gelernet, und doch werden sie in ihrem Nebel erhaschet.

Wenn die Bildersprache nicht deutlich und vollständig wäre, was bedeuten denn die Warnungstafeln, welche auf obrigkeitlichen Befehl an Orten aufgehangen werden, welche nicht ungestraft beschädiget werden sollen?

Folglich kann man, meiner Meinung nach, das Gemälde des Brünings, im Ganzen betrachtet, als ein vollständiges Bekenntniß seiner Mordthat ansehen. Denn ich kann nicht wissen, ob ein Bekenntniß durch Worte nothwendig erforderlich sey.

Es folget die zweite Frage: Ob seine Art und Weise, sich zu erklären, mit derjenigen übereinkomme, die man bei andern Taub- und Stummgebohrnen wahrzunehmen pfleget?

In meiner Jugend habe ich Gelegenheit gehabt, einige Jahre eine taub- und stummgebohrne Tagelöhnerin in dem Hause meiner Eltern zu sehen und mit ihr umzugehen; man machte sich endlich ihre Gebehrden bekannt, mit welchen sie Männer

und Weiber, Alte und Junge, Vornehme und Geringe, die vergangene und künftige Zeit, alle Arten der Arbeit u. s. w. zu erkennen gab: da konnte man sie nicht nur bedeuten und in Ansehung des Lohns mit ihr handeln, sondern die Zeit wurde in ihrer Gesellschaft niemanden langweilig; sie berichtete Neuigkeiten; sie gab guten Rath und warnete vor Schaden; sie beklagte erlittenes Unrecht, und wenn sie nebst andern zugleich arbeitete, so verrieth sie ihre Mitarbeiter, wenn sie faul oder untreu gewesen waren.

Und weil man keine strengere Aufseherin sich wünschen konnte als diese war, so mußte man es als ein Glück ansehen, wenn man ihrer habhaft werden konnte.

Ueberdem war sie zornig, falsch und habsüchtig. Sie wieß und seufzete oft zum Himmel hinauf mit lauter Stimme; sie drohete auch bei dem Himmel und zuweilen faltete sie die Hände zum Gebet. Aber dieses war auch ihre ganze Theologie, so wie Mja ihre immerwährende Sprache ausmachte.

Ihre symbolische Sprache aber beruhete auf eben dem Grundsatze, der den Inquisiten in Stand setzet, seine Gedanken kennbar zu machen, nehmlich: verwandele die Bilder deiner Phantasie in Gebehrden.

Ich habe oben bemerket, daß die Gedanken dieser Leute sehr lebhaft seyn müßten, weil sie aus lauter Gemälden der Phantasie bestehen.

Dieses taube und stumme Weibsbild begleitete eben sowohl ihre Gebehrden mit einem heftigen Affekte, wie Brüning.

Das Angenehme konnte sie nicht ohne lachen, und das Unangenehme nicht ohne Verdruß erzählen, sogar, daß man manchmal sich mit der Flucht zu retten Ursach hatte, um nicht das selbst auszustehen, was sie andern drohte, wenn man bei ihren Erzählungen sich kaltsinnig anstellte.

Die zweite taube Person, mit welcher ich Umgang gehabt, war eine Tagelöhnerin in Wolmirsleben, Nahmens Köhlerin: diese konnte sprechen und lesen, auch aus der Bewegung des Mundes die Worte verstehen, wenn man gleich keinen Schall mit ihrer Bildung verknüpfte.

Alle Buchstaben, die einerlei Bewegung der Sprachgliedmaßen erfordern, z. E. k und z, ch und k, sp und p verwechselte sie beständig bei der Aussprache.

Die Ursache von dem allen war keine andere, als daß sie erst im neunten Jahre, durch einige heftige Ohrfeigen des damaligen Schulmeisters, ihr Gehör verlohren.

Lesen konnte sie damals, las auch noch im funfzigsten Jahre, aber sie verstand kein Wort von dem, was sie las, ausgenommen solche Wörter deren Bedeutung ihr durch den Augenschein gezeiget werden konnte: ganze Redensarten aber wußte sie nie zusammen zu reimen.

Als

Als ich einige Monathe hindurch Prediger in Wolmirsleben gewesen war, brachte man diese Person nebst einem Stricke zu mir, mit welchem sie sich hatte erhenken wollen.

Sie selbst gab zur Ursache an: daß sie gemeint, der neue Prediger solle sie mit andern Christen zum Abendmahle gehen lassen; weil sie sich aber ausgeschlossen sehe, so wolle sie auch nicht länger leben.

Dieses bewog mich, sie mit unglaublicher Mühe zum heiligen Abendmahle zuzubereiten.

Von Christo wußte sie vorher sehr wenig und vom **heiligen Geiste** *) gar nichts, und ich hatte viele Mühe, sie zu überführen, daß Diebstahl, Lügen und Zorn, nebst der daraus entspringenden Rachsucht, welche der Zunder ihrer Leidenschaften waren, Sünde wären.

Tages nachher, als sie zum Abendmahle gewesen, und ich sie in meinem Garten arbeiten ließ, um sie eine zeitlang in meiner Aufsicht zu erhalten, erzählte sie den übrigen Mitarbeitern, was sie für Freude des vorigen Tages genossen; in der Nacht sey sie im Himmel gewesen, wo alles so herrlich ihr geschienen, daß sie nichts mehr wünsche, als beständig an dem Orte der Freuden zu wohnen.

Sie fuhr fort, sich vernehmen zu lassen: da sie nun wisse, wie sie seelig werden könne, und da sie durch Christum Recht an dem Himmel habe; so

begeh-

*) Wird auch wohl nicht viel davon gelernt haben.

begehre sie nicht mehr, in einer sündlichen und mühseligen Welt zu leben: sie werde nach verrichteter Arbeit ein Gebet thun und darauf sich im Garten an dem mitgebrachten Stricke erhenken.

Man brachte sie unverzüglich zu mir, und ich hatte neue Mühe, sie zu überzeugen, daß der Selbstmord der Weg zum Himmel nicht sey.

Nachmals hat sie ein christliches, arbeitsames und stilles Leben fortgesetzet, und es kann seyn, daß sie noch lebt.

Diese Person sah sich nach jeden Knalle um; sie konnte auch wissen, wenn die Orgel in der Kirche gerühret wurde.

Auf Befragen, wie solches zugehe? versetzte sie: ihre Füße benachrichtigten sie davon (durch die Erschütterung). Ja, als sie einsmal sich Glas in die Fußsohle getreten hatte, war sie mir anmuthend, zuzuhören, wie der Fuß brumme.

Ein Beweis, daß es möglich sey, daß Taube zuweilen scheinen können, etwas zu hören: aber auch ein Beweis, wie schwer es hergehe, diese Leute von der Sittlichkeit ihrer Handlungen zu unterrichten.

Aus dem allen erhellet, daß man den Inquisiten in die Mitte dieser beiden Personen zu stellen habe. Es ist nicht möglich, daß er taub und stumm gebohren seyn könne; aber er muß sein Gehör zugleich mit der Sprache und zwar sehr frühzeitig, noch eher als er lesen gelernet hatte, verlohren haben.

Nun

Nun habe ich mir zugleich den Weg zur Beantwortung der dritten Frage gebahnet: Wie Brüning in seiner moralischen Erkenntniß, insonderheit in der Erkenntniß biblischer Geschichte befunden worden?

Hierin einiges Licht zu bekommen, nahm ich Gelegenheit, durch Gebehrden ihn zu fragen: ob er etwas von Gott wisse? er beantwortete diese Frage durch Gegengebehrden, die mich nicht zweifeln ließen, daß er nicht nur Gott, sondern auch eine Dreifaltigkeit glaube.

Ich zeigte ihm aus Hübners biblischer Historie die Person des Heilandes: er berichtete durch Gebehrden, daß er wisse: diese Person sei gebohren, getaufet, am Kreutze gestorben, begraben und gen Himmel gefahren.

Es ist schlechterdings unmöglich, einen Taubgebohrnen diese Begriffe beizubringen; er wird sie nicht gehörig zusammen reimen können, und nicht wissen, was man damit sagen wolle. Brüning aber stellte sich, als betete er diese Person an.

Hierauf zeigte ich ihm den Brudermord Kains: hier stellete er sich ganz ungeberdig und bezeugte seinen höchsten Abscheu vor dieser That.

Also weiß Brüning, daß Todtschlag Sünde sei.

Gleich unmittelbar hierauf bediente ich mich seiner eignen Gebehrden und bezeugte eben denselben Abscheu vor seiner Mordthat.

Was

Was geschah? der Inquisit schlug sein Gemälde auf und zeigte auf den Messerhändler.

Hieß das nicht so viel: meine Handlung ist durch die That des Entleibten entschuldiget? hätte jener mich nicht bestohlen, so hätte ich ihn nicht entleibet?

Gesetzt, es sei nicht wahr, daß er von jenem bestohlen worden, der Inquisit habe sich solches eingebildet oder fälschlich vorgegeben, so beweiset solches gleichwol, daß er eine Einsicht in die Unrechtmäßigkeit, sowohl seiner als des Entleibten Handlung habe, indem er eine Uebertretung durch die andre zu entschuldigen gedenket.

Ob aber Brüning gewußt, daß vorsetzlicher Todtschlag mit nichts, wenigstens mit keiner gefahrlosen Beleidigung des andern Theils verantwortet werden könne? dieß ist eine Frage von andrer Art.

Wie hat Brüning von dem ausdrücklichen Verbote Gottes, als einem Positivgesetze, Nachricht haben können? Noch vielweniger hat er die Gesetze der Obrigkeit lesen und sich davon unterrichten können.

Wenn Brüning Soldaten und andere Leute mit Gewehr einhertreten gesehen, was hat er anders daraus schließen können, als jedermann hat Erlaubniß, sich seiner Haut zu wehren und seinen Gegenpart mit dem Tode zu bestrafen.

Dieses ist, meiner Meinung nach, der einzige und wahre Stoff zu seiner Vertheidigung.

Bei

Bei Inquisiten sind alle Regeln seiner Handlungen nichts anders, als bloße Muthmaßungen und natürliche Triebe, unter welchen keine einzige den Werth eines Gesetzes behaupten kann.

Ferner, wenn er würklich so weit künftig könnte gebracht werden (bisher ist keine Spur eines von seinem Gewissen gehuldigten Gesetzes vorhanden), daß er gewisse Vorstellungen als Gesetze, die ihn zum Gehorsam verpflichten, ansehen könnte, so habe ich oben schon gemeldet, daß er in Ansehung der Subsumtion entweder ungewiß oder irrig verfahren müsse.

Denn da jeder Gedanke' ein Bild und jedes Bild mit andern Umständen verknüpfet ist, so kann er nicht wissen, welches die eigentlichen Umstände sind, auf welchen die Subsumtion beruhet.

Ihn dünkt, daß die Besteigung des Baums so wesentlich zu seiner That gehöre, als die Plünderung des Entleibten.

Aus diesem Umstande kann man erklären, warum er zuweilen seinen Mord als eine Heldenthat ansiehet, zuweilen Angst und Reue drüber bezeuget; warum er so willig ist, sie vorzumahlen, warum er auch die geringsten Umstände bemerket, weil er nicht gewiß weiß, was zu seiner Entschuldigung gereichen könnte.

Ich wüßte nicht, ob ein Umstand von Wichtigkeit bei dieser Mordthat noch möglich seyn könne,

den

den nicht Ew. . . . mit der grösten Genauigkeit herausgebracht hätten.

Bei Worten ist allemal die Frage: ob beide Theile, der sprechende und der hörende, völlig einerlei Begriffe mit demselben verknüpfen? die Hermenevtick ist ein Beweiß, wie schwer solches sei; ja wie viele Processe laufen auf ein Mißverständniß der Gesetze hinaus?

Die Bildersprache ist bloß alsdann zweideutig, wenn Dinge ausgedrückt werden sollen, die keine Figur haben.

Man weise den Delinquenten und seine Gemälde allen Nationen; alle Nationen werden in ihrer Sprache ihn der Mordthat beschuldigen.

Aber ob Brüning als ein vorseßlicher Uebertreter göttlicher und menschlicher Gesetze anzusehen sei? diese Frage wird durch richterlichen Ausspruch entschieden werden.

VII.
Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinicke an den Abbé l'Epee.

Leipzig, den 8ten November 1781.

Es ist mir sehr angenehm mich mit Ihnen über die Kunst und Wissenschaft zu unterhalten, womit wir uns beide, zum Besten unglücklicher Personen beschäftigen, die bisher noch nicht allgemein bekannt ist, die Mancher aus einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtet und sie bei diesen Unglücklichen, ohne bleibenden Nutzen, anwendet.

Noch angenehmer ist es mir, in Ihnen einen Mann zu finden, dem es um Wahrheit zu thun ist, der Einsicht genug in die Lehrart für Taubstumme verräth, und der kein Sclav irrig angenommener Meinungen zu seyn scheint.

Ihre Institutiones habe ich, sobald sie die Presse verliessen, gelesen. Längst vorher aber hatte ich schon Ihre Lehrart, welche die nämliche eines Bonnet, Wallis und Ammann ist, bei Taubstummen angewandt; allein, ich gestehe es Ihnen frei, alle Mühe, Zeit und Kosten waren dabei vergeblich.

Das ist wahr, Taubstumme lernen, auf eine mühsame Art, mit schriftlichen Wörtern Begriffe verbinden, aber die Erfahrung lehret auch, daß diese

diese Wörter bald, und samt manchen Begriffen, wieder bei ihnen verschwinden und in die Vergessenheit übergehen müssen.

Die physische Ursache, warum bei Taubstummen die Begriffe, durch Schriftsprache allein, von keiner langen Dauer seyn können, liegt in der Irregularität und unendlich verschiedenen, abwechselnden Zusammenfügung und Darstellung der Wörter, die, nicht allein für Taubstumme, sehr schwer zu lernen sind, sondern auch, weil sie im Gedächtniß keinen festen Fuß fassen können, bald wieder verlöschen müssen, wie wir gleich sehen werden.

Es ist Vorurtheil, wenn man glaubt, daß der Sinn des Gesichts, bei Taubstummen, im Denken, den Sinn des Gehörs, durch Schriftsprache, vertrete. Durch das Gesicht erlangen wir zwar immer Abdrücke von Farben, Gestalten und Flächen, die sich nachher auch abwesend in unsrer Einbildungskraft darstellen, man glaube aber ja nicht, wenn sich Wörter auf dem Papier vorstellen lassen, daß sie auch abwesend, in uns, vorstellbar seyn müßten. Nein, dieß folgt keineswegs: die geschriebenen oder gedruckten Wörter gleichen zusammen geworfenen Fliegen oder Spinnenfüßen, sie sind keine Figuren, die sich abwesend in unsrer Einbildungskraft darstellen oder denken lassen und kaum können wir einzelne Buchstaben subjektivisch, mit Stetigkeit in uns, vorstellen.

Dies wird begreiflich, wenn Sie nur den Versuch machen und einige Minuten Beobachtungen darüber anzustellen sich die Mühe geben wollen. Ich muß aber vorher erinnern: daß Sie nicht etwa bloße Empfindung, oder Bewustseyn, statt der Vorstellung, dabei annehmen, und sich nicht durch den Ton eines Worts täuschen lassen.

Nun denken Sie sich einmal, mit verschlossenen Augen, ein Wort, z. B. **Paris**, und geben Sie acht: ob sich dies Wort, in Ihrer Einbildung, herbeiziehen, und, wie auf Papier oder auf einer Tafel, so leserlich vorstellen lasse. Ich wette tausend gegen eins, Sie können das nicht; und ists nicht andem, was ich sage: daß schriftliche Wörter nicht abwesend in uns vorstellbar sind? Zwar werden Sie innerlich bei diesem Versuche, einen Buchstaben nach dem andern, gaukelnd und nebelicht, zu diesem oder jenem Worte, aber nie ein ganzes Wort ordentlich und mit Stetigkeit herbeiziehen und wie auf Papier, oder auf einer Tafel, lesbar darstellen können, weil, wie ich schon gesagt habe, schriftliche Wörter unförmliche und undenkbare Gestalten oder vielmehr gar keine Gestalten sind, die wir Hörenden nur durch Empfindung, niemals aber vorstellbar denken, und daß der Taubstumme zu Tönen keinen Sinn hat, darf ich Ihnen nicht erst sagen.

Diese durch Erfahrung bestätigte Wahrheit: daß ein Taubstummer nicht in abwesender Schriftsprache denken kann, wollen wir voraussetzen, und

nun

nun können wir auch weiter zur Denkart der Taubstummen fortschreiten.

Der Taubstumme, ehe er eine Schriftsprache lernt, denkt durch allerlei sinnliche von ihm anerkannte Zeichen, nämlich von lebenden und leblosen Gegenständen, Bildern und fühlbaren in seine Sinne fallenden Handlungen; dadurch kann er auch, aus der sinnlichen, in die intellectuelle Welt, übergehen lernen. Lehrt man ihn nun eine Schriftsprache, so ist sie, nicht wie bei uns, die Copey der Tonsprache samt der Bedeutung eines Begrifs, von einem Gegenstande, zugleich, sondern nur lediglich eine characteristische Bedeutung von demselben, den er schriftlich bezeichnet, und diesen Gegenstand kann er, wenn das Wort auf Papier vor ihm geschrieben da stehet, abwesend denken; allein, er kann, sobald man ihm das Papier weg nimmt, worauf der Name eines Gegenstandes geschrieben stehet, diesen geschriebenen Namen nicht denken, wie uns die obige Erfahrung mit dem Worte Paris lehret.

Das beschriebene Papier dient dem Taubstummen also zur Einbildungskraft, nimmt man ihm dies, so nimmt man ihm auch seine geschriebenen Zeichen, und er behält nur die bildlichen, die in allerlei willkührlichen modificirten Bewegungen, oder Bildern, in seinen Sinnen, empfunden werden. Z. B. die Zeichen, zu gähnen, niesen, gehen, tanzen, der König, der Baum rc. und tausenderlei andre mehr, die sehr kurz, zum Gegenstande analogisch

und auf diese oder jene Art, von ihm, gefaßt worden sind.

Da nun der Taubstumme nur durch Bilder und Handlungen denken kann, so wird er darin sehr fertig: er erzählt dadurch ganze Geschichten und denkt auch dadurch wachend und träumend. Aber, eben weil er pantomimisch und nicht durch Schriftsprache denkt, so ists ganz natürlich, daß er die Schriftsprache vernachläßiget: er kann sich nicht denkend darin üben, wer soll sich auch immer schriftlich mit ihm unterhalten, und wie viel giebts Leute, die dies richtig können? Ehe er sich nun hinsetzt und schreibt, so drückt er sich viel lieber durch Gebehrden aus, diese sind ihm viel bequemer, aber daher vergißt er auch die Schriftsprache, ehe man sichs versieht, und behält von seinen Begriffen nichts, als nur die methodischen Zeichen übrig, die nur sein Lehrer, oder der sie auch bei ihm gelernt hat, wissen und sich darin mit ihm unterhalten kann.

Ich habe zwar, ehe ich meine jetzige Lehrart erfand, unter meinen tauben Lehrlingen einige gefunden, die etwas mehr als andre von der Schriftsprache behielten, aber es waren gemeiniglich welche, die in ihrer Jugend, im 6, 8, 12ten Jahre, ihr Gehör verlohren hatten, und die die Schriftsprache noch innerlich, mit einer tönenden Empfindung, verbanden. Ein solcher ist Saboureux, von dem man so viel Aufhebens macht, und der in seinem achten Jahre taub geworden ist.

Die

Die Seele bedient sich aller möglichen Mittel ihre Begriffe zu befestigen, aber ich rede überhaupt hier von total Taubstummen, und diese können ihre Schriftsprache nur durch ein äusserliches Zusammenfügen merken: denn unser Gedächtniß ist verschieden, und äusserliche Vorstellungen, die keine förmlichen Abdrücke machen, werden nur tonhaft in demselben. Wir denken wachend und träumend durch die Tonsprache, Gegenstände zu den Wörtern kommen und schwach dabei vor, und unsre Gedankenreihen sind beständig tonhaft.

Die Töne sind also dunkle Triebfedern, die in das Begehrungsvermögen wirken, die willkührlichen Bewegungen hervorbringen und unsre Vernunft zu den darauf gegründeten allgemeinen abstrakten und transcendenten Gedankenreihen erheben, daß wir also Zeitlebens tonhaft denken, urtheilen und schließen müssen.

Als ich einige Jahre Taubstumme mit Schriftsprache unterrichtet hatte, sahe ich wohl, daß sie nicht dadurch, sondern nur durch methodische Zeichen dachten. Unter währendem lernen vergaßen sie die Wörter bald halb, bald ganz, aber die Zeichen behielten sie. Ich versuchte es mit der Tonsprache und setzte sie auf die Schriftsprache, allein dies half wenig, doch behielten sie mehr Begriffe in der Ton- als Schriftsprache. Endlich wurde ich verdrießlich darüber und wollte den ganzen Kram aufgeben. Doch dachte ich vorher noch

der Sache fleißig nach, studirte die menschliche Anerkenntniß, die aufeinander folgenden Aktus der Sprache und ihre Einwirkung und Verbindung, in das Denken, bei hörenden und tauben Menschen. Ich war dabei so glücklich auf psychologische Erscheinungen zu stoßen, die ich vorher nicht gedacht, gehört oder gelesen hatte, und es ergaben sich Resultate, auf die ich eine ganz neue Lehrart bauete und sie auch ausführte.

Sie werden sich davon einen Begrif machen können, wenn Sie eine kleine Schrift, von mir, *) durchzusehen belieben. Und nun bin ich auf dem rechten Flecke: meine Lehrlinge lernen deutlich und mit Verstande laut lesen und sprechen: sie denken in ihrer articulirten Sprache wachend und träumend, ein Jeder kann mit ihnen sprechen, wenn er nur langsam spricht und, die Schriftsprache ruhet auf ihrer Tonsprache, von der sie zwar nichts hören, sondern sie nur durch einen andern Sinn empfinden, welches aber gleichviel ist. Der Anfang dazu ist freilich erbärmlicher Singsang, aber in zwey, drei Jahren sprechen sie gut, vernehmlich und sie lernen endlich auch declamiren.

*) Beobachtungen über Stumme und die menschliche Sprache.

VIII.

VIII.

Auszug aus der Antwort des Herrn Abbé l'Epee auf den Brief des Herrn Direktor Heinicke.

Sie glauben, daß Sie einen kürzern und leichtern Weg Taubstumme zu unterrichten, als der unsrige ist, gefunden haben: indem sie nehmlich behaupten, daß die Lehrlinge gleich von Anfang an zum Reden müssen gewöhnet werden, wodurch dem Unterricht gleichsam eine weitere Thüre eröfnet, als nach meiner Methode durch geschriebene Charaktere und methodische Zeichen, möglich ist.

Sie sind also gleicher Meinung mit dem Perriere, der schon vor dreißig Jahren, in einer französischen Schrift, die er im Jahr 1751 der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris überreichte, eben dieses behauptet, und folgendermaßen in der dritten Person von sich spricht:

„Perriere theilt seinen Unterricht in zwei „Theile, zuerst sucht er vorzüglich die **Sprache**, „nachher den **Verstand** zu bilden. Zuerst lehrt „er sie also die Kunst, einzelne Wörter in unsrer „Sprache zu lesen und auszusprechen, alsdenn „aber auch ganze Redensarten, die am häufigsten „im gemeinen Leben vorkommen, nebst den Nahmen der Dinge, die zum täglichen Gebrauch

 „sind,

„sind, als Essen und Trinken, Kleider, und
„Hausrath.

„In der zweiten Abtheilung aber lehret er sie
„alles übrige, was nöthig ist, um ihre Bildung
„vollkommen zu machen, nehmlich die Kraft und
„Eigenschaft der Verborum, und wie sie sich der-
„selben nach den Genius der Sprache grammatisch
„richtig bedienen sollen, es sey im Reden oder im
„Schreiben.

„Wenige Tage, nachdem sie diesen Unter-
„richt genossen haben, sind seine Schüler schon im
„Stande, einige Wörter deutlich auszusprechen.

„Die ganze erste Hälfte des Unterrichts wird
„binnen zwölf oder höchstens funfzehn Monathen
„vollendet, vorzüglich, wenn die Lehrlinge noch
„von zarterem Alter sind. Die andre Hälfte aber
„erfordert längere Zeit, wenn es damit zu einiger
„Vollkommenheit gebracht werden soll."

So weit Perriere, der mir erlauben wird, zu
sagen, daß diese Methode den Progressen der Lehr-
lingen sehr schädlich ist, weil er es zwölf oder vier-
zehn Monathe lang in ihrem Verstande dunkel blei-
ben läßt.

Wir schlagen freilich einen ganz anderen Weg
ein, indem wir in die Fußtapfen derer treten, die
wir von unsrer frühesten Jugend an zu Lehrern ge-
habt haben, unsrer Ammen, Wärter, oder nur
um wenige Zeit ältern Brüder und Anverwandten,
denen es gar nicht so sehr um der Bildung unsres
Ver-

Verstandes zu thun war, und die demohngeachtet fast in jedem Augenblick unsrer Kindheit, dieselbe unvermerkt bewürkten. Diese unsre frühesten Lehrer würden vergeblich die Dinge ein jedes mit seinem eigenthümlichen Nahmen benannt haben, wenn sie nicht unsre Augen durch ein Zeichen mit der Hand, oder durch einen andren Wink, darauf gelenkt hätten.

Diese gleichsam von der Natur vorgeschriebene Methode ist allenthalben befolgt worden, indem man sich dreier Hülfsmittel dabei bediente: zuerst des tönenden Worts, denn der Gegenwart der Objekte, und endlich des Hinblicks mit den Augen.

Eben das ist auch der Fall beim Unterricht der Taubstummen. Denn die Seele bekömmt den Begriff von der Beschaffenheit eines jeden einzelnen Buchstaben nicht durch die allenthalben beständig offne Thür, nehmlich durch die Ohren, sondern durch die Augen, als Fenster, die nur den sichtbaren Gegenständen offen stehen, indem zugleich der Lehrer ihm denselben bezeichnet, damit kein Irrthum statt finde.

Indeß nun die Stummen das geschriebene oder gedruckte Alphabet ansehen, lernen sie zugleich ihr Handalphabet, welches Perriere die Daktilologie nennt, und darin besteht, das sie ihre Finger in so verschiedene Lagen bringen, als einzelne Buchstaben nach gewissen Merkzeichen zu unterscheiden sind.

Was

Was man Buchstabiren nennt, geschiehet nicht durch einen laut der Stimme, sondern durch die nach den aufeinander folgenden Buchstaben abwechselnde lage der Finger.

Ich schreibe z. E. an eine Tafel das Wort **Fenster** und lasse den Taubstummen seine Augen darauf richten: dieser bedienet sich sogleich der Handzeichen, womit er jeden einzelnen Buchstaben andeutet, und wiederholet dieses drei, vier oder fünf mal, so daß er seine Augen auf das Wort heftet und alle sechs Buchstaben nacheinander darin bezeichnet: alsdann kehret er seine Augen von dem Worte ab, und bezeichnet eben dieselben Buchstaben in eben derselben Ordnung durch die Daktilologie.

Darauf muß er sich wieder nach der Tafel wenden, und das Wort **Fenster**, welches der lehrer während der Zeit ausgelöscht hat, wieder anschreiben.

Ist also der Taubstumme nur ein aufmerksamer Zuschauer, so wird er die einzelnen Buchstaben dieses Worts in ihrer Ordnung sich sehr leicht ins Gedächtniß prägen können, und sie nicht so leicht wieder vergessen, weil dieses Wort sowohl im Sprechen durch die methodischen Zeichen, als auch in unsern öffentlichen und Privatlektionen häufig vorkömmt.

Beiläufig ist hier noch zu bemerken, daß zu diesem Geschäfte, in Gegenwart und unter Anweisung

sung

sung eines Lehrers, selbst bei den ersten Neulingen nicht mehr als zwei Minuten erfordert werden.

Sobald die Taubstummen durch die Daktilologie das ganze Alphabet ins Gedächtniß gefaßt haben, schreiten wir zu einem andern wichtigen Geschäfte fort.

Zuerst kommt wenig darauf an, ob der Taubstumme gut schreibt oder nicht, wenn nur die Buchstaben zu erkennen sind, denn die Konjugationen und Deklinationen bedürfen nicht sowohl einer zierlichen Schrift, als vielmehr nur einer deutlichen Bezeichnung der Endigungen. Daher wird dieß Geschäft gleich mit dem zweiten Tage, wo nicht schon mit dem ersten angefangen. Es werden nehmlich zwei oder drei Tempora eines Verbums, wovon ihnen ein Schema vorgelegt ist, täglich gelernet, welche sie nachher auf eine Tafel, nach weggelegtem Schema, mit Kreide schreiben, und in einer Zeit von sieben Tagen wissen sie das ganze Verbum Porter (tragen) auswendig, und haben sich dasselbe so ins Gedächtniß eingeprägt, daß sie die Tempora und Modos von alle den Verbis, die nach eben der Konjugation gehen, sowohl geschrieben, als durch die methodischen Zeichen, darstellen können.

Mit welcher Begierde zu lernen die Kinder diese Beschäftigung anfangen, und darinn fortfahren, läßt sich kaum sagen. Wir bringen ihnen indeß durch kleinen Fragen die ersten Grundsätze der Religion

gion bei, welche wir durch die methodischen Zeichen erläutern, die die Lehrlinge auswendig lernen, und am folgenden Tage an die Tafel schreiben: Dieses thun sie mit solchem Vergnügen, daß sie oft vor Freuden weinen, und wir uns selbst kaum der Thränen dabei enthalten können.

Dieser Uebung in den ersten Monathen, wo ein jeder besonders vorgenommen wird, werden zweimal wöchentlich die öffentlichen Vorlesungen hinzugefügt, welche den Taubstummen zur Erlernung der methodischen Zeichen äußerst nützlich sind. In diesen Vorlesungen diktirt nehmlich ein Lehrer durch die methodischen Zeichen, und die Materie, welche in der Ordnung der Vorlesungen folgt, wird in Frag' und Antwort getheilt, und mit Kreide auf eine fünf Fuß breite Tafel mit großen Buchstaben geschrieben. Sie enthält etwas mehr oder weniger als vierhundert Verba, und wird alsdann vor den Augen von funfzig Lehrlingen aufgestellt.

Alsdann wird durch die methodischen Zeichen gebetet, und die methodische Erklärung von den Verbis in einer jeden Frage hebt an, welche ohngefähr zehnmal wiederholet, und zuerst von dem Lehrer oder von einem der geschicktern Schüler unternommen wird, der auf die übrigen Achtung giebt, damit die Erlernung dieser Zeichen allmälig zu den jüngern und ungeübtern herabsteige, und sie dieselben machen lernen.

Diese

Diese Zeichen aber stellen nicht nur die einfache Bedeutung eines Wortes, sondern auch seine grammatikalische Beschaffenheit dar, wie Persona, Numerus, Tempora, Modi, ja sogar Genera und Casus verschieden sind: auch haben die Adverbia, Konjunktionen und Präpositionen ihre eignen Zeichen. Von den Neulingen aber, welche dieser Uebung beiwohnen, wird nichts verlangt, als die Zeichen der Nennwörter, welche häufig vorkommen.

In Zeit von einem Monathe werden also mehr als dreitausend Verba in den öffentlichen Uebungsstunden auf die Weise durchgegangen und wiederholet. Da nun der größte Theil derselben oft wieder vorkömmt, so prägen sie sich so tief ins Gedächtniß ein, daß die Eindrücke nicht nur niemals wieder ausgelöscht werden können, sondern von Tage zu Tage noch immer fester werden.

Ferne sey es also, daß wir die Seelen, welche nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und aller Unterweisung fähig sind, zwölf bis funfzehn Monathe lang blos mit der Uebung reden zu lernen quälen sollten, als ob es nicht Menschen, die unserer Sorgfalt anvertrauet sind, sondern unvernünftige Thiere wären.

Warum sollen wir sie in der beweinungswürdigen Unwissenheit der nöthigsten Heilswahrheiten lassen, da wir ihnen sowohl von dem Daseyn eines Gottes, als auch von dem vorzüglichsten Geheimnissen

nissen der Religion, ob zwar nicht deutliche, doch hinlängliche Begriffe geben können, so daß, wenn sie während der Zeit sterben, sie durch Christum die ewige Seeligkeit zu erlangen fähig sind. *)

Was auch Perriere sagen mag, so ist immer jene Methode, welche die angebohrnen Seelenkräfte schneller entwickelt, derjenigen weit vorzuziehen, welche erst binnen einem Jahre und später die Dunkelheit im Verstande zerstreut.

Freilich würde die Länge des Weges zu entschuldigen seyn, wenn einige Hofnung zu einem glücklichern Ausgange Statt fände, und der Weg selbst leicht und angenehm wäre.

Aber im Gegentheil wird den Lehrlingen nicht nur ein langer, sondern auch ein rauher und unebner Weg vorgezeichnet. Das große und schwere Geschäft wird mit einer ekelhaften und lästigen Arbeit angefangen, welche doch noch erträglicher werden würde, wenn sie nur mit irgend einer andern Uebung abwechselte, wodurch die Seele allmälig einige Nahrung erhielte, und der Verstand allmälig erleuchtet würde. Aber nein! jetzt ist die Stunde zum Reden, die Zeit zum Denken ist noch nicht da: eine dicke Finsterniß ruhet auf der Seele, während daß das Band der Zunge gelöset wird.

Und

*) Freilich ein sonderbarer Grund des Herrn Abts, der vermuthlich glauben muß, daß die andern Taubstummen alle verdammt werden.

Und was kann während der Zeit der vortreflichste Lehrer thun, als das Geschäft eines bloßen Schulmeisters verrichten, welches auch leicht einem jeden andern übertragen werden könnte, wenn man nicht der unerfahrnen Menge ein Blendwerk vormachen will. Denn jener Theil des Unterrichts erfordert keine große Seelenfähigkeiten; unsere Aufseherinnen der Tauben und Stummen haben dieselbe bei einigen jungen Mädchen in Ausübung gebracht, nachdem wir ihnen bloß einige Tage lang zu dieser mechanischen Arbeit eine geringe Anweisung gegeben hatten. Hier kömmt es nicht sowohl auf Geschicklichkeit als Gedult an.

Wenn aber zu jener undankbaren Arbeit (zu deren glücklichen Beendigung Perriere zwölf bis funfzehn Monate Zeit fordert) der Lehrer und der Schüler täglich mehr als zwei Stunden, nehmlich eine Vormittags, und eine Nachmittags, verwenden, so werden beide so ermüdet seyn, daß sie die Beschwerlichkeit dieser Methode selbst wohl fühlen werden. Aber wie soll der Schüler seine übrige Zeit zubringen, dessen Verstand auf keine Weise beschäftigt wird? Er wird Langeweile haben, wenn er nicht Spielereien treibt, denn ohne Hülfe seines Lehrers kann er nichts Vernünftiges unternehmen.

Wir aber geben seinem Verstande vom ersten Anfang an schon Nahrung, und fahren nachher ohne Unterbrechung damit fort.

Da Perriere seine Methode von niemanden bestritten fand, so setzte er auch keine Grundsätze derselben fest, und blieb vier und zwanzig Jahre lang in ruhigen Besitz derselben: als dieselbe aber in meiner methodischen Unterweisung, die im Jahr 1775 ans Licht trat, von mir angegriffen wurde, so erklärte er, daß er seine Methode ausführlich vertheidigen würde, sobald es ihm seine Geschäfte erlaubten. Allein noch hat er keine Hand ans Werk gelegt. Wie würde er triumphirt haben, hätte er vorausgesehen, daß Sie mit ihm zur Vertheidigung derselben gemeinschaftliche Sache machen würden!

Eh ich aber über diesen Satz mich mit Ihnen weiter einlasse, so bitte ich, zu erwägen, daß ich gar nicht gesonnen bin, Ihre Art reden zu lehren, mit der Perrierischen zu verwechseln, weil mir weder Ihre Methode noch die seinige hinlänglich bekannt ist. In einem Punkte trift ihrer beider Meinung zusammen: sie behaupten nehmlich, daß die Tauben und Stummen eher zur Sprache, als zum Verständniß der Sachen und Wörter angeführt werden müssen. Das ist es, was ich mir zu wiederlegen vorgenommen habe; ich fahre also jetzt fort, Ihre Einwürfe einzeln zu beantworten.

(Die Fortsetzung folgt.) *)

Nach-

*) Ein Aufsatz, den mir Herr Nikolai gütigst mitgetheilet hat, und welcher im nächsten Stück, nebst der Fortsetzung dieses Aufsatzes von Herrn Abt L'Epee, erscheinen

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Beobachtungen über Herrn Ch. während einer sonderbaren Krankheit.

Den 3ten Januar 1781 besuchte ich ihn Morgens nach zehn Uhr. Er schlummerte auf dem Bette in seiner Kammer eine Treppe hoch.

Schon ehe die Person, die bei ihm war, etwas von meiner Gegenwart wußte, gab er durch den gewöhnlichen unartikulirten Ton Freude zu erkennen, und nannte meinen Nahmen.

Ich erkundigte mich unten nach ihm und sprach auch einige Worte beym Eintritt in die Stube. Er konnte mich also, bey seinem sehr scharfen Gehör, an der Stimme erkannt haben.

Sobald er meine Gegenwart bei seinem Bette bemerkt hatte — seine Augen waren beständig ge-

scheinen wird, verbreitet über die gegenwärtige Streitfrage in Ansehung der Taubstummen vieles Licht. Auch behalte ich mir vor, über die in diesem Magazine gesammleten Fakta von Taubstummen künftig allgemeine Reflexionen, die menschliche Seele betreffend, anzustellen.

M.

schlossen — fühlte er nach mir herum, ich gab ihm die Hand, er küßte sie, welches er in der Folge noch öfter gethan hat, krätzte mich darauf sanft an der Stirn (eine bei dieser Krankheit gewöhnliche Liebkosung desselben) und gab durch unartikulirte Töne Freude zu verstehen.

Noch sprach er kein Wort. Darauf schickte er sich an, aufzustehen; wir verließen ihn, daß er sich ankleiden konnte. Und kaum war er aus der Kammer heraus, so schloß er die Thür ab.

Nachdem er sich angekleidet hatte, öfnete er sie wieder, und kam heraus in die Stube, immer mit verschlossenen Augen. Und so öfnete er eine verschlossene Kommode, indem er durchs Gefühl das Schlüsselloch suchte, nahm daraus mein deutsches Kompendium der Logik und Metaphysik, und schlug bei der **ersten Oefnung** desselben den §. auf, der die Ueberschrift hat: **Ob alle endliche Geister einen Körper haben müssen**, wieß mit dem Finger darauf und hielt mir das Buch hin. Auch schlug er sein nachgeschriebenes Collegium über die Moral auf, und zeigte auf eine Stelle, wo es hieß: **Von der Trägheit muß man Unfähigkeit der Kräfte unterscheiden.**

Bald darauf ging er vor sein Klavier, das auch verschlossen war; schloß es auf, nahm den darauf liegenden Marsch aus der Medea, fühlte herum, um zu entdecken, welches die rechte Seite und Richtung des Blatts, und nachdem er dieß durch Befühlung

fühlung des Beschriebenen und nicht Beschriebenen entdeckt hatte, legte er es vor sich hin, als ob er vom Blatt wegspielen sollte; probierte aber noch eine Zeitlang die Töne herum, bis er den rechten ersten Accord hatte; (so daß ich glaubte, es würde aus dem Spiele nichts werden) sobald er aber den ersten Griff hatte, spielte er das ganze Stück ohne den mindesten Verstoß mit seiner sonstigen großen Geschicklichkeit weg.

Er hatte diesen Marsch sonst oft gespielt, und kurz vorher meinen ältesten Sohn ihn spielen gelehrt. Darauf nahm er Bachs Sonaten, legte das Buch wieder nach Anweisung des Gefühls zu rechte, und spielte ohne allen Anstoß die zweite Sonate, mit außerordentlichem Nachdruck der empfindungsvollern Stellen.

Er hatte aber dabei eine verstimmte Saite bemerkt, schickte sich also an, sie zurecht zu bringen, und wurde gleich aufs beste damit fertig.

Unterdessen hatte ein Anwesender, um ihn zu versuchen, das Notenbuch verkehrt hingelegt, mir es aber leise ins Ohr gesagt. Dieß mußte er gehört haben. Denn als er wieder zu spielen anfangen wollte, kehrte er sogleich das Buch um, ohne es vorher zu befühlen.

Darauf sagte ich, ob er zufrieden wäre, wenn ich ein wenig auf dem Claviere spielte, er bezeugte dabei und während des Spielens seinen Beifall. Ich fragte ihn: sehen Sie mich denn, lieber Freund?

 Er

Er antwortete nicht, ging aber vor den Schreibtisch, und fing einen Brief an seinen Bruder an zu schreiben. Da keine Dinte mehr in der Feder war, schrieb er demohngeachtet zwei bis drei Zeilen fort, weil er den Mangel der Dinte nicht bemerkte. Ich sagte ihm alsdann, daß die Feder keine Dinte mehr habe; er tunkte sie wieder ein, und schrieb noch einige Worte zum Schluß, alles gerade leserlich und vernünftig. Nun fehlte es an Streusand, er fühlte darnach herum. Als man ihm sagte, daß keiner vorhanden: schloß er eine andere Kommode auf, wo noch ein Schreibzeug mit einer Sandbüchse war, und bediente sich derselben.

Bei der Gelegenheit nahm er noch einmal meine deutsche Logik und Metaphisik, schlug mit einemmale das Blatt auf, wo das Kapitel von der unendlichen Substanz anfängt, und zeigte mit dem Finger auf diese Ueberschrift.

Nun wollte er dieß Buch in die Schlafkammer tragen, stieß aber so gewaltig gegen die Thür, daß er sich die Hand verwundete; worüber er durch stumme Zeichen Schmerz zu erkennen gab.

Ich wünschte Eau de Lavande oder Englisch Pflaster zu haben, um seinen Schmerz zu heilen; man schickte aus nach dergleichen, als aber die Nachricht zurückkam, daß nichts zu haben, zog er seine Uhr aus der Tasche, nahm da Englisch Pflaster heraus, und ließ sich von mir seine kleine Wunde damit zudecken.

Er

Er hatte auf mein Ersuchen sich zu Bette gelegt, und **bisher kein Wort noch gesprochen.** Weil ich erfahren hatte, daß er seit einigen Tagen keine Arzenei eingenommen, und daß er gar keine mehr einnehmen wolle, suchte ich ihn dazu zu bereden.

O ne, war da sein erstes Wort. Wobei er sich etwas verdrießlich herumlegte, und tief zu schlafen schien. Nach einiger Zeit fing ich wieder von der Medicin an, sagte, daß wenn ich krank bin, ich den Aerzten folge, daß er dieß doch auch thun sollte.

Darauf versetzte er: wenn Sie mir Gründe sagen, thue ichs auch; und so unterredeten wir uns über dieß Thema weiter fort, wie vernünftige Leute bei verschiedenen Meinungen thun. Er blieb dabei: die Aerzte verstehen seine Krankheit nicht; und es sey gefährlich für ihn, ihnen zu folgen.

Er hat hernach gegen andere geäußert, daß er befürchte, durch Erbrechungen, wozu ihm Arznei gegeben werden sollte, sein Gesicht zu verlieren.

Einmal schlug er sich heftig vor den Kopf; und einmal wollte er auf einen umgekehrten Stuhl treten, und dann auf eine Kommode hinaufsteigen, wobei er in Gefahr war, das Bein zu brechen. Dieß ist das einzige Ungeschickte, was er in meiner Gegenwart gethan hat.

Daß er nichts sehen konnte, erhellet aus allen Umständen. Auch bei andern Auftritten bemerkte man dieß. Er schlug z. B. einmal Feuer, um ein Licht anzuzünden, da dasselbe schon im Zimmer

 brann-

brannte; und kam wirklich mit einem brennenden Schwefelhölzchen zu diesem Licht hin, und hielt es, um dieses anzuzünden, mitten in die Flamme.

Heute Nachmittag aber, schien es, als ob er mit verschlossenen Augen sahe. Er sagte nemlich, es schneiet, da es wirklich schneite. Und als man, um sich zu überzeugen, ob er wirklich sähe, ihn fragte, ob er sonst noch etwas sähe, sagte er, daß der Besitzer des gegenüberstehenden Hauses am Fenster stehe, und das Hüte (der Studenten im Auditorio) am Fenster hiengen.

Es war alles so. Aber ich bin, **indem ich dieses schreibe**, noch nicht gewiß, ob er nicht das Schneien wußte, weil er es gehört hatte, und das andere, weil es etwas gewöhnliches war, nur vermuthete und in der Einbildung vor sich hatte.

Verschiedenemale hat er Briefe in diesem unnatürlichen Schlafe geschrieben. Heute noch einen an mich über einen moralischen Gegenstand.

Uebermäßige Anstrengung im Studieren, und eine sehr lebhafte Imagination ist mir von ihm wohl bekannt. Auch sagte mir sein ältester Herr Bruder, daß er schon in seiner frühen Jugend einigemale starke Anfälle von Schlafwandlungen hatte.

Er erwachte in diesen Tagen bisweilen so weit, daß er zu essen verlangte; schlief aber gewöhnlich mitten im Essen wieder ein.

Er

Er sprach bisweilen in allerhand Sprachen. Vor einigen Tagen hielt er mit einem Gegner, den er im Kopfe hatte, eine lateinische Disputation über den Satz der Seele. Besonders aber sprach er viel Englisch; und hatte mit einer ihm verhaßten Person aus einer romantischen Geschichte in diesen seinen Träumen viel zu thun.

Beobachtungen über Herrn Ch. in seiner Krankheit.

Den 4ten Januar besuchte ich ihn wieder Nachmittags um vier Uhr, und blieb bis sechs Uhr bei ihm. Es fielen Auftritte derselben Art vor, wie Tags vorher. Er sprach einigemale mit Bildern seiner Phantasie für sich, öfter mit den Anwesenden und vernünftig. Die meiste Zeit sprach er nicht; sondern gab nur abgebrochne Laute von sich. Immer mit verschlossenen Augen spielte er auf dem Klavier, stimmte dasselbe, schlug Feuer, wobei er den Schwamm vors Ohr hielt, um an dem Knittern (er war mit Pulver eingerieben) zu hören, ob er brannte u. s. w.

Daß er bisweilen die Augen ein wenig öfnete, und einigen Schein der Gegenstände hatte, wurde nun durch einige Beobachtungen außer Zweifel gesetzt.

Auf vieles Zureden ließ er sich endlich bewegen, das Vomitiv einzunehmen, und weil die erste Portion nicht wirkte, nahm er es noch bey meiner Anwesenheit zum zweiten- und drittenmale.

Gegen neun Uhr, da die Arzeney noch immer nicht gewirkt hatte, bekam er entsetzliche Beängstigungen und Schmerzen, die ihm den Schweiß austrieben, und vieler Personen Gewalt nöthig machten, um ihn von gefährlichen Versteigungen, die er unternehmen wollte, abzuhalten.

Einer der Aerzte wurde geholt, welcher darauf drang, daß sogleich mit Gewalt ein Klistier ihm beigebracht wurde. Sogleich wurde er etwas ruhig, und noch mehr, als dieß Klistier, und darauf auch das Vomitiv endlich gewirkt hatte. Er schlief bis gegen den andern Morgen mehrentheils ruhig.

Diesen Tag über (den 5ten) war er völlig erwacht, und blieb länger im Wachen, als in den vorhergehenden Tagen. Er wußte nichts von allem, was er in dem Schlafwandeln bisher vorgenommen hatte, nichts von dem gestrigen Schmerz, den das Vomitiv ihm verursacht hatte, nichts von meinem und anderer Personen Besuchen, von den Briefen, die er geschrieben, und von seinem Klavierspielen.

Man hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, ihm den Inhalt eines dieser Briefe zu sagen, über den betrübte er sich sehr, ohne große Ursache dazu zu haben.

Ueber sein Klavierspielen verwunderte er sich, indem er die Stücke, die er so vortreflich gespielt, vorher beim völligen Wachen nie ohne die Noten

vor sich zu haben, gespielt, und itzt noch nicht aus dem Kopfe zu spielen sich getraut hatte.

Um halb fünf Uhr besuchte ich ihn heute wieder. Er schlief, und so tief, daß er meine Gegenwart, auch da man ihm meinen Namen etlichemale genannt, und ich ihn selbst angeredet hatte, nicht merkte. Bald darauf wurde doch dieser Schlaf durch ängstliches Stöhnen unterbrochen, er rief etlichemal die Frau C. und hatte um diese Zeit auch starke Krämpfe und Zuckungen in Händen und Füßen.

Als die Frau C. gekommen war, wurde er noch unruhiger, richtete sich auf, krümmte sich, daß er zu Boden sank, wurde mit Mühe wieder zu Bette gebracht, gab darauf die deutlichsten Zeichen eines heftigen Schmerzens im Kopfe, vorn an der Stirn, über welche Stelle er auch bey seinem heutigen Wachen noch beständig geklagt hatte; und, nachdem dieß vier bis fünf Minuten gedauert hatte, richtete er sich auf einmal auf, öfnete die Augen, und sagte: **nun ists da vorn weg.**

Gefragt, ob er nicht eben heftige Schmerzen im Kopfe gespürt habe, antwortete er, daß er etwas, aber nichts rechts davon sich bewußt sey.

Man behauptete, daß er diese seine Genesung auf die Stunde vorhergesagt habe. Auf halbfünf hatte er sie diesen Morgen vorhergesagt; sie erfolgte um fünf Uhr. Des Tags vorher aber hatte er sie auf drey Uhr versprochen, und sie erfolgte nicht.

Er

Er hatte diesen Nachmittag wieder ein Klistier und des Morgens eine Purganz bekommen. Seine Zunge soll sehr unrein und sein Stuhlgang sehr stinkend gewesen seyn. Die Ursache scheint also im Unterleibe zu seyn.

Auch itzt, da er völlig erwacht war, wollte er mir beym Weggehn die Hand küssen, welches er die beiden vorhergehenden Tage in seinem Schlafwandeln, sonst aber nie gethan hat. Also hat vielleicht die Handlung, die er im Schlafe vorgenommen, eine mechanische Disposition erzeugt.

Beobachtungen über Herrn Ch. den 24sten Januar geschrieben.

Nachdem Herr Ch. durch viele Evacuationen dahin gebracht war, daß er mehrere Tage hintereinander sich wohl befand, nur daß er mehr als gewöhnlichen Reizen zum lachen unterworfen war, wozu sich bisweilen schmerzhafte Krämpfe gesellten: so wurde er wieder rückfällig.

Bei diesem Rückfall hatte er, wenn er einschlief, die meiste Zeit die Augen ganz weit offen; und es bewies sich, daß er vieles sehr deutlich sah; ob er gleich keine völlige Besinnung und Gegenwart des Geistes hatte, und an alles, was er that, hernach beim völligen Erwachen sich nicht erinnerte.

So sahe er es z. B. daß eine anwesende Person nähte, und sagte: Mademoiselle L. Schneider; daß einer seiner Freunde den Hut unter dem Arm

Arm hielt, und sagte: L. Hut unterm Arm, L. Petit Maitre u. d. gl. mehr.

Es ist also möglich, daß er auch bei den vorhergehenden Schlafwandlungen, wo es doch schien, daß er die Augen geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit einiges gesehn.

Und es wird wahrscheinlich, bei dem vorher bemerkten Aufschlagen der ihm interessanten Stellen in den Compendien und nachgeschriebenen Discoursen, wegen des Umstandes insbesondere auch, daß er seine Hefte über die Moral kurz vorher erst hatte binden lassen, und also keine mechanische Disposition just da sie zu öfnen, wo die angezeigten Stellen waren, vorausgesetzt werden kann.

Er hat auch dem Professor K., als der ihn besuchte, genau gezeigt, wo er in der biblischen Erklärung stehen blieb, als er das leztemal das Collegium besucht hatte.

Ein sonderbarer Zufall hat sich gestern ereignet. Er hatte seit einigen Tagen die meiste Zeit in seinem unnatürlichen halben Schlaf zugebracht. Die ganzen letzten zwölf Stunden über, oder noch länger, schwärmte die Zahl 6 in seinem Kopfe, auf vielerlei Weise.

So wollte er z. B. 6 mal um den Wall herumgeführt seyn, und ließ sich, als ob es auf dem Wall wäre, 6 mal in der Stube im Kreis herumführen; wobej er die Thore ordentlich angab, wie eines auf das andere folgte, und befahl, daß jedermann

mann ganz still sich betragen solle, weil, wenn man das geringste Geräusch machte, sein Leib sogleich in 6 Stücken zerfallen würde.

Er schrieb 6 Briefe, und jeder fing an mit der Anrede: Mein lieber Sechser, Sechser, Sechser, S. S. S. *)

Er wollte 6 Fensterscheiben eingeschlagen haben, und schlug wirklich einige ein; und viele dergleichen Dinge mehr. **) Besonders anzumerken ist, daß er auch mehrmahlen sagte: Er werde nur 6 Krämpfe bekommen; und 6 Krämpfe oder Zuckungen mit den Armen ꝛc. erfolgten wirklich.

Am meisten aber setzte die Anwesenden (von denen ich alles dieß habe, denn ich bin nicht selbst zugegen gewesen) in Verwunderung, daß er den ganzen Tag über vorhersagte, um 6 Uhr werde sein Uebel wieder vorbei seyn; und so geschahe es aufs genauste, d. h. da erwachte er.

Er hat bald darauf Ipecacuanha bekommen, und heftig darauf vomirt. Seit der Zeit ist er die meiste

*) Er tunkte immer die Feder sechsmal ein, ehe er wieder schrieb.

**) Er wollte auch den Spiegel sechsmal zerschlagen. Sein Freund aber brachte ihn dadurch ab, daß er sagte: wenn Sie ihn einmal zerschlagen haben, so können Sie ihn nicht wieder zerschlagen. Und erstens, das ist eine schlechte niedrige Zahl. Worauf er ihm die Stirn sanft kitzelte, das Zeichen seines Beifalls.

meiste Zeit wach gewesen, oder hat einen sanften erquickenden Schlaf gehabt. Nach jenem Erwachen gestern 6 Uhr war er äußerst entkräftet, so sehr, als er sich noch nach keinem Erwachen gefühlt hatte.

Sein **Erwachen** um die vorherbestimmte Zeit erkläre ich mir so: *) Sein Schlaf war ein unvollkommner Schlaf. Er hatte die meiste Zeit über, wenigstens abwechselnd, Empfindungen durch alle äußere Sinne. Er hörte insbesondre alles; hörte die ganze Zeit über die Glocke schlagen, und gab dabei an, wie lange es nun noch währen würde, bis seine Krankheit ihn verließe. Nur ein Theil seiner Vernunftideen, die zum völligen Bewußtseyn seines wahren Zustandes, zur allseitigen Besinnung gehörten, schlummerten, oder waren gefesselt.

Auf den Glockenschlag 6 lauerte er also mit großer Erwartung, d. h. mit vielen regen und interessanten Ideen.

Alle diese Ideen wurden also, als es 6 schlug, in lebhafte Bewegung gesetzt, und dieß konnte ihn zum völligen Erwachen bringen.

So erwacht man immer leicht zu einer **gesetzten Zeit**; wenn man wegen der Absicht dann zu erwachen,

*) Die 6 Krämpfe lassen sich noch leichter begreifen, denn die Seele kann solche Zuckungen willkührlich anwirken; und also können sie auch durch eine große Vorstellung, daß sie kommen werden, erregt werden, halbwillkührlich.

wachen, unruhig, halb nur schläft, und wenn die bestimmte Sensation, die Paroxption des Zeitpunktes kömmt, mittelst der paraten sich zugesellenden Ideen stärker davon afficirt wird. *)

Er hat während dieses letzten Paroxismus auch mit musikalischen Kompositionen sich beschäftiget; sie gespielt auf dem Klavier, und einem anwesenden Freund, den er für seinen Bedienten nahm, befohlen, was er spielte gleich auf Noten ihm nachzusetzen. Da dieser sich stellte, als ob er nachschriebe, ließ Ch. sich hernach das Papier geben, auf welches jener aber gar nichts geschrieben hatte.

Ohne zu bemerken, daß gar nichts darauf stand, schimpfte Ch. nur auf ihn wegen der vielen Fehler, die er gemacht habe, und zeigte einen um den andern an. **)

Ueber

*) Man sieht aber aus diesem Vorfall, was auch unabsichtlich wirkende, nicht von der Vernunft aufgestellte Ideen vermögen; wie etwas Betrügerei, Verstellung scheinen kann, was es im mindesten nicht ist.

**) Dieser sein Freund und mein geschickter Zuhörer sagte mir noch diesen merkwürdigen Umstand, daß er in seiner etliche Stunden fortwährenden Rede über die Zahl 6, und alles was damit vorzunehmen, auf einmal sich selbst unterbrach mit den Worten: Aber ich möchte nur wissen, wie meine Seele so auf die Zahl 6. gekommen; gleich darauf aber wieder in seinen theils scharfsinnigen, theils sehr träumerischen Combinationen fortfuhr.

Ueber Herrn Ch. den 16ten Februar 1781.

Seine Krämpfe zogen sich von den innern Theilen des Kopfs weg, so daß das Schlafwandeln ausblieb. Ehe sie ihn aber ganz verließen, verursachten sie einen sehr schmerzhaften Priapismus cum mictu cruento.

Vierzehn Tage ohngefähr war er von allen Uebeln dieser Art frei, gab wieder Unterricht auf dem Klavier und verschiedene Besuche, kehrte auch zu seiner gewohnten Diät, zum Gebrauch gemeiner, harter Speisen zurück.

Die Witterung war um diese Zeit fast immer naß und stürmisch. Bei einer solchen Witterung besuchte er den Herrn Professor Cl. des Abends; und da wurde er wieder plötzlich von seiner unnatürlichen Schlafsucht und den Krämpfen überfallen, so daß er von etlichen Personen nach Hause, im Schlafe, mehr getragen als geführt wurde.

Er schlief etliche Tage meist in einem fort. Nun warf sich auf einmal die böse Materie auf andere Theile. Er bekam fürchterliche Ohnmachten, aller Puls war weg, und man wartete auf sein Ende.

Er erholte sich davon wieder, hatte aber die Sprache verlohren. In diesem Zustande der Sprachlosigkeit besuchte ich ihn den 14ten Februar Abends. Er war bei vollkommenen Verstande, und munter, unterhielt sich mit mir, indem er lebhaft eins ums andere aufschrieb.

Den folgenden Tag verlohr er auch das Gehör, und in der Nacht vom 15ten bis 16ten endlich auch, nach so heftigen Krämpfen in den Augen, daß zwei Personen Mühe hatten, seine Hände zurückzuhalten, womit er gegen seine Augen schlagen und drücken wollte, das Gesicht.

Der Geruch war äußerst scharf; und gegen allerlei, was ihm sonst keinen unangenehmen Geruch machte, zeigte er sich nun sehr empfindlich.

Doch den 16ten Vormittags, unmittelbar nach einem warmen Bade, kam die Sprache, und da bald darauf ein gegebnes Brechmittel gewirkt hatte, auch Gehör, und zuletzt das Gesicht wieder. Er befindet sich jetzt, nach der Aussage des vorher oft gemeldeten Freundes Herrn B. munter, und aß diesen Mittag mit dem besten Appetite.

Nachschrift den 29sten December 1783.

Dieß sind meine Beobachtungen, Reflexionen und mit Vorsicht eingezogenen Nachrichten über diese merkwürdige Krankheit. Ich theile sie Ihnen mit, völlig so, wie ich sie jedesmal niedergeschrieben habe, damit es in aller Rücksicht Geschichte seyn möchte. Gern legte ich auch die Beobachtungen und Gedanken der Aerzte bei; ich bin aber bisher nicht so glücklich gewesen, sie zu erhalten. Vielleicht macht sie einer derselben doch noch bekannt.

Als Vermuthung kann ich nur hieher setzen, daß man die Ursache der Krankheit in der Folge an-

ders

ders beurtheilte, als anfänglich; und auf eine andere Art von Evacuation die Heilung gründete. Auch scheint mir die entfernte, zum Theil psychologische Ursache nicht einfach, sondern aus mehrern solchen zusammengesetzt zu seyn, wovon eine jede Nervenkrankheiten nach sich ziehen kann.

Verstellung und Betrügerei im mindesten zu vermuthen, würde hier, nach dem Urtheil aller Beobachter, eben so lächerlich als unwahr seyn.

Aber zwei Bemerkungen habe ich mehreremale Gelegenheit gehabt hiebei zu machen: **einmal**, wie schnell das Wunderbare sich vergrößert, auch in den Erzählungen derer, von denen man die genausten Beobachtungen erwarten sollte; **sodann**, wie leicht es auch bei solchen Krankheiten seyn müsse, daß ein Mensch an sich selbst irre werden könne, wenn es sich fügte, daß er selbst unwissend und mit lauter einfältigen und abergläubischen Personen umgeben wäre. Beides war hier nicht der Fall; und doch hatte ich Gelegenheit die **Möglichkeit** davon zu bemerken.

J. G. H. Feder.

II.

Beobachtungen über Ahndungsvermögen.

Schon in meinen frühen Jahren merkte ich in mir bei gewissen oft ganz gleichgültigen Dingen,

ehe ich sie unternahm, eine ungewöhnliche Empfindung dagegen, nicht Abneigung, denn ich hatte Lust dazu, eher eine Art von Warnung; folgte ich dieser Warnung nicht, so hatte ich allemal Schaden oder Unglück, Verdruß 2c.

Dieß brachte mich zuerst auf die Idee: Hat der Mensch auch ein Vorhersehungsvermögen? Ich las darüber Verschiedenes, und die Gründe dafür nahmen zu. Folgende besondere Beispiele bestärkten meine Meinung. Hier sind sie:

1) Der Archidiakonus **Kirchner** in Strehlen studierte in Königsberg, ging von der Akademie mit einer Landkutsche; bald fuhr er, bald ging er. An einem Sonntage war er müde, setzte sich auf die Kutsche, und stellte über verschiedene Gegenstände der Religion Betrachtungen an. Auf einmal entstand in seiner Seele der lebhafte Gedanken: Springe vom Wagen! Er konnte sich, so lebhaft war der Gedanke, fast nicht besinnen, sprang vom Wagen, und ging. Kaum war er einige dreißig Schritt gegangen, als der Wagen umfiel, und Tonnen und Kasten, welche der Fuhrmann geladen, herabstürzten. Blieb er sitzen, so wurde er sicher zerquetscht.

2) Meine Großmutter wurde, wider ihren Willen, in der katholischen Religion erzogen, (sie hatte Eltern zweierlei Religion) in ein Kloster gesteckt, aus dem sie entfloh und sich verehlichte. Neunzehn Wochen nach ihrer Heirath wurde sie aufge-

aufgegriffen, in ein fremdes Kloster gebracht, gestraft, und mußte ein ganzes Jahr in einem Loche unter der Erde zubringen, nachher wieder eingekleidet, und blieb drei Jahr Nonne.

Sie mochte freilich oft den Wunsch gehabt haben, wegzugehen, aber sie sahe keine Gelegenheit. Eine Nacht soll sie ins Chor läuten; es entstehet eine ungewöhnliche Neigung zu entfliehen, sie betet, die Neigung wird stärker, bis zum Entschluß, gehet mit vielen Gefahren, ohne zu wissen wohin, weg, läuft fünf Meilen, kömmt in ein Dorf in der Grafschaft Wernigerode, findet im Wirthshause ihren Mann, der auch als Reisender da herberget, sie gehn darauf nach Halberstadt, wo sie beide in dem bekannten Dorfe Ströbke bis 1754 gelebt haben. — Wahr sind die Geschichten.

Breslau, den 24sten März 1784.

Zimmermann,
Königl. Kammer-Calculator.

III.

Beschluß von Simmens Geschichte.

(S. 2ten B. 1stes St. S. 38.)

Ruhig also, ja vergnügt über seine Grausamkeiten, verließ der Mörder das Haus, in welchem er sich so vielfach mit Blute befleckt hatte, wusch Knittel

tel und Messer im Schnee ab, wiewohl er hernach das letzte aus Abscheu nicht wieder brauchen mögen, machte sich auf den Weg, und kam unbemerkt in seine Wohnung zurück.

Am nächsten Morgen ging er auf einige Dörfer, wohin er sonst seinen Viehhandel gehabt, und wo er noch einige Reste einzufodern hatte; und, bis gegen Mittag, versichert er, sey er noch in diesem Rausch seiner Seele gutes Muths gewesen; alsdann aber sey er unruhig geworden, und habe von selbst angefangen, nachzudenken, was er verübt habe.

Indessen verfolgte ihn die Rache geschwinder, als er, der zur Flucht Gelegenheit und Zeit genug hatte, und schon in fremder Herrschaft war, wirklich aber nicht darauf gedacht zu haben scheint, sich es wohl einbildete.

Die ältere Schmidtsche Tochter, deren wir schon gedacht haben, erklärte, sobald sie von der Ermordung ihrer Eltern hörte, den Wachtmeister Simmen laut und öffentlich für den Thäter, behauptete es auch, als sie gerichtlich deswegen vernommen ward, und gründete sich auf die vieljährige Feindseligkeit desselben gegen ihren Vater, auf die letzte Verweigerung des von ihm bei ihrem Vater gesuchten Geldvorschusses, und vornehmlich auf die vielfältigen Drohungen, deren Simmen sich habe verlauten lassen, ihren Vater aus Rache umzubringen.

Die-

Dieses gab denn Anlaß zu weiterer Untersuchung der Sache, und zuförderst zur Inhaftirung des Wachtmeisters, und unversehens wurde er auf öffentlichem Markte, wo er Frucht handelte, eingezogen, wobei sogleich die Veränderung der Farbe und starkes Zittern sein böses Gewissen den Zuschauern merklich verrathen haben soll.

Zugleich wurde aber auch zu einer Haussuchung bei dem Arretirten geschritten. Bei demselben fand sich ein blutiges Oberhemd, an dem die Flecken nur halb ausgewaschen waren, so wie auch Beinkleider, an denen Blutflecken zu bemerken waren; ein Beweis, daß den Mörder damals seine Geistesgegenwart und sein Scharfsinn größtentheils verlassen gehabt, da er nicht bedachte, daß ihn diese Anzeigen noch immer verrathen könnten.

Im ersten Verhör schien es anfangs, er werde sich aufs läugnen und auf seine Verstellungskunst verlassen. Bewegliche und überführende Vorstellungen wollten lange nichts bei ihm verfangen, bis ihm, mit einem Feuer und ernstlichen Anrede, von seinem, sich hier vortreflich zeigenden, Richter, das blutige Hemd unter die Augen gehalten wurde.

Dieses machte ihn bestürzt, und, nun außer Fassung, gab er gute Worte, ergriff die Hand des Richters, versprach alles zu gestehn, und that es auch wirklich, unterwarf sich der Strafe, und bat nur um Beschleunigung seines Processes.

Nach dem Geständniß, und während der Erwartung, zu welcher Genugthuung die menschliche Gerechtigkeit ihn verurtheilen werde, blieb er bei einem Betragen, das die Aufmerksamkeit des Menschenforschers auf sich zog.

Er behielt eine gewisse Freimüthigkeit im Anblick und im Reden, und ein freundliches Lächeln in der Mine, das manchen, die es nicht begreifen konnten, Leichtsinn und Frechheit schien.

Er blieb sich insgemein gleich, mochte wohl essen, und hatte einen guten ruhigen Schlaf, so daß von denen, die ihn am genauesten beobachten konnten, einstmals einer sagte, der Wachtmeister müsse ein sehr gutes Gewissen haben! ein Urtheil, das vermuthlich paradoxer klingt, als es gemeint war, vielleicht aber auch auf Spuren der Denkungsart des gemeinen Mannes führen möchte, wenn wir ihm nachgehen könnten.

Für Dummheit konnte man dieses ruhige Wesen nicht halten, denn übrigens zeigten seine Reden und Erzählungen noch eben den guten Verstand, der ihm Achtung erworben hatte.

Daß es Verstellung gewesen, um ein heimliches Vorhaben, etwa der Flucht, oder Selbstentleibung, zu verbergen, hat auch im geringsten keine Wahrscheinlichkeit; man hat nie etwas bemerkt, daß auch nur auf eine entfernte Art darzu angelegt hätte scheinen können. Noch weniger konnte er

sich

sich wohl mit der Hofnung täuschen, das leben zu erhalten.

Das einzige, was ihm bei seiner Erzählung weich machen und Thränen ablocken konnte, waren, lange Zeit, nur seine Frau und Kinder, und das oben gedachte vierjährige Schmidtsche Kind; für die ersten bat er viel; soll ihnen auch, was von Personen, so ihn in seinem Arrest besuchten, ihm etwa geschenkt worden, alles geschickt und kaum davon wenige Pfennige, zu einen Maaß Bier oder Trunk Brandtwein, für sich behalten haben; das lezte, das Schmidtsche Kind, nannte er unschuldig, wollte aber, wie man merken konnte, damals noch damit sagen, daß seine Rache an dessen Eltern nicht so ungerecht gewesen sey.

Es brach aber seine Reue nicht in heftige Ausbrüche des innern Schmerzes, in Wehklagen und in Winseln aus, sondern zeigte sich in einer etwas tiefsinnigern Niedergeschlagenheit, in einer stillen Wehmuth, und mit unter durch das Herabfallen einiger Thränen.

Sein Vater, ein zwei und achtzigjähriger Greis, wurde vermocht, den Sohn noch einmal zu besuchen, der von ihm Vergebung alles dessen, worinn er etwa seine kindliche Pflicht aus den Augen gesezt haben möchte, auch der lezten Kränkung durch sein Verbrechen, wehmüthig suchte, und sie unter guten Ermahnungen und Wünschen vollkommen erhielt, auch dagegen den kummervollen Greis rüh-

 rend

rend bat, seines Endes wegen sich zu beruhigen: da er versichert sey, daß er Vergebung und Gnade von Gott habe, und ihn bat, seiner Kinder sich noch ferner anzunehmen, daß der Greis auch willigst zusagte, und der Sohn ihm hingegen versprach, daß er auch seinen Kindern, dessen Enkeln, beim Abschied von ihm anbefehlen wolle, ihm in allen gehorsam und beiständig zu seyn.

Der nun beruhigte Alte war so froh, daß er sich Kräfte wünschte, dem besten Fürsten sich zu Füßen zu werfen, und ihm für die seinem Sohne erwiesene unverdiente Gnade danken zu können.

Zween Tage vor seinem Ende nahm der Unglückliche, in Gegenwart seines Beichtvaters, von seiner Frau und Kindern einen Abschied, der nicht zärtlicher und rührender seyn konnte.

Die Worte flossen ihm jezt nicht, weil sein Herz zu beklemmt war und zu viel litte; seine Frau aber, die zu wiederholtenmalen bezeugte, daß er ihr niemal etwas zu leide gethan habe, konnte sich kaum von ihm losreissen, und sein jüngstes Kind nahm er auf den Schooß, und drückte es so weich an seine Brust, daß alle Anwesende mit ihm weinen mußten.

Von allen nahm er einzeln Abschied, aber seine Minen redeten mehr, als sein Mund.

Er versicherte den Morgen darauf, daß er in diesen Empfindungen zu väterlichen Vermahnungen unvermögend gewesen wäre, durch eine Tochter aber,

aber, die unterdessen wieder bei ihm gewesen, es nachzuholen gesucht habe.

Er hat auch an demselben Abend, nachdem er sich wieder gefast hatte, einen Knaben, seinen Pathen, der Abschied zu nehmen kam, beweglich ermahnet, Gott vor Augen zu haben, und sich vor Sünden zu hüten.

Aus Vorsorge für die Seinigen, denen etwa Mildthätigkeit dadurch erweckt werden könnte, verlangte er bei seiner Ausführung von seinem jüngsten Sohne begleitet zu werden, weil er aber selbst empfand, daß ihn der Anblick leichtlich stören, und zu weich machen könnte, stund er davon ab; seinem Begehren aber geschahe doch, auf eine ihm unmerkliche Art, Gnüge.

Auch diejenigen, mit denen er im Streit gewesen war, kamen, von ihm Abschied zu nehmen, und freuten sich nachher innigst, sich mit ihm ausgesöhnt und ihn in der guten Gemüthsfassung gefunden zu haben, bewiesen auch, daß es ihnen anliege, in den Stücken, die sie selbst angingen, den nachtheiligen Vermuthungen und Urtheilen von Simmen zu steuren.

Bei einem solchen Besuch entfuhren ihm ein paar Worte, die ein Vorwurf zu seyn, und einen noch festsitzenden Groll zu entdecken schienen.

Er bat aber selbst den andern Morgen um Verzeihung dieses Ausdrucks, und bezeugte, daß damals noch eben, denn es war gleich nach dem Abschied

schied von den Seinigen, sein Herz zu voll von Empfindung, dennoch aber nicht voll Grolls, auch seine Worte nicht so gemeynt gewesen seyen, als sie hätten erklärt werden können.

Bei der ersten Bekanntmachung seines schärferen Urtheils veränderte er sich wenig, bei dessen Bestätigung aber gerieth er etwas mehr in Bewegung, und bat mit einigen Thränen, doch bescheiden und gefaßt, um die ihm auch verstattete Erlaubniß, um Milderung seiner Todesart nochmals nachzusuchen.

Nach der Rückkunft in seine Haft fiel er, wehmüthiger als sonst, auf seine Knie, und sagte, als ihm zugesprochen ward: Es sey doch ganz etwas anders **So** zu sterben; ein So, das sein Gefühl von allem entdeckte, was die Ursach und die Art seines Todes beugendes für ihn haben mußte.

Das Schimpfliche der letztern machte ein großes davon aus, und vielleicht war es ihm gewissermaßen schwerer als das Sterben selbst; es kränkte ihn besonders die Schande dabei, die er auf die Seinigen zu laden fürchtete.

Wenn auch in einem Gesang das **Sterbebette** vorkam, so ward immer seine Bewegung merklich, und bei den Worten: **der Leib hab in der Erd seine Ruh**, entfuhr ihm die Wehklage: **Und der meinige nicht!**

Doch auch diesen Schauder hatte er überwunden, als er den traurigsten Anblick in den Augen hatte,

hatte, und doch noch zu den Zuschauern seines Todes reden konnte.

Bei der Bekanntmachung der ihm angediehenen Milderung, brachen seine Dankbarkeit und Freude in Minen, Worten und Gebehrden auf das lebhafteste aus; er bezeugte, daß er so viel Gnade nicht gehoft hätte, und nun gerne sterben wollte.

Die Bekanntmachung des Todestages selbst, hat er mit dem gesetztesten Wesen und einer Art von Zufriedenheit angenommen, auch dabei nochmal mit Thränen für die gnädige Milderung gedanket.

Während der Zeit, da er nun ein verurtheiltes Opfer der Gerechtigkeit war, blieb seine Bereitung darzu sein ganzes Geschäfte; wie er aber auch in dieser Zeit in härtern Banden gehalten wurde, so behielt er ebenfalls die größte Gelassenheit und Geduld, auch seine lächelnde Mine, und in der Wehmuth selbst eine große Heiterkeit.

Alles zeigte von Schuldgefühl und Demüthigung, aber auch von Vertrauen und Muth.

Er verfehlte nicht, denen die ihm Liebe erwiesen hatten, seine Dankbarkeit und zwar mit merklicher Empfindung der Stärke ihres Wohlmeinens, und der Größe ihrer Verdienste um ihn, zu bezeigen.

Er erfüllte bei seinem langen beschwerlichen Todesgang, was er mit Gotteshülfe von demselben versprochen hatte, ging ihn getrost, aber nicht frech. Er ließ sich weder durch die viele Tausende, deren

deren Augen auf ihn gerichtet waren, noch auf dem Richtplatze durch die erblickten Anstalten zu seinem Tode und zu seiner Schande stören.

Auf dem Richtplatz selbst blieb er sich vollkommen gleich, ungeachtet der Anblick den Zuschauern selbst schauderhaft war, bedankte sich bei seinem ihm aufstoßenden Defensor, und denen, die ihn auf seinem Todesgang mit ihrem Zuspruch begleitet hatten, insgesammt einzeln und mit vieler Rührung, bezeigte, daß er geneigt sei, von den Zuschauern Abschied zu nehmen, nahm ihn auch mit gesetzten Wesen und fester Stimme, zwar kurz, aber so, daß nichts, was zweckmäßig war, vergessen war; Bekenntniß, Abbitte, Vermahnungen, Fürbitte für die Seinigen und Wünsche zu Gott für aller Wohlfarth, war ihr Inhalt.

Er kniete nochmals nieder, bezeugte die Beharrlichkeit seiner Reue und Glaubens, und ließ sich mit heitrer Mine einsegnen, betete inbrünstig, sorgte noch beim Auskleiden für seine Kinder, half dabei denen, unter deren Hand er sterben sollte, ließ sich von ihnen zurecht weisen, und mitten im Gebet floß sein Blut und büßete sein Verbrechen.

Er starb also, zwar den Tod eines Missethäters, und der andern eine Warnung bleiben sollte, aber er starb ihn getrost und muthig.

Sein Tod müsse jeden mit ihm aussöhnen, und sein letztes Wohlverhalten seine Verbrechen bedecken!

IV. Spra-

IV.

Sprache in psychologischer Rücksicht.

(Fortsetzung von p. 126. des 2ten B. 1tes St.)

Wollen wir uns nun das völlig Vergangne nicht einzeln und gleichsam abgeschnitten, sondern im Zusammenhange mit etwas darauf folgendem denken, das auch schon vergangen ist, so müssen wir sogar die Mittelbegriffe von **seyn** und **haben** in die Vergangenheit zurückschieben, und sagen, **ich hatte geliebt**, und **ich war gegangen.**

Auf die Art machen wir die dunkelste Perspective in unsrer Seele, indem wir die völlige Vergangenheit selbst noch hinter eine andere Vergangenheit zurückschieben. Die Zukunft können wir uns ebenfalls nicht unmittelbar denken, sondern müssen sie uns erst **mittelbar** durch den Begriff des **Werdens** oder allmäligen Entstehens, vorstellen, indem wir z. B. sagen, **ich werde rufen, ich werde gehen.**

Das **Werden** oder **Entstehen** dieser Handlungen, indem sich meine Gedanken jetzt dazu entschließen, denke ich mir als **wirklich** und **gegenwärtig**, die Handlungen selbst aber kann ich mir unmöglich als wirklich denken, daher drücke ich ihnen auch nicht das Gepräge der Wirklichkeit auf, und sage nicht, du wirst rufest, sondern, **du wirst rufen,** u. s. w.

Ist

Ist aber auch dieß Entstehen der Handlung noch nicht einmal wirklich, so bezeichne ich diese Ungewißheit durch einen halben, schwankenden Ton, und sage anstatt, **ich werde rufen, ich würde rufen**, u. s. w. —

Wenn wir nun blos sagen, **ich werde rufen**, so rufen wir oder handeln wir noch nicht wirklich, sondern so lange die Handlung noch in uns entsteht, verhalten wir uns gleichsam **unthätig**.

Daher kömmt es nun, daß wir uns durch den Mittelbegriff von **werden** auch das **unthätige** Verhältniß denken, worinn wir uns befinden, wenn wir nicht selbst handeln, sondern die Handlung eines andern auf uns übergeht, und daß wir also z. B. sagen, **ich werde geliebt, ich werde gerufen.**

Daß aber in diesen Falle die **übergegangne** Handlung durch die Silbe **ge** bezeichnet wird, erklärt sich sehr natürlich daraus, daß man sich, so wie bei der vergangnen Zeit, die Handlung schon wie **vollständig** oder gewissermaßen wie **vollendet** denken kann, sobald sie auf ihren Gegenstand schon wirklich **übergegangen** ist.

Weil aber das **Werden** etwas ist, was nicht von mir **ausgeht**, sondern gleichsam **in** mir selber bleibt, so kann ich auch nicht sagen, **ich habe geworden**, sondern, **ich bin geworden**: allein man sagt deinohngeachtet, vielleicht des Wohlklangs wegen, nicht, **ich bin geliebt geworden**, sondern, **ich bin geliebt worden.**

Bei

Bei alle den Verbis, die auf die Art etwas anzeigen, daß mehr **in** uns bleibt, als von uns **ausgeht**, so daß wir uns mehr **leidend** als thätig verhalten, wird das **völlig Vergangne** nicht durch **haben** sondern durch **seyn** bezeichnet, daher sagen wir **ich bin begegnet, ich bin gefallen, ich bin gestürzt**, weil alle diese Verba etwas bezeichnen das von uns unabhängig ist, und wobei wir uns mehr **leidend** als **thätig** verhalten.

Demohngeachtet aber sagen wir, **es hat mich gefreuet, es hat mir geahndet**, u. s. w. weil wir uns bei den unpersönlichen Verbis zwar selbst wie **leidend** verhalten, aber dasjenige, was auf uns wirkt, sich gewissermaßen **thätig** gegen uns verhält.

Wir sagen sogar, **ich habe gelitten, ich habe geruhet, ich habe geschlafen**, obgleich alles dieses eigentlich keine Handlungen sind, die von uns ausgehen, allein wir denken sie uns doch einmal, als von uns abhängig, ob wir leiden, ruhen, oder schlafen **wollen** oder nicht, kurz, wir denken uns gewissermaßen **thätig**.

Bei den **Verändrungen des Orts** aber, als **gehen, laufen, kommen**, scheinen wir uns am wenigsten **thätig** zu denken, weil die Bewegung unsern Körper gleichsam fortzieht, und derselbe sich also nur **leidend** verhält, darum sagen wir, **ich bin gegangen, gelaufen, gekommen**, u. s. w.

deswegen ist auch nur ein kleiner Unterschied dazwischen, wenn wir sagen, **ich bin gefahren**, und, **ich bin gefahren worden.**

Pronomina in psychologischer Rücksicht.

Selbst unter denjenigen Wörtern, die etwas für sich bestehendes in der Natur anzeigen, als **Baum, Bach**, u. s. w. Denken wir uns doch keine **einzelne** für sich bestehende Sache, sondern fassen z. B. unter **Baum**, alles, was in der Welt **Baum** heißt, zusammen; wenn wir nicht durch eines von den kleinen Wörtern **der, die** oder **das**, ein einzelnes Ding, aus der Menge aller übrigen heraus heben, um es uns, nicht nur in unsrer Vorstellung, sondern auch außer uns, als wirklich vorzustellen, indem wir z. B. sagen, **der Baum, welcher da steht, das Wasser, welches dort fließt, die Wiese, die hier vor mir liegt.**

Durch die kleinen Wörter, **der, die** oder **das**, denken wir uns also eine Sache, von der wir reden, aus unsrer Vorstellung heraus, so daß wir sie uns nicht nur in unsern Gedanken, sondern auch **außer uns**, als wirklich für sich bestehend, vorstellen.

Wollen wir aber von einer Sache bloß als von einer Vorstellung **in uns** reden, so setzen wir vor das Hauptwort statt **der, die** oder **das**, nur das Wört-

Wörtchen **ein**; sagen wir also z. B. **ich sehe einen Baum**, so reden wir von den Baume nur, in so fern er in unsrer Vorstellung da steht; fahren wir aber fort, **der Baum ist grün**, so denken wir ihn aus unsrer Vorstellung heraus, indem wir ihm, außer uns, ein wirkliches Daseyn beilegen; sagten wir aber, **ein Baum ist grün**, so würden wir wiederum nur von einem Baume in unsrer Vorstellung reden.

Durch das Wörtchen **ein** heben wir also unter allen Bäumen **in unsrer Vorstellung**, und durch das Wörtchen **der** unter allen **wirklichen** Bäumen, einen einzigen heraus, worauf wir unsre Aufmerksamkeit insbesondre heften.

Welch ein Unterschied ist dazwischen, wenn ich sage:

dieser Baum — **du** Baum — **dein** Wipfel. — und **welcher** (nehmlich) Baum.

Durch **dieser** bestimme ich den **Standort** des Baums, indem ich gleichsam mit dem Finger auf denselben zeige: durch **du** lege ich ihm gleichsam eine **Persönlichkeit** bei, indem ich ihn, als ein vernünftiges Wesen, anrede; durch **dein** wird die beigelegte **Persönlichkeit** fortgesetzt oder erhalten, ob man gleich nur von demjenigen redet, was zu dem Baume gehöret, oder was derselbe besitzt; durch **welcher**, wenn ich z. B. sage, **der Baum, welchen ich sehe, ist grün**, führe ich

ich die Handlung meines Sehens auf eben den Baum zurück, von welchem ich sage, daß er grün ist, sonst müßte ich mich so ausdrücken, **ich sehe einen Baum, und der Baum ist grün**; wir ziehen also durch **welcher** einen Satz gleichsam in den andern hinein.

Man siehet leicht, daß **dieser** nur eine Erhöhung oder Verstärkung des Artikels **der** ist, welcher auch oft anstatt desselben gesetzt wird, wo man aber im Reden einen stärkern Ton darauf legt, indem man z. B. auf jemanden zeigt, und sagt, **der Mann da!** So wie ich nun durch **dieser, diese** oder **dieses** das Nähere anzeige, so deute ich durch **jener, jene** oder **jenes** das Entferntere an.

Was nun aber das Wort **du** anbetrift, so wird uns dasselbe auf einige wichtige Bemerkungen in Ansehung der Sprache leiten. Durch **du** legten wir nehmlich dem Baume eine Persönlichkeit bei, oder wir betrachteten ihn gleichsam, als ob er ein Mensch wäre: eben das würden wir auch durch das Wort **ich** thun, wenn wir ihn redend einführten; und durch **er**, wenn wir von ihm, als von einer abwesenden Person sprächen.

Daß aber auch das **er** den Baum als eine Person bezeichnet, sehen wir daraus, weil man eine abwesende Person, wenn sie männlichen Geschlechts, mit **er**, und wenn sie weiblichen Geschlechts ist mit **sie** benennet, indem man z. B. sagt, **er kömmt, sie kömmt.**

Indem

Indem man also von dem Baume sagt, **er ist grün**, so redet man von ihm, als von einer Person männlichen Geschlechts, und indem man von der Rose sagt, **sie blühet**, so redet man von ihr, als von einer Person weiblichen Geschlechts.

So drückt der Mensch auch in dieser Absicht der leblosen Natur sein Gepräge auf.

Alles leblose, was man sich als **stark**, **groß**, **wirksam**, oder auch wohl als **schrecklich** denkt, wird, wenn man ihm eine Persönlichkeit beilegt, mit dem männlichen Geschlechte verglichen; alles aber, was man sich als **sanft**, **leidend** oder **angenehm** denkt, vergleicht man in dem Falle, daß man ihm Persönlichkeit zuschreibt, mit dem weiblichen Geschlechte, daher kömmt es nun, daß wir z. B. sagen:

der Baum,	die Blume,
der Wald,	die Wiese,
der Zorn,	die Sanftmuth,
der Haß,	die Liebe.

Wo denn auch der härtere, männlichere Artikel **der** in das sanftere **die** hinüberschmilzt.

So scheinet die Sprache auch alles leblose in der Welt zu paaren; indem sie zu etwas Größern oder Stärkern immer etwas Aehnliches aufzufinden weiß, das nur kleiner oder schwächer, aber schöner und angenehmer ist.

Was man aber in der Natur nicht so wichtig oder nicht schicklich fand, ihm das menschliche Ge-

präge aufzudrücken, bezeichnete man, wenn man davon sprach, weder durch **er** noch durch **sie**, sondern durch **es**, und schloß es auf die Art gewissermaßen von der Persönlichkeit aus, indem man es unter die Sachen rechnete.

Ja sogar, wenn man von Menschen mit dem Begriffe von ihrer Kleinheit redet, zählet man sie eine Zeitlang unter die Sachen, als wenn man z. B. sagt, **das Kind, das Männchen.**

Wir sehen, wie sich hier wiederum der Artikel nach der Vorstellungsart bequemet, und sowohl das männliche **r** als das weibliche **ie**, mit dem unbestimmten **s** vertauscht.

Wenn wir folgende Wörter untereinandersetzen, so werden wir sehen wie die erstern gleichsam den Keim zu den folgenden enthalten:

Mann,	Weib,	Sache,
der,	die,	das,
dieser,	diese,	dieses,
er,	sie,	es,
welcher,	welche,	welches.

Durch die ersten drei Wörter **der, die, das, denken** wir etwas erst aus unsrer Vorstellung **heraus**; durch die andern **denkt** man es **an einen gewissen Ort hin**; durch die folgenden **er, sie, es,** benennen wir nun dasjenige, was wir uns schon einmal aus unsrer Vorstellung **heraus**, und **an** einen **Ort hin gedacht haben.**

Wir

Wir lassen daher bei **er**, **sie** und **es** das bestimmende **d** weg, wodurch eigentlich das wirkliche Daseyn außer unsrer Vorstellung angezeigt werden soll, weil dieses schon einmal vorausgesetzt ward; durch die letztern **welcher, welche, welches**, benennen wir ebenfalls etwas, das wir uns schon außer unsrer Vorstellung als wirklich gedacht haben, mit dem Nebenbegriffe irgend einer **Beschaffenheit**, welche durch das vorgesetzte **welch** bezeichnet wird.

So wie das **d** die **Wirklichkeit** desjenigen, was wir uns vorstellen, anzeigt, so zeigt das **w** die **Art der Wirklichkeit** oder die **Beschaffenheit** desjenigen an, was wir uns schon als wirklich vorgestellet haben.

Wenn man folgende beide Ausdrücke nebeneinanderstellt:

der Baum, welcher da steht, ist grün; und
der Baum, (er steht da) ist grün,

so wird man den Unterschied zwischen denselben leicht bemerken, und sich zugleich die wahre Natur des Worts **welcher** daraus erklären können.

In dem ersten Ausdruck, denken wir uns das **da stehen** des Baumes, den wir durch **er** bezeichnen, vermittelst der vorgesetzten Silbe **welch**, als eine **Beschaffenheit**, in denselben hinein, und verwandeln auf die Weise zwei Sätze in einen: der andre Ausdruck wird immer in zwei Sätze zerfallen, wir mögen es machen, wie wir wollen, weil die Silbe **welch** darinn fehlt.

Weil wir uns nun bei unsern Fragen gemeiniglich nach den **Beschaffenheiten** der Dinge erkundigen, so fangen sie sich auch gemeiniglich mit **w** an: als wenn wir fragen, **wer ist da?** so setzen wir durch das **er** schon das Daseyn einer Person voraus, aber durch das vorgesetzte **w** drücken wir unser Verlangen aus, etwas von der **Beschaffenheit** der Person zu erfahren, welche nun wirklich da ist.

Wir können uns also hieraus erklären, warum die Wörter **welcher, welche, welches,** auch als **Fragewörter** gebraucht werden, zu denen wir noch die Wörter **wer** oder **was** rechnen müssen; wovon das erste von Personen beiderlei Geschlechts; das letztere aber nur von Sachen gebraucht wird.

Er, sie, es, sind also allgemeine Benennungen desjenigen, wovon ich rede; denn alles in der Welt kann ich **er, sie** oder **es** nennen. Setze ich nun vor jedes dieser Wörter ein **d,** als in **der, die, das,** oder in **dieser, diese, dieses,** so trage ich den Begriff der **Wirklichkeit** in meine Vorstellung; setze ich aber ein **w** davor, als in **welcher, welche, welches,** und in **wer** oder **was,** so trage ich den Begriff einer **Beschaffenheit** hinein.

Durch die Frage **wer?** kann man nun die wirkliche Persönlichkeit von der figürlich beigelegten sehr gut unterscheiden: denn ob ich gleich dem Baume eine Art von Persönlichkeit beilege, indem ich **er, (der Baum,) dieser Baum,** und **welcher Baum,** sage, so kann ich doch nicht fragen, **wer** steht

steht da? sondern ich muß fragen, **was steht da?** Wenn ich von etwas in der mehrern Zahl rede, so verliert sich der Unterschied zwischen **Mann**, **Weib** und **Sache**, in dem Begriffe von der **Mehrheit**, und wird nicht besonders mehr bezeichnet. Wir wollen nun noch nebeneinander stellen:

ich du er ihr
mein dein sein euer
mich dich sich euch.

Wir wissen nun, in wie ferne **mein**, **dein**, **sein** und **euer** von **ich**, **du**, **er** und **ihr** unterschieden sind: diese letztern nehmlich zeigen bloß die Person an und für sich selber an; vermittelst der erstern aber halten wir den Begriff von der Person fest, und richten doch zugleich unsre Aufmerksamkeit auf dasjenige, was der Person auf irgend eine Weise zu kömmt, ohne selbst diese Person zu sein: wir können dadurch den Begriff von der Person unendlich erweitern, und alles gleichsam mit in den Kreis ihres Daseyns hineinziehen.

So kann ich durch das **m**, vor den unbestimmten Artikel **ein** gesetzt, alles was ich will, obgleich nur in meiner Vorstellung, in den Kreis meines Daseyns hineinziehen, indem ich z. B. sage, **mein Haus**, **mein Garten**, u. s. w. schließe ich nun aber alles andre aus, und sage bloß **mein Ich**, so bekomme ich dadurch den deutlichsten Begriff von mir selber, indem ich mich nun, als etwas, das **außer mir ist**, betrachte, oder mich gleichsam aus

meiner eignen Vorstellung **herausdenke; mein ich** aber wird in **mich** zusammengezogen.

Auf die Weise gelangen wir erst durch den Mittelbegriff von **mein** zu dem Begriffe von **mich**, welcher uns nur im Denken sehr zu statten kömmt, so daß wir über uns selbst Betrachtungen anstellen können, indem wir uns gleichsam von uns selber absondern. Wenn wir also z. B. sagen, **ich kenne mich, du kennest dich, er kennet sich, ihr kennet euch**, so ist das eben so viel, als wenn wir sagten: **ich kenne mein ich, du kennest dein ich, er kennet sein ich, ihr kennet euer ich.**

Wir tragen den Begriff von **ich** selbst auf dasjenige, was außer uns ist, hinüber, wenn wir uns die völlige Persönlichkeit desselben denken wollen, indem wir z. B. sagen: **ich sehe dich**, welches so viel heißt, als: **ich sehe ein Ich, oder ein Wesen, das Selbstbewußtseyn und Persönlichkeit hat, aber es ist nicht mein Ich, sondern das Ich dessen, den ich anrede.**

So wie wir nun Wörter haben, die Person auf das allerbestimmteste zu bezeichnen, so haben wir wieder andre, wodurch die Person, von der man redet, auf das allerschwankendste bezeichnet wird.

So sagen wir, **da ist jemand**, ohne einen Unterschied zwischen Mann und Weib zu machen: ferner, **man glaubt** ohne auf die Anzahl oder das Geschlecht der Person zu sehn, die da glauben; und

es

es donnert, ohne zu bestimmen, ob es eine Person oder Sache ist, die das Donnern hervorbringt. In folgender Tabelle sieht man die Wörter, von denen wir jetzt geredet haben, nebeneinander.

Ich,	Du,		Er,	Sie,	Es,
mein	dein	sein			
mich	dich	sich(ihn)		ihr	
mir	dir	sich(ihm)		sich	
wir	ihr	sie			
unser	euer	ihr			
uns	euch	ihnen			
			der	die	das
			dieser	diese	dieses
			welcher	welche	welches
				wer?	was?
					jemand
					man
					es.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderstellung jugendlicher Charaktere.

Der kleine **, ein Knabe, oder vielmehr ein Kind von etwa acht Jahren hat ungemein viel Drolligtes und Unschuldiges an sich. In seiner Mine herrscht außerdem noch etwas Ernsthaftes, welches sich immer mehr und mehr zu entwickeln scheint, und mehr Fähigkeiten und Nachdenken verspricht, als ich anfangs, vor einem halben Jahre, vermuthete. Er hat außerordentlich viel Ehrbegierde. Uber einen seiner Mitschüler zu kommen, das macht ihn ungemein vergnügt, und sein freudiges Lächeln hat dann etwas Anziehendes, etwas Gefälliges an sich.

Will ihm einer seiner Mitschüler den folgenden Tag seinen Platz streitig machen: so bezeigt er seinen Eifer dagegen durch große Gesprächigkeit, wodurch er seine Sache ins Licht setzen will. Wird man überzeugt: so lächelt er, so freut er sich; will man aber nicht überzeugt werden, so verdoppelt sich sein Ernst; er arbeitet dann mit beiden Händen um sich her, faßt sich in die Haare, gleichsam als ob er sagen wollte: was soll ich nun wohl anfangen?

Sehr

Sehr oft giebt es dergleichen Streitigkeiten mit ihm, und ich habe noch nicht gefunden, daß er Unrecht gehabt hätte. Auch kömmt er dann zu mir, und frägt: ob er nicht den und den Platz habe, und voll Zutrauen, daß ich ihm beistehn werde, setzt er hinzu: daß man ihn da nicht wolle sitzen lassen, und er sey doch bei der und der Gelegenheit heraufgekommen.

Einmal bat er einen andern Lehrer, wenn er wieder etwas fragen würde, ihm doch die rechte Antwort darauf vorher zu sagen, damit er heraufkommen möchte. Und das dünkte ihn sehr etwas Wichtiges und Ernsthaftes zu seyn.

Als ich einmal eine kleine Geschichte erzählt hatte, wie ein Reicher von seinem Gelde dem Armen geben und ihm dadurch seine Noth erleichtern könnte, und ich ihn nun fragte: was ein Reicher mit seinem Gelde thun könnte: so bekam ich zweimal hintereinander die Antwort: er kann sich Frühstück, Brod und Kleider, und endlich Rosinen kaufen; und gleichwohl verrieth er bei einer andern Gelegenheit wirklich mehr Mitleid und Gutmüthigkeit.

Ich las eine andre kleine Geschichte: wie eine Schwester, die von ihrem Bruder war geschlagen worden, ihn doch nicht wieder schlagen wollte, als der reuige Bruder es ihr erlaubte und verdient zu haben vorgab. Ich fragte: wer es wohl wie dieses kleine Mädchen machen würde. „Ich!“ fing er an, und außer ihm noch ein Kleiner von seinem

Alter,

Alter, dem ich es ebenfalls zutrauen würde. Allein ich glaubte doch: er hätte mich nicht recht verstanden, und fragte noch einmal: da wiederholte er dann die ganze Geschichte recht deutlich, und behauptete: er würde sich lieber noch einmal schlagen lassen, als daß er seinen kleinen Bruder schlagen würde.

Auf der Straße hält er sich, wenn er irgend kann, zu mir, und sagt mir dann mit großer Zutraulichkeit: daß er zu Hause recht fleißig wäre.

Ich werde meine Beobachtungen über ihn fortsetzen; denn im Ganzen ist freilich Anlage da; aber sie ist noch zu wenig entwickelt und zu wenig sichtbar, als daß man mit einiger Sicherheit mehr schließen könnte, als: er kann ein geschickter, gutmüthiger Mensch werden.

---

* * von zwölf bis dreizehn Jahren hat für sein Alter so viel Sonderbares, daß er sich vor vielen dadurch auszeichnet. In seinen Minen herrscht eine gewisse Einfalt, die aber schon vermuthen läßt, daß sie nicht das herrschende seines jetzigen Karakters allein ausmacht. Und so ist es auch.

Seine Einfalt ist mit dem auffallendsten Eigensinn und Eigendünkel verknüpft. Er ist dabei immer geschäftig, immer unruhig. Es fehlt ihm durchaus alles Gefällige, wodurch er sich bei seinen Mitschülern beliebt machen könnte. Entweder sitzt er vor sich, und beschäftigt sich, so viel es angeht,

geht, mit Nebendingen, schreibt oder zeichnet, oder lieset, wenn er nichts davon thun soll; oder er sieht auf Andre, und bemerkt, was sie thun.

Es darf ihn nur einer berühren: so macht er ein so großes Aufsehn davon, als ob man ihm, wer weiß was zu Leide gethan hätte; und er weiß es so wichtig und so wahrscheinlich zu machen, daß man ihn kennen muß, um gewöhnlicher Weise seinen Klagen keinen Glauben beizumessen. Er ist dabei so redselig, daß man ihn oft mit Mühe nur zum Stillschweigen bringen kann.

Eben so heftig entschuldigt er alle Fehler, die man von ihm vorbringt. „Ich habe nichts gethan — es ist der gewesen — der läßt mich nicht zufrieden!" Das sind ihm so gewöhnliche Ausdrücke, daß sie immer abwechselnd wohl zehnmal hintereinander von ihm gebraucht werden. Dabei ist sein Blick trübe, schüchtern, und verräth viel Tücke, die er denn auch, sobald er Gelegenheit oder mehr Freiheit hat, dadurch ausübt, daß er um sich schlägt, schimpft, und die gemeinsten Reden ausstößt. Er ist unordentlich in hohem Grade. Bald weiß er nicht, wo er sein Buch, bald nicht, wo er etwas von seinen Sachen gelassen hat. Und dann ist sein Suchen mit so großer Heftigkeit und Unruhe verbunden, daß man ihn wirklich nicht gleichgültig beobachten kann.

Er läuft gradezu, es mag ihm begegnen wer da will, sieht sich zuweilen wild um, arbeitet mit

seinen

seinen Händen, redet dabei mit der größten Aengstlichkeit, und nennt die Sachen, die er sucht, auch wenn keiner um ihn ist, dem ers etwa sagen könnte.

So läuft er auf und ab, und wohl zehnmal an denselben Ort, wo er schon gesucht hat. Sein Blick, wenn ers gefunden, ist derselbe, ob er gleich nun die größte Freude anzeigen soll. Denn nun läuft er eben so hurtig und für Freude taumelnd hin und her, und sagt es laut, daß er das Verlohrne wieder gefunden habe.

Seine Fähigkeiten sind unbedeutend und er wird es niemals weit in einer Sache bringen.

Aber ein unglückliches, sich selbst lästiges Geschöpf scheint er zu werden, wenn nicht eine große Verwandlung mit ihm geschieht, wozu in der That fast keine Hofnung ist.

Seine Unruhe wird ihn in Streitigkeiten mit seinen Mitmenschen verwickeln; seine Zanksucht wird ihm Feinde verursachen, und in seinem Herzen wird er kein Mittel finden, sich irgend eine von den menschlichen Widerwärtigkeiten zu versüßen.

Seidel.

Zur

Zur Seelenheilkunde.

Die Generalstaaten lassen keine Verbrecher transportiren. Die Männer werden zum Arbeiten in die Raspelhäuser, die Weiber aber in die Spinnhäuser geschickt; nach diesem allgemein anerkannten Grundsätze: **Macht sie nur arbeitsam, und sie werden gut und rechtschaffen seyn.**

Das Raspeln des Campecheholzes, welches vormals die Hauptarbeit der Delinquenten männlichen Geschlechts war, geschiehet jetzt an vielen Orten weit wohlfeiler auf Mühlen. Und da die Holländer Wollenmanufakturen einträglicher fanden, so haben sie seit den letztern zwölf Jahren mehrere dergleichen in ihren Zuchthäusern angelegt. In einigen unterhält die Arbeit nicht nur die Gefangnen, sondern sie haben sogar noch einige Nebenstunden, in denen sie sich etwas zu einem bequemern Leben im Gefängniß, oder zu ihren künftigen Vortheil, verdienen können.

Für ihren Unterricht in der Tugend und Religion, und für die Verbesserung ihrer Sitten, zu ihrem eignen und des Staats Besten, wird die äusserste Sorge getragen. Der Caplan, (und ein solcher ist bei jedem Zuchthause,) versieht nicht nur den öffentlichen Gottesdienst, sondern giebt den

Gefangnen auch Privatunterricht, katechesirt wöchentlich u. s. w. und ich weiß zuverläßig, daß viele als **mäßige und rechtschafne Leute das Zuchthauß verlassen.** Einige zogen sogar ihre bisherige Wohnung der Freiheit vor, blieben und arbeiteten in demselben auch noch nach ihrer loslassung.

Die Delinquenten werden, nach Verschiedenheit ihrer Verbrechen, auf sieben, zehn, funfzehn, zwanzig und mehrere Jahre in diese Zuchthäuser verurtheilt, um aber Verzweiflung zu verhüten, selten auf Zeitlebens.

Als eine Aufmunterung zur ordentlichen Aufführung und zum Fleiß, werden die, so sich in diesen beiden Stücken vorzüglich auszeichnen, noch vor dem Ablauf ihrer Zeit losgelassen.

Ein Gefangner, der eine verabredete Entwischung anzeigt, wird in diesem Stück sehr begünstigt. Seine Zeit wird sehr beträchtlich abgekürzt.

Einem Engländer, von Profeßion ein Schuster, welcher mehrere Jahre hindurch im Raspelhause zu Amsterdam als Gefangner gesessen hatte, soll erlaubt worden sein, sein eigenes Handwerk im Zuchthause zu treiben. Dadurch, daß er beständig geschäftig und in Arbeit erhalten wurde, soll er endlich ganz von denjenigen lastern zurückgekommen und geheilet seyn, die ihn vorher ins Gefängniß gebracht hatten.

Er

Er soll bei seiner Entlassung einen so beträchtlichen Ueberschuß seines Verdienstes ausbezahlt empfangen haben, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, sich nachher in London niederzulassen, woselbst er sehr gut gelebt, und gewöhnlich bei Tische „**auf die Gesundheit seines würdigen Zuchtmeisters im Raspelhause**“ getrunken haben soll.

Inhalt.

3. Zur

Seite

Magazin
zur
Erfahrungsseelenkunde.

Zweiten Bandes drittes Stück.



Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Merkwürdiger Gang der Phantasie in einem Delirium.

Aus einem Briefe.

Klitschdorf bei Bunzlau in Schlesien den 20sten April 1784.

Im März des Jahrs 1779, da ich als Feldarzt beim Lazareth in Neisse diente, befiel mich, wie viele andere, ein Fieber, dessen Heftigkeit sich bald durch Verwirrung des Verstandes ankündigte.

Gegen Mittag verschrieb ich mir noch ein den Umständen angemessenes Brechmittel. Bald folg-

ten dem Rezept, und zwar schnell hintereinander, noch einige, deren auffallende Zusammensetzung den Feldapothecker veranlaßte, den Oberfeldmedicum Herrn Doktor **Riemer** davon zu benachrichtigen.

Dieser besuchte mich gegen sechs Uhr, besprach sich mit mir über die Krankheit, mit dem Beifügen: ich möchte nur meine medizinische Kenntnisse für jetzt ungebraucht lassen; man werde die sichersten und besten Mittel zu meiner Wiederherstellung anwenden.

Da ich fühlte, wie meine Krankheit von einem Augenblicke zum andern heftiger wurde, kostete es nicht viel Mühe, mich von der Unzulänglichkeit meiner Kräfte zu überzeugen.

Der Herr Doktor **Knape** (jetzt Professor der Anatomie in Berlin) übernahm meine Besorgung. Seiner Geschicklichkeit und unermüdeten Vorsorge habe ich, nächst Gott, mein Leben zu danken.

Nun erst wurde mir das genommene Brechmittel verdächtig, und gegen den Herrn Doktor **Riemer** äusserte ich, daß ich wohl selbst an der schnellen Zunahme der Krankheit und besonders an dem heftigen Toben in meinem Kopfe schuld sey.

Man suchte mir das zwar auf alle ersinnliche Art auszureden; aber ganz verlor sich mein Verdacht nicht. Bald gingen die fürchterlichsten Krankheiten, bald eine Menge Arzneimittel durch meinen Kopf und das Resultat hiervon war, daß ich mir, wegen des zur Unzeit genommenen Brechmit-

mittels, für die nächste Nacht ein heftiges Delirium prognostizirte.

Gegen eilf Uhr war der zu meiner Wartung bestellte Feldscheer abwesend, es näherte sich meinem Bette eine Frau, deren ruhige, schläfrige Miene mir gleich anzeigte, daß ich nicht der erste Kranke war, bei dem sie wachen sollte.

Kurz, die Frau mißfiel mir, daher befahl ich ihr auf das dringendste, ja sorgfältig auf mich Acht zu haben, weil ich sonst gewiß davon laufen würde.

Das Bewußtseyn verging mir gänzlich, bis ich endlich, wie es in dergleichen Krankheiten gewöhnlich ist, gegen Morgen etwas ruhiger wurde. Jetzt schuf meine Einbildungskraft, nach einer gewissen Ordnung, folgende Geschichte:

Die Frau schlief bald nach meiner Ermahnung ein; sogleich nahm ich den Zeitpunkt wahr, um zu entwischen; ich ging im Schlafrock in ein öffentliches Haus, wo ich eine zahlreiche Gesellschaft antraf, die ich zum Theil kannte.

Einige verwiesen mir meine Unanständigkeit, andere lachten; für die ersten hatte ich Entschuldigungen genug, die andern wieß ich durch Lachen und Scherz ab; ich war nicht lange da gewesen, als mein Vater (er war damals über hundert Meilen von mir entfernt) in Reisekleidern in die Stube trat.

Er sagte mir einige Ursachen, die ihn bewogen hätten, mit meiner Mutter, meinen Geschwistern, einigen Personen aus meinem Vaterlande und einigen aus Berlin (diese letztern hatten mir vorher viele Freundschaft erwiesen) nach Neisse zu kommen. Nun wurde der rechtschafne Vater meine unanständige Kleidung gewahr, wendete sich, ohne ein Wort weiter zu reden, von mir und ging in seine Wohnung.

Dies machte einen solchen Eindruck auf mich, daß ich mich nach Hause begab, mit der festen Entschließung, nach meiner Wiederherstellung den Abschied zu nehmen, um dadurch der Schande zu entweichen.

Die arme Frau ließ ich nun, unter den heftigsten Verwünschungen, meinen Zorn empfinden. (Ich habe vielfältig bemerkt, daß Leute, die im gesunden Zustande frey von der Thorheit des Fluchens sind, einen Hang dazu bekommen, wenn ihr Verstand verrückt wird. Andre, denen diese besondre Art zu sprechen von Kindheit an zur Gewohnheit geworden war, haben in solchen Umständen mich und die verwunderten Umstehenden durch erbauliche Gebete gerührt.)

Mein Eifer würde der Frau das Leben gekostet haben, wenn man nicht die nöthigen Anstalten getroffen hätte. Ich wüthete; aber die Vorstellung von Schande erstickte, so daß ich's selbst gewahr wurde, alles Religionsgefühl.

Schwer

Schwer wurde es meinen Freunden, mich so weit zu besänftigen, daß ich, in Ermangelung einer andern, die Gegenwart der Frau, doch nur in einer gewissen Entfernung duldete.

Mein Vater, der nun einmal böse war, besuchte mich nicht, verkaufte mir aber durch einen dritten um einen billigen Preis seine Pferde.

Dieses war mir um desto empfindlicher, weil ich überzeugt war, daß ich, unter andern Umständen, gar nichts, oder doch weniger dafür hätte bezahlen dürfen.

Ich glaubte — wieder besser, und meinen Geschäften vorzustehn, im Stande zu seyn, konnte aber, zu meinem Verdruß, den Abschied nicht erhalten, weil die Menge der Kranken sehr groß und an Aerzten ein Mangel war.

Man sendete mich zum Lazareth nach Brieg, dahin ich auf einen Wagen allein abfuhr, indem ich die Funktion des Kutschers selbst übernahm.

Unterwegs fiel mir der Gedanke ein, die Gegend zu besehen. Ohne meine Pferde im mindesten zu schonen, fuhr ich Bergauf Bergnieder, bis ich endlich müde und matt auf einer grossen Eisstrecke, nahe an der Meerenge von Novazembla, mich befand.

In dieser kalten Gegend erwachte das Gewissen. Mit Verdruß übersah ich die grosse Strecke Landes bis Neisse hin. Eine Menge Städte und Dörfer lagen da ganz klein, doch deutlich, wie an

dem Abhange eines grossen Gebirges. Vor mir, wo es am dunkelsten war, bis Neisse wurde es immer heller, so daß es hier nur dämmerte, oder höchstens so helle war, wie an einem trüben Wintertage.

Sehr lebhaft erinnere ich mich noch, wie ich, im Aerger über die Vernachlässigung meiner Pflichten, bei einem kümmerlichen, erstarrten Bäumchen schnell umkehrte und schneller als fliegend davon fuhr. Ohne etwas versäumt zu haben, kam ich in Neisse an. Warum nicht in Brieg? Hier schweigt die Geschichte.

Halb todt trat ich in meine Stube und kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich schon fühlte, daß ich mich nicht recht besinnen konnte; ich zweifelte, ob ich in meiner ehemaligen Wohnung sei. Da man mich zu überzeugen suchte, half ich mir selbst, indem ich mich der Gesichter einiger Heiligen, die an der Wand hingen, wieder zu erinnern bemühet war.

Auf diese Art gelang es mir wirklich, daß ich wieder wuste, wo ich war. Jezt machte ich mir die bittersten Vorwürfe, durch eine so unbesonnene Reise mir eine Krankheit zugezogen und mich dadurch aufs neue zum Dienst des Lazareths untüchtig gemacht zu haben.

Hier war es, wo ich von Verbindlichkeiten, Pflichten, Gewissen, Verantwortung u. d. gl. bis zur gänzlichen Ermattung, wie meine Freunde nach-

her

her versicherten, ziemlich zusammenhängend dekla- mirt habe.

Zwei Wagenpferde, die ich nun nicht brau- chen konnte, ließ ich mit einigen Vortheil an den General von Rothkirch (den ich nur gesehn hatte) verkaufen; ein Reitpferd behielt ich, um nach mei- nem Aufkommen vom Reiten Nutzen zu haben.

Die in meiner Einbildung gegenwärtigen Freunde besuchten mich; da konnte es denn nicht fehlen, daß mein Komplimentiren meine Wärter nicht zum lachen bewegt hätte.

Daß mein Vater gar nicht kam, that mir sehr weh, und vielleicht erinnert sich der Doktor Knape noch, wie oft ich ihm mit meinen Klagen hierüber beschwerlich gewesen bin.

Vierzehn Tage lag ich in dieser Raserey. Ein einzigesmal hatte ich wenige Augenblicke, in denen ich, ohne einen Zusatz von falschen Ideen, an Gott und meinen Zustand dachte.

Die Krankheit ließ nach, ich hatte mein völ- liges Bewußtseyn wieder, war schon von Zeit zu Zeit aufgestanden, als mich an einem Morgen mein Wirth besuchte.

Unser Gespräch hatte schon lange gedauert, da ich fragte: Haben Sie nicht gehört, wie sich mein Vater befindet? — Der Mann erschrack heftig und schien schon auf Sicherheit bedacht zu seyn, als ich ihn lachend beim Ermel faßte: „bleiben Sie doch, warum befremdet Sie diese Frage?“

O! gab er zur Antwort, Sie wissen nicht, was Sie reden. Ich versicherte ihn hoch und theuer, mein Vater werde den Nachmittag Kaffee bei mir trinken.

Während dieses Streits trat der Doktor Knape herein, erkundigte sich nach der Ursache desselben, nahm eine ernsthafte Miene an und sagte: Freund, hören Sie endlich einmal auf, so etwas vernunftwidriges zu verlangen.

Soll Ihr Vater sein Unglück vergrössern, indem er sich bei Ihnen eine Krankheit holt und dieselbe vielleicht auch seiner Familie zubringt? Dies hatte die gute Wirkung, daß ich ruhiger wurde. Nach und nach gewann die wahre Vorstellung wieder die Oberhand, in dem Grade, wie ich anfing zu merken, daß ein gewisser Ueberdruß in die Stelle des Mitleids trat, wenn ich jemanden mit meinen Fragen belästigte.

Mein Gedächtniß war, die lebhafte Erinnerung der erzählten Umstände abgerechnet, äusserst geschwächt, ich muste sogar, um einen zitternd geschriebenen Brief zu endigen, mich bei meinem Wirth nach der Jahrzahl erkundigen lassen. Leben und Tod waren mir gleichgültig, diesen hätte ich vielleicht vorgezogen.

Von Gott waren mir nur die allgemeinsten Begriffe übrig. Ein besseres Leben nach dem Tode hielt ich wohl für möglich; aber die Vorzüge desselben

selben vor einer gänzlichen Vernichtung waren mir nicht einleuchtend.

Kurz, meine Sinneswerkzeuge fingen zwar wieder an, ihrer Bestimmung und dem Willen der Seele zu gehorchen; allein meine Schlüsse waren viel schwächer und langsamer, als die, welche während der Krankheit durch gesetzwiedrige Bewegung der Lebensgeister waren verursacht worden.

Ich kam mir vor, wie ein Mann, der unter der Menge seiner durch den Zufall untereinandergeworfenen Schriften an einem bestimmten Orte etwas zu finden glaubt und sich betrogen sieht.

Die Vernunft wählet und verbindet die Ideen, sie mögen ihr durch die Sinne, oder aus der Phantasie dargeboten werden. Das Bewußtseyn des verschiedenen Ursprungs, mit einem mehr oder weniger kräftigen Bestreben, selbst mangelhafte Ideen zu berichtigen, scheint der Ursprung oder der Anfang der Vernunft zu seyn.

Nicht leicht wird man einen verwirrten Menschen sehen, ohne diesen Keim von Vernunft, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, und wenn er zu Boden gedruckt wird, so liegt die Schuld im Körper.

Galen erzählt: er selbst habe einst im hitzigen Fieber allerlei aus seinem Bette und Kleidern hervorragende schwarze Splittern und Fasern zu sehen geglaubt, und da er sie wegzunehmen sei bemüht gewesen, hätten zwei gegenwärtige Freunde davon

 gere-

geredet. Er habe ihr Gespräch verstanden und deswegen gesagt: „Kommt mir zu Hülfe, weil ihr so etwas gewahr werdet, damit meine Verwirrung nicht in Raserei übergehe.“

Ich kannte einen hypochondrischen Mann, der wichtigen Geschäften vorstand und in denselben — noch brauchbar war. Er bildete sich ein, daß die Bänder und Muskeln, die seinen Kopf fest hielten, so sehr geschwächt wären, daß zum Hinunterfallen Unachtsamkeit und ein unsanfter Tritt hinreichende Ursachen seyn würden.

Vernünftigerweise und ungezwungen unterstützte er deswegen mit einer Hand den wackelnden Kopf am Kinn.

Zuweilen that er, vom Ungrunde dieser Furcht überzeugt, auf eine kurze Zeit die Hand weg, wenn er merkte, daß die Gesellschaft darauf aufmerksam war; bald aber, wenn er die ängstlichen Zweifel nicht mehr zu bestreiten vermochte, fühlte er schnell, ob noch nichts verschoben sei.

Ich hatte einst eine Nacht am Bette einer Kranken mir sehr werthen Person gesessen; da die Heftigkeit des Fiebers gegen Morgen nachließ und die Kranke ruhig schlief, begab ich mich nach Hause, legte mich ohne Zeitverlust nieder und schlief bald so fest, wie einer, dem ein grosser Theil Sorgen abgenommen ist.

Etwa nach ein paar Stunden erwachte ich, und erblickte, indem ich die Augen aufthat, das

Bette

Bette des schlafenden Kranken, es machte mit dem meinigen zu den Füssen einen rechten Winkel. Ich fragte mich, ob ich träumte, verwarf das aber sogleich, weil ich ohne alle Vorstellungen geschlafen hatte.

Ich sahe bei der Morgendämmerung alle Gegenstände in meinem Zimmer. Den Anzug des Kranken und das weisse Bette unterschied ich ganz genau, sogar die dunkele Farbe der Vorhänge schien mir einen durch das noch schwache Licht bestimmten Grad der Kenntlichkeit zu haben.

Geistererscheinungen könnten doch möglich seyn, gegen deine Ueberzeugungen — ich will nicht leugnen, daß mich hier einige Furcht anwandelte. — Aber möglich könnte es doch auch seyn, daß das Bild durch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Augennerven hervorgebracht würde? ich hatte mich aufgerichtet, das Fenster und einige andere Gegenstände angesehen; ich hatte die Augen gerieben und wenn ich sie schloß, sahe ich nichts.

Vielleicht werden die Augennerven durch das Licht gerade in die Umstände gesetzt? — die Furcht verlor sich, das Bild wurde blasser, durchsichtig, einige Dinge, die hinter ihm standen, schimmerten durch. Endlich verging es und zwar stückweise — nachdem es einige Minuten ohngefähr gedauert hatte. D. Dunker.

II. Ge-

II.

Geschichte einer merkwürdigen Krankheit, in Rücksicht auf den damaligen Seelenzustand des Kranken.

Aus einem Briefe.

Tübingen den 31sten May 1784.

Die folgende Geschichte einer, mir wenigstens, merkwürdig und für die Seelenlehre interessant scheinenden Krankheit, habe ich gröstentheils selbst mit beobachtet. Die Umstände sind alle genau so beschrieben, wie sie wirklich erfolgten, und buchstäblich wahr, so, daß ich im erfoderlichen Falle sie nicht nur mit Zeugnissen der übrigen dabei gegenwärtigen Personen belegen, sondern auch die Namen des Kranken und aller übrigen bei der Geschichte verwickelten Personen Ihnen vorlegen könnte.

Der Kranke war ein junger, feuriger, lebhafter Mensch von siebzehn Jahren; ein Mensch von der festesten Leibeskonstitution, die, so wie er an Alter wuchs, immer unantastbarer zu werden schien.

Von seiner ersten Jugend an genoß er einer beinahe ganz ununterbrochenen Gesundheit, die auch von keiner Krankheit leicht überwältigt werden zu können schien.

Dabei

Dabei hatte er einen immer freien, offenen Geist, ein zum Verwundern lebhaftes und hitziges Temperament, das wohl zu seiner nachherigen Krankheit, wenigstens zur Verstärkung derselbigen, viel beigetragen haben mag.

Es war gegen den Anfang des vorigen Sommers 1783, als er plötzlich über dem Mittagessen von einer Art von Brustkrampf überfallen wurde, wozu sich nachher ein Fieber schlug, das vier Wochen lang währte; und, da man nun einige Besserung zu verspüren glaubte, so brachen plötzlich in der Nacht die entsetzlichsten Konvulsionen aus, die vierundzwanzig Stunden lang ohne Aufhören mit einer beinahe unbegreiflichen Heftigkeit tobten.

Und hier fängt nun die Krankheit auch in Rücksicht auf den Seelenzustand des Kranken an merkwürdig zu werden.

Nachdem nemlich die Konvulsionen aufgehört hatten, fiel er in eine Hitze, in der er wieder mit entsetzlicher Heftigkeit phantasirte. Weil sich die Aerzte noch zu der Zeit, als er bloß ein Fieber ohne Konvulsionen hatte, verlauten ließen, es könnte, wenn das Fieber noch lange so hartnäckig anhalten würde, endlich eine Auszehrung daraus entstehen, und überdieß sein ganzes Nervensystem, ohnerachtet seiner Festigkeit, doch ausserordentlich reizbar war: so war der Gedanke des Todes ganz herrschend bei ihm geworden.

Die-

Dieser und seine Geschäfte, — er arbeitete auf einem Handlungscomtoir — waren nun der Gegenstand seiner Phantasien.

Es war in der That kaum zu begreifen, mit welcher Ordnung dabei Gedanken auf Gedanken folgten, mit welcher Ordnung er sogar seine Worte zu setzen wußte.

Er betete, nahm von seinen Freunden Abschied, ohne daß man in dem allem irgend einen Mangel an Zusammenhang, oder irgend ein unschickliches Wort, irgend einen Absprung von einem Gedanken auf einen andern fremden, nicht hieher gehörigen, bemerken konnte. Diese Phantasie währte jedesmal so lang, bis er durch einen Anfall von Brustkrampf davon aufgeweckt wurde.

So stellte sich der Paroxismus immer des Tags drei- bis sechsmal ein, und was am meisten dabei zu verwundern war, so war der Kranke, nachdem der ganze Paroxismus, Konvulsionen, Phantasie, und Brustkrampf vorbei waren, so ausserordentlich heiter, und wirklich widernatürlich lustig, daß, wer ihn in diesem Zustande sah, ihn für den gesundesten Menschen müßte gehalten haben, wenn er von seiner Krankheit nichts gewußt hätte.

Die Aerzte aber sagten immer, daß, wenn er auch seine heitersten, vergnügtesten Stunden hätte, wenn er auch allem äusserlichen Ansehen nach so vernünftig als möglich redete, so sei es doch immer nicht natürlich, seine Seele befinde sich dessen ungeach-

geachtet doch nicht im völligen Genuß des Bewußtseyns.

Kam denn der Paroxismus wieder, der jedesmal so heftig war, daß fünf starke Männer mit aller Anstrengung ihrer Kräfte ihn doch kaum zu halten vermochten, so zeigten sich auch da wieder sonderbare Phänomene.

Er wurde jedesmal über seine Wärter in einen solchen Zorn gebracht, daß er, so wie der Paroxismus aufhörte, öfters einem, den er erwischen konnte, mit der größten Heftigkeit eine Ohrfeige versetzte, und sie mit einem zornig ausgestossenen: **Zurück!** von sich entfernte.

Im Anfang der Krankheit, da die Paroxismen noch weit heftiger waren, und sich auch noch viel öfter einstellten, konnte er sogar auch in den Zwischenzeiten viele Dinge gar nicht vor sich sehen.

Alles, was nur einen Strich von schwarzer Farbe trug, mußte aus dem Zimmer entfernt, alle Spiegel mußten mit einem Tuche zugedeckt werden, keine Person, die er nicht schon vorher etlichemal hintereinander gesehen hatte, durfte sich ihm nähern; Leute, die er vor seiner Krankheit ganz genau gekannt hatte, z. E. seine Eltern und Geschwister kannte er anfangs auch in den ruhigen Zwischenzeiten nimmer, ja, was am meisten zu verwundern war, so konnte er unter allen übrigen Sachen nur Uhrenbänder und Uhrenketten gar nicht vor sich sehen.

Kam

Kam ihm eines von diesen Dingen zu nahe, so stellte sich plötzlich der ganze Paroxismus ein, und zwar weit heftiger, als wenn er ungereitzt erschien.

Auch bei lebhaften Gemälden, sie mochten seyn von welcher Art sie wollten, bekam er den Paroxismus, wenn er sie scharf anblickte.

Selbst, da die Krankheit in etwas nachließ, mußte man doch immer noch grosse Präparationen machen, ehe er eine Person, die nicht sonst beständig um ihn war, vor sich ließ.

So mußte ich, den er doch vorher genau kannte, und mit dem er immer in enger Verbindung stand, als ich ihn in der Mitte der Krankheit einst besuchte, doch noch zwei volle Stunden warten, ehe er mich vor sich ließ, ohnerachtet man es ihm vier Stunden vorher gesagt hatte, daß ich kommen würde; und auch da überfiel ihn bei meinem Anblick ein konvulsivischer Schrecken, bei dem es aber doch sein Bewenden hatte.

Da sein Blut nach dem Zeugniß der Aerzte in der heftigsten widernatürlichsten Wallung war, so wollte man auf ihr Anrathen es versuchen, ob man ihm nicht durch Aderlassen einige Linderung verschaffen könnte; nun war aber die Frage, wie man es ihm beibringen sollte.

Man versuchte es in einer seiner heitersten Stunden, ihn dazu zu bereden, allein er bezeigte dawider einen so entsetzlichen Abscheu, alle seine Gesichtszüge, seine Minen wurden so wild, daß, wenn

man

man nicht plötzlich davon abgelassen hätte, er den heftigsten Anfall von seinem Paroxismus würde bekommen haben.

Als man ihn aber in einer andern Stunde endlich dazu überredete, und er die Kur mit sich vornehmen ließ, so behagte es ihm so vortreflich, daß er sich nun alle Stunden eine Ader wollte öfnen lassen.

Das Blut, das herausfloß, oder vielmehr mit Gewalt sich herausdrängte, war beinahe schwarz, schäumte ausserordentlich, und war überhaupt so beschaffen, daß man leicht begreifen konnte, wie es diese sonderbare Veränderung im ganzen Menschen habe hervorbringen, und alle diese schreckliche Phänomene verursachen können.

Wenn der Patient den Tag über mit diesen tobenden Anfällen geplagt gewesen war, dann hatte er zwar des Nachts Ruhe, allein nicht selten hatte er dann doch mit vielen Träumen zu schaffen, deren Gegenstände meistens schwarze und fürchterliche Bilder waren.

Ich fragte ihn einst, wie es ihm denn wäre, wenn er fühlte, daß der Paroxismus sich nähern wollte? worauf er mir antwortete, daß es ihm immer vom Magen an ganz heiß zu werden anfinge, worauf sich die Hitze endlich auch des Kopfes bemächtigte, und er so nach und nach ganz betäubt würde, so, daß ihm anfangs alles ganz dunkel vor den Augen würde, bis er das Bewußtseyn vollends ver-

verlöre. Und dieß war auch, wie ich es selbst mit ansah, der Zeitpunkt, wo die Konvulsionen ausbrachen, und immer wenigstens acht Minuten, öfters aber auch eine halbe Stunde lang tobten.

So währte die Krankheit ungefähr acht bis zehn Wochen, ohne daß man einen merklichen Nachlaß in der Heftigkeit der Anfälle verspürte, bis endlich der Kranke nach einem der heftigsten Paroxismen selbst sagte, nun werde es aufhören, und er werde von nun an keinen Anfall mehr auszustehen haben.

Und so ging es auch wirklich. Von dieser Zeit an hörten die Konvulsionen auf, die Hitze des Bluts äusserte sich nicht mehr in so heftigen Ausbrüchen, und der Kranke hatte zur allgemeinen Verwunderung weder von seinen Kräften, noch von der Stärke seiner Leibeskonstitution, noch von der Lebhaftigkeit seines Temperaments im geringsten etwas verloren.

Man verordnete ihm nun eine Badekur, die ihn vollends ganz vor allen künftigen Anfällen sichern sollte. Allein nach Verlauf von drei Wochen, zu einer Zeit, wo man ihn am sichersten glaubte, stellten sich doch die Paroxismen, wiewohl mit weit geringerer Heftigkeit, wieder ein.

Anfänglich waren es bloße Ohnmachten, die auch nicht lange dauerten, als er aber einst durch einen

einen Zufall plötzlich erschreckt wurde, zeigten sich auch wieder Konvulsionen, doch nur in sehr geringem Grade.

So währte es wieder ungefähr vierzehn Tage, bis er endlich durch eine starke Disenterie völlig von seinem Uebel befreit wurde. — Nun war nach der Versicherung der Aerzte nicht so leicht wieder ein Rückfall zu besorgen. — Und von dieser Zeit an genießt nun der ehmalige Patient wieder der blühendsten Gesundheit, seine Leibes- und Seelenkräfte sind wieder in der vollkommensten Ordnung, nur scheint die Lebhaftigkeit seines Temperaments in etwas gewachsen, und überhaupt heftiger geworden zu seyn.

Was aber bei seinem gegenwärtigen Zustand am meisten zu verwundern ist, ist das, daß er von seiner ganzen Krankheit, selbst von den Vorfällen in denen Stunden, wo er von den Anfällen frei war, keine Erinnerung mehr hat.

Er weiß, nach seinem eigenen Geständnisse, sogar das nicht mehr, daß ihn Personen, an die er am meisten attachirt war, und an deren Gegenwart er in seiner Krankheit so viel Vergnügen hatte, besuchten. —

Was die Kur der Krankheit betrift, so arbeiteten die Aerzte immer auch darauf, dem Kranken seine ohnehin heitern Zwischenstunden soviel als möglich zu erhalten, ihn vor allen Vorfällen, die ihn

 hätten

hätten niederschlagen können, zu verwahren, und ihm keine Gelegenheit zu geben, wodurch seine Seele in einen düstern, melancholischen Zustand hätte versetzt werden können.

Denn dieß, sagten sie, hätte immer der Krankheit mehr Stoff gegeben, und sie also niemals gehoben. Und dieß ist auch noch gegenwärtig ein Hauptpunkt, den er in Ansehung seiner Diät zu beobachten hat, sich vor Verdruß, Betrübniß, Schrecken u. d. gl. so viel als möglich zu hüten.

Dieß ist die Geschichte einer nach dem Zeugniß nicht nur der erfahrensten Aerzte, sondern auch aller übrigen, die dabei Zuschauer waren, höchst merkwürdigen und ausserordentlichen Krankheit. Nun sei es mir erlaubt, auch noch einige Gedanken über eben dieselbe hinzuzufügen.

Daß Veränderungen im Blut und im Nervensystem auch Veränderungen in der Seele hervorbringen, ist ein in der Seelenlehre allgemein angenommener und durch die Erfahrung bestätigter Satz. Wenn wir nun aber die speziellen Vorfälle dieser beschriebenen Krankheit betrachten, so finden wir dabei auch einige für die Experimentalseelenlehre nicht ganz unwichtige Phänomene.

Schon das ist eine nicht unbedeutende Frage: In was für einem Zustand befindet sich in diesem Fall die Seele des Kranken? und es gehört, glaube ich, nicht wenig dazu, sie ganz und auf eine befriedigende Weise zu beantworten.

Ich

Ich nehme mir auch nicht heraus, dieses zu thun, denn, wenn wir auch das abrechnen, daß die Seele während einer solchen Krankheit unendlich viele Veränderungen in der Aeusserung ihrer Kräfte auszustehen hat, wenn wir sie auch in dem einzigen Moment betrachten, wo sie ganz der Gewalt des Körpers unterliegen muß, so bleibt doch immer noch die Frage übrig: wie geht es zu, daß der Körper eine solche Gewalt über die Seele, dieses einfache Wesen erhält? und wie läßt sichs erklären, daß die Seele in solchen Augenblicken gar nicht thätig zu seyn scheint? eine Frage, deren Beantwortung auf dem uns immer noch unerklärlichen Band der Seele und des Leibes beruht.

Eben so wichtig, aber auch eben so räthselhaft, eben so schwer zu beantworten ist die andere Frage: wie ist es zu begreifen, daß die Seele in eben dem Augenblick, wo sie ganz der Gewalt des Körpers unterliegt, wo sie all ihr Bewußtseyn verloren zu haben scheint, doch noch mitten in der größten Unordnung ihrer Kräfte Ideen so geschickt miteinander verbindet, Gedanken in einer so natürlichen Ordnung auf Gedanken folgen läßt, daß sie sich nie untereinander verwirren, wie es der Fall bei der obigen Krankheit war? eine Frage, deren Beantwortung wieder in unauflösliches Dunkel gehüllt ist.

Nimmt man ferner den in den Zwischenstunden so heitern Gemüthszustand des Patienten, und bedenkt dabei das, daß er aller seiner so vernünftig

scheinenden Reden und Handlungen ungeachtet, sich doch nicht in der vollen Ausübung seines Bewußtseyns befand, welches hauptsächlich durch den nachherigen gänzlichen Mangel an Rückerinnerung an die Vorfälle der Krankheit bestätigt wird, so stößt man da wieder auf undurchdringliche Geheimnisse.

Daß den Kranken Spiegel und lebhafte Gemälde zuwider waren, läßt sich meines Erachtens so erklären; Seine Nerven waren durch die Krankheit selbst schon auf einen sehr hohen Grad gespannt, und also auch äusserst reizbar, mithin mußten Spiegel und dergleichen Gegenstände einen sehr lebhaften Eindruck auf sie machen, und sie vollends bis auf den höchstmöglichen Grad spannen.

Schwarze Farbe konnte ihrer Natur nach gar keinen Eindruck auf die Nerven des Patienten machen, dieß mußte ihm aber eben so widrig seyn als jenes, weil ein gänzlicher Mangel an Eindruck die so überspannte Nerven eben so sehr beleidigen mußte.

Daß er endlich Uhrenbänder und Uhrenketten gar nicht vor sich sehen konnte, dieß beruht auf einem Nebenumstand. Er hatte sich nemlich vor seiner Krankheit sehr viel mit dergleichen Tändeleien abgegeben, mithin konnte die Seele die Eindrücke davon leicht behalten haben. Wunderbar ists aber immer, daß nun der Eindruck von diesen Dingen

gera-

gerade das Gegentheil bei dem Kranken bewirkte, und daß sie ihm, da er vorher eine Freude daran hatte, nun eben so sehr zuwider waren.

J. D. Mauchart,
der Weltweisheit Magister im theologischen Stift.

III.

Zwei Selbsterfahrungen und eine Krankheitsbeobachtung von Herrn K. in T.

T. den 8ten März 1784.

Auch ich wünsche nicht, wenigstens nicht für alle Fälle, daß die Seele ein Vermögen habe, künftige Dinge vorher zu sehen, oder auch nur zu ahnden. Wenn man doch aber solche Vorgänge an und mit sich selbst erfähret, die ohne dieses Vermögen, oder ohne Annahme einer andren, vielleicht noch kühneren, Hypothese, unerklärbar sind; was dann? Wenigstens mit dem bescheidenen Weisen sagen: Non liquet! — Hier sind ein Paar von mir belebte Fälle, für deren Wahrheit ich stehe. *)

*) Aus einer Stelle dieses Aufsatzes erhellet, daß Herr K. damals, als er dieß erlebte, an Ahndungen glaubte; hieraus ließen sich beide Ereugnisse wohl am besten erklären. M.

Ich studierte in Königsberg, und hatte die Aufsicht über einen reichen Jüngling aus D . . ., der eine der dortigen Schulen besuchte. Diese Aufsicht brachte mir außer einer freien Wohnung verschiedne Vortheile, ohne welche ich bei den geringen Unterstützungen, die mir mein Vater angedeihen ließ, nicht hätte bestehen und meine Studien fortsetzen können.

Ich mußte eine Reise thun, und während meiner Abwesenheit machte man die Kabale und führte sie auch aus, jenen für mein Bestehen so unentbehrlichen Jüngling anderswo unterzubringen.

Ich behielt aber noch den Vortheil der freien Wohnung auf einige Zeit. Diese ging zu Ende, und einen Tag, da ich meine mässige Mittagsmahlzeit genoß, machte mich der Gedanke bekümmerter und ängstlicher, als je vorhin: wie wirds nun mit dir werden?

Ich überrechnete alle meine Bedürfnisse, und forschte nach Mitteln und Wegen, ihnen allen, oder doch nur den wichtigsten darunter, abzuhelfen. Aber da war kein Mittel zu finden, kein Weg zu sehen.

Die Bekümmerniß und Angst der Seele ward so groß, daß ich mit thränendem Auge gen Himmel aufsah, und das that, was Religion und Noth hieß.

Auf einmal entstand nicht nur Ruhe in meinem Innern, sondern auch eine so gewisse Ueberzeugung, es wird bald, sehr bald Rath zu dem allen werden,

wozu

wozu du keinen weißt, daß ich aufsprang, Huth und Stock nahm, um in ein Kollegium zu gehen, das in einer Viertelstunde angehn sollte, und hüpfend und singend aus meinem Stübchen eilte.

Vor diesem Stübchen lag ein andres, an dessen verschlossene Thüre hart angeklopft wurde, ehe ich sie erreicht hatte. Ich öfne sie, und sehe einen Postbothen vor mir stehen, der mir einen Brief mit 10 Rthlr. — für mich, an dem Orte, zu der Zeit (es war 1754) ein wahres Kapital! — übergab, und darüber quittirt seyn wollte.

Es war ein Brief von meiner Stiefgroßmutter, die mir wohl manches kleine, aber niemals ein so grosses, Geschenk in Gelde, immer nur persönlich, nie mit der Post, gemacht hatte, von mir sonst nie, am wenigsten jetzt um Eines gebeten war, und ihrer, mir bekannten Umstände wegen, um ein so wichtiges weder jemals gebeten worden wäre, noch gebeten werden konnte; die aber an dem Orte zum Behuf des Handels, den sie in ihrer kleinen Stadt trieb, mancherlei zu bezahlen oder einzukaufen hatte.

Der natürlichste Gedanke wäre mithin für mich unter diesen Umständen der gewesen: du wirst diese Summe für sie in einer oder der andren Weise anzuwenden haben, und ein ganz kleiner Theil davon wird für deine Bemühung seyn.

Aber dieses gerade dachte ich nicht, konnte ich nicht denken, sondern das, was das unwahrschein-

lichste war: siehe da Rath und Hülfe für deine Noth, und so bald! und Thränen der Freude entstürzten dem Auge.

Nu, sagte der Postbothe mit der befremdensten Miene, das hab ich doch nicht gesehn, daß ein Student weinte, wenn ich ihm einen Wechsel brachte; dieser muß wohl zu klein seyn. — Freund, antwortete ich, hier ist die Quittung und ein Trinkgeld über das Gesetzte — und nun schnell herum in mein inneres Stübchen zurück, den Brief aufgerissen und gelesen.

Weil mir, fing er an, der liebe Gott einen unerwarteten Gewinn zugeworfen hat; so schick ich Dir, mein lieber S., etwas davon zu Deinem Bedarf; nimm damit vorlieb, ich geb es aus gutem Herzen. — —

Der andre Fall ist folgender. Meine akademischen Umstände hatten sich nicht lange darauf zum Theil durch Veranlassung, obwohl nicht mit gutem Willen, eben derer, die sie vorhin verschlimmert hatten, ungemein verbessert.

Ich bekam im Hause eines französischen Predigers zween Pensionärs zu unterrichten, deren Väter Kaufleute von der Kolonie waren, und kam dadurch in manche andre Verbindungen, die für mich so vortheilhaft wurden, daß ich keinen Wunsch mehr hatte, als den, in dieser Lage zu bleiben, die, ohne mich zu hindern, den akademischen Studien obzuliegen,

legen, mir Wohlstand, Vergnügen und völlige Zufriedenheit gewährte.

Der französische Prediger ward mir Vater durch Zärtlichkeit, Wohlthun und Fürsorge, und war es so ganz, daß er mich nicht nur kein Bedürfniß wollte haben lassen, sondern auch nicht einmal die Miene eines Menschen, der Eines haben könnte, dem etwas abginge.

Sein Kollege im Amte starb, und hinterließ eine trübsinnige Schwester, und eine wohlversorgte Wittwe, die er durch seinen lezten Willen verpflichtet hatte, jene bis zu ihrem Absterben bei sich zu behalten. Beide blieben das Gnadenjahr über in der Amtswohnung, und zogen hernach zu meinem Wohlthäter, bei dem ich nun mit ihnen bekannt werden konnte.

Weil die Predigerwittwe aus Berlin war, wollte sie mit ihrer Schwägerin dahin zurückkehren. Aber mit in Rücksicht auf diese suchte sie eine Mannsperson zum Begleiter. Schon war so eine gefunden, alles zur Reise veranstaltet, der Tag der Abfahrt angesezt.

Auf einmal zieht mich mein Wohlthäter auf die Seite, und trägt mir die Geleitschaft unter Bedingungen an, die nicht annehmlicher seyn konnten. Freie Reise, hieß es, hin und zurück; Vorschub, alles Sehenswürdige in und um Berlin herum zu sehen; Dank und besondre Vergeltung von der Kolonie; und alle Verbindungen mit allen ihren Vortheilen

theilen bleiben die nämlichen, und möchten wohl noch vortheilhafter werden; da reise nun ein andrer nicht nach Berlin!

Aber ich wollte doch nicht Berlin blos in seinen herrlichen Gebäuden, ich wollte es auch in seinen vorzüglichen, mich interessirenden Männern sehen, lief also zu meinen Professoren, die mir an sie Briefe geben konnten, und bat um welche.

Dokter S.., das wußte ich, hatte dort die wichtigsten Bekanntschaften. Hin also zu ihm! Aber je näher seiner Wohnung, desto langsamer wird der Schritt, je ängstlicher und beklommner wirds ums Herz. Ich stehe still, denke nach, arbeite mich zu beruhigen, setze von neuem an; es wird ärger.

Ich werde unwillig, wills durchaus durchsetzen; bin schon auf der Treppe vorm Hause; die Kniee wanken, die Hand, ich hatte sie nach dem Anklopfen der Hausthüre ausgestreckt, sie wird wie gelähmt. Himmel und Erde liegen auf mir. Ich muß alles Widerstrebens ohnerachtet zurück; nicht ohne Verdruß über mich selbst.

Je weiter vom Hause weg, je leichter wirds ums Herz. Kannst du doch, dachte ich, einen andern Tag hingehn, da du bis zur Abreise einige noch vor dir hast. Aber es ging den andren Tag nicht besser. Ich wohnte damals mit T.., einem meiner besten Freunde, zusammen. Dem erzähle ich den Vorgang, werde aber, da ich ihn für eine

war-

warnende Ahndung ausgebe, die es wohl verdiene, beobachtet zu werden, weidlich ausgelacht. Das bitterte.

So willst du nun doch, beschloß ich, koste es was es wolle, zu dem Dokter S.. gehen, und deinen Vorsatz durchsetzen. Es geschieht. Wie? fragt mich der Mann, Sie nach Berlin? da ists ja recht, als ob Gott Sie mir schickte. Ich soll einen Hofmeister dahin schicken, habe dazu keinen, wie er seyn soll, aufgefunden, habe mich auf Sie nicht besinnen können, und nun laufen Sie mir in die Hand. Sie werden schon dort bleiben müssen.

Ich, Herr Dokter, versetzte ich? in Ewigkeit nicht. Denken Sie sich nur meine hier so überaus vortheilhafte Lage. — Ei, war die Antwort, haben Sie den Artikel von der Fürsehung nicht besser bei mir gelernet? Wissen Sie nicht, daß Sie gehen müssen, wohin Gott Sie schickt? — Das hieß nun wohl eigentlich; wohin ich Sie schicke, und es war gefährlich, von ihm sich nicht schicken zu lassen, der es damals ganz in seiner Gewalt hatte, einem armen Studenten der Theologie das fidele Consilium *) entweder zu geben, oder zu versagen, welches eben so viel war, als, ihn in ein Amt zu lassen, oder nicht zu lassen.

Das

*) Zeugniß der theologischen Fakultät, von dessen Beschaffenheit die Abweisung oder Annahme beim Konsistorium abhing.

Das Uebrige gehöret nicht zu der Absicht, zu welcher dieses erzählet wird. Genung, ich hatte nun die Aufklärung über die Ursachen meiner angstvollen Abneigung, zu dem Dokter S.. zu gehen. Und wie fest ich auch entschlossen war, auf welche Kosten es wolle, das nicht zu thun, was er wollte: so bestimmten mich doch verschiedne hier und in Berlin hinzugekommenen Umstände in Berlin zu bleiben, und Jahre, Gesundheit und Kräfte daran zu geben, um meine Lage da, der in Königsberg gehabten ähnlich zu machen. —

Ein 78jähriger Bauer und Gerichtsmann zu Neudorf bei Brieg, Samuel Klose, hatte den 5ten Februar noch gedroschen, schlief die Nacht darauf gut, stand den 6ten munter auf, ging auf seinen Hof, und indem er in die Stube zurückgekommen war, ward er plötzlich so sehr krank, daß er gleich zu sterben fürchtete.

Der Gebrauch des Arztes rettete ihn vielleicht vom Tode. Den 2ten März ward er vom Schlage gerührt, und vermogte kein Wort zu reden, noch zu vernehmen, sondern lag ohne Bewußtseyn und Empfindung da.

Beides aber stellte sich bald nach vorgenommenem Aderlaß wieder ein, und den 3ten des Morgens auch die Sprache, nur mit dem sonderbaren Umstande. Er konnte drei ziemlich lange Morgenlieder und die gewohnten Gebethe ganz vernehmlich hinter-

hintereinander herbeten, allenfalls: in Gottesnahmen und dergleichen Formeln sagen, aber zu den Seinigen konnte er so wenig, als zu Besuchern, auch nur ein paar Worte nach einander vernehmlich und in vernünftigem Zusammenhange reden, geschweige irgend eine, ihm sonst geläufige, Vorstellung seiner Seele ganz und deutlich vortragen.

Er fühlte dieses Unvermögen, weinte oder wurde unwillig darüber, und gab seinen Unwillen durch die Worte, Christus Jesus Gottes Sohn, oder durch andre Ausdrücke zu erkennen. Heute den 7ten März ist sein Zustand noch der nämliche, wobei er seine übrigen Glieder, wie sonsten, brauchen, sich in der Stube bewegen, mit Appetit essen und gut schlafen kann.

IV.

Auszug aus einem Briefe des fürstlich K—ischen Wundarzts J. an den Herrn Pastor N.

Ich muß Ihnen sagen, daß wir einige Hofnung hatten, Ihre Tante *) wieder herzustellen, aber sie

*) Die Rede ist von einem Frauenzimmer in K., die ohngefähr 25 Jahr alt war, mittlerer Statur, sehr schön, hager. Sie aß viel, war bis in ihr 23stes Jahr

sie ist uns zuvorgekommen, und ich habe aufs neue gesehen, wie gefährlich eine Nervenkrankheit werden kann, und welch eine vorsichtige Behandlung sie verdient.

Sie sind zu sehr Philosoph, als daß ich vor Ihnen verbergen sollte, wie sie starb; ich hoffe, ich werde Ihnen dadurch einen Beitrag mehr zu Ihrer Geschichte der menschlichen Schwachheit liefern, wovon Sie eine so nützliche Sammlung besitzen.

Am Sonntage gegen 11 Uhr kam Ihrer Tante Mann aus der Kirche zurück, und fand sie in der Küche im Blute. Sie hatte sich mit einem Hackemesser die linke Hand ziemlich durchgehauen, und einige tiefe Hiebe in die Brust und Schläfe gegeben.

So hatte sie zwei Stunden gelegen, und als ich gerufen wurde, war sie schon ganz todt.

So viel ich von ihr selbst weiß, hat sie bis in ihr 23stes Jahr keine Anfälle von Krankheiten* gehabt.

Jahr ganz gesund; von einer Schwärmerin erzogen, die eine berühmte Pfuscherinn in der Arzneikunst war. Dazu wollte sie dieselbe auch vorbereiten. Allein im 23sten Jahre wurde sie verheurathet an einen Mann, der derbes und gesundes Fleisch hatte, alle Schwärmerei verlachte und sie für Quaquelei hielt. Er hielt also seine Frau für eine Närrin, die affektiren wollte, und achtete auf ihr Pimpeln, wie er es nannte, wenig.

habt. Beim Anfang ihrer Ehe bekam sie Reißen in Füßen und Schultern, und ein Spannen und Stechen auf der Brust.

Der Doktor F., ihr erster Arzt, hielt dieß für Vorboten der Schwindsucht — ließ ihr alle vier Wochen zur Ader, und brauchte lindernde Mittel für ihre Brust. Durchs Aderlaßen wurde sie immer schwächer, und man mußte nachlassen.

Professor B., ihr zweiter Arzt, fand sie schon in der größten Nervenschwäche, er ließ sie Baden und verordnete andre dienliche Mittel. Bei dem Baden fand sich ein starker Speichelfluß, und sie befand sich nach jedem Bad allemal besser als vorher.

Jedoch spürte man noch keine sonderliche Besserung. Als ich sie vor einem Vierteljahre kennen lernte, war es schon sehr weit mit ihr gekommen. Bei jeder etwas starken Bewegung bekam sie Ohnmachten. Töne, die nur mittelmäßig stark ausgesprochen wurden, verursachten Verzuckungen und fuhren bis in die Fingerspitzen, und bei einem Konzert war ihr nicht anders, als ob ihr Körper an allen Theilen auf einmal elektrisirt wurde; sie mußte laufen, so weit sie konnte.

Oft weinte sie über die geringste Kleinigkeit, oder auch über nichts — sprach oft für sich — und betete zu Gott um ihren Tod. Man konnte in ihre Stube kommen, um sie herumgehen und etwas wegnehmen, ohne von ihr bemerkt zu werden, und wenn man Geräusch machte, so gestand sie nach-

her, daß sie zwar unangenehme Empfindungen gehabt, aber ohne zu wissen, woher?

Wenn sie mich nach einiger Zeit endlich bemerkte, fuhr sie wüthend auf mich loß, und man mußte alle Vorsicht anwenden, sie zu sich selbst zu bringen. Waren diese Paroxismen vorbei, so sagte sie ganz ermattet: ach ich sterbe, ich sterbe — dann wurd sie ganz still, legte sich aufs Bett und bekam ihr gewöhnliches Fieber — dann schlief sie gewöhnlich ein. Bei ruhigen Stunden sprach sie gern von geistlichen Dingen, und hörte gern Schwärmereien von der Ewigkeit erzählen.

Oft war sie eigensinnig und schalt die Mägde, aber nach einer Viertelstunde bereuete sie es bitter, weinte über sich selbst und schilderte ihr Unglück auf das rührendste.

Endlich wurde ihr Fieber immer stärker, und ihr Zustand kam mir sehr gefährlich vor. Jedoch gab es Tage, wo sie denen, die um sie waren, stark vorkam. Am letzten Sonntag war ihr Mann in der Kirche — sie schickte die Magd weg, und wollte die Küche selbst besorgen. Das Weitere wissen Sie.

Man fand auf ihrem Arbeitstische verschiedne Zettelchen, worauf sie einigemal geschrieben hatte: Adieu, adieu; ich sterbe seelig, ich verzeih Euch allen. — Sehn Sie, liebster Freund, so ist meine schreckliche Lage! — Ich sehe hieraus, daß ihre Phantasie immer schwärmerischer geworden.

Ihr

Ihr Mann kam ihr zu gleichgültig vor; den mehresten, die sie umgaben, war sie lästig, denn sie hatten weder Geschicklichkeit noch Aufmunterung genug, sich in eine Eigensinnige zu schicken.

Ihre Erziehung mochte auch wohl vieles zu ihrem unglücklichen Zustande beigetragen haben, denn ihre alte Doktorin hatte sie von Kindheit an angesteckt, so daß sie schon im gesunden Zustande an Geistersehen, Mond- und Wörterkuren und dergleichen glaubte, und selbst mit großer Zuversicht verrichtete.

Seine Spöttereien machten sie schwermüthig, und seine kalte und gleichgültige Behandlung krank. Ich denke, das ist der Gang ihres Unglücks.

Mich dünkt doch, sie wäre zu heilen gewesen, wenn sie früh wäre besser behandelt worden; doch mußten die Arzneien das wenigste thun. Aus ihrer Verbindung herausgerissen mußte sie Umgang mit vernünftigen und aufgeklärten Leuten haben.

Aber wo ist die Welt, wo ein Arzt so etwas anordnen könnte — und so lange der Arzt und der Menschenkenner nicht zusammen kurirt, so lange bleibt die Arzneikunst die elendeste Pfuscherei.

V.

Geschichte meiner Verirrungen an Herrn Pastor W*** in H***.

Ich soll Ihnen ein Gemählde meines Lebens aufstellen; soll alle meine Verirrungen und Fehltritte Ihnen treu und aufrichtig erzählen, soll sie in ihren ersten Quellen aufsuchen, die kleinen Triebfedern, die von außen auf mich wirkten, und durch die ich das wurde, was ich bin — bemerken — werde ich auch zu diesem schweren Geschäft genug Wahrheitsliebe, genug Scharfsinn, genug Selbstüberwindung besitzen, ohne meine Erröthung — die eine unausbleibliche Folge davon seyn wird — zu scheuen? Wird mein starker Trieb nach Menschenbeifall auch dieses zulassen? Und werde ich mich nicht mit niedergeschlagnen Augen Ihnen nahen, wenn Sie nach Lesung dieses meines Geständnisses — dessen Veranlassung nur Sie wissen, und — nur Sie interessiren kann — ausrufen werden: ists möglich! Aber Sie sind auch Philosoph; Ihnen kann ich mich sicherer anvertrauen als — dem bloßen Handwerkstheologen (verzeihen Sie mir diesen etwas unschicklichen Ausdruck) der sich nie in das Heiligthum menschlicher Schwäche gewagt, noch ihre Triebfedern hat kennen lernen, und der mit kaltem Herzen den Bannstrahl des Gesetzes auf den Unglücklichen loßschleudert; — ohne etwas zu seiner Ret-

Rettung zu unternehmen. Da, wo Ihr Herz — bei dem ersten Anblick — wird richten wollen, wird Ihre Vernunft entschuldigen. Hochschätzen werden Sie mich vielleicht — ohne eine höhere Hülfe — nie können; aber, bemitleiden werden Sie mich. Und dieß ist es auch alles, worauf ich Tiefgesunkener werde Rechnung machen dürfen; mein Stolz empöre sich auch noch so sehr dagegen.

Ist es wahr, daß der Weg der Heiligung erst durch die oft traurigen Gefilde der Erfahrung geht? Ist es wahr, daß das Gefühl der Fehltritte und ihrer Folgen bei manchem Unglücklichen eher den Willen lenkt, als die kräftigste Ueberzeugung des Verstandes? Sucht die Vorsehung ihre in der Erziehung verwahrlosete Geschöpfe selbst zu erziehen, indem sie es zugiebt, daß sie sich auf mancherlei Weise erst verirren, und daß auch in diesen Verirrungen die große Absicht des Ewigen nicht fehlschlägt? (denn von einem so weisen Erzieher, der nie durch Kurzsichtigkeit und Uebereilung getäuscht werden kann, läßt sich alles hoffen) o so ist wohl noch Hofnung für mich übrig, und ich darf nur einmahl wieder Ruhe genießen; ich darf nur jetzt aus meiner traurigen Lage herausgerissen werden, um alle meine traurigen Erfahrungen alsdann auf mein Herz und Geist anwenden zu können. Ich getraue mir alles auf meine fehlerhafte Erziehung zurückbringen zu können, denn ich glaube, ich würde mir nie so manches haben zu Schulden kommen

 lassen,

lassen, (aller Dazwischenkunft fremder Ursachen, die mich oft bestimmten, ohngeachtet) wenn meine Anlagen, die gut sind, nicht eine schiefe Richtung erhalten hätten. Doch es ist Zeit, daß ich nun meine Geschichte selbst anfange.

Ich wurde zu H*** den 21sten August 1759 mitten unter den Troublen des siebenjährigen schlesischen Krieges gebohren. Mein Vater war ein Weinhändler, der zwar nicht reich, doch auch nicht arm war, so daß er hoffen konnte, seine Kinder, deren er aus der zweiten Ehe (denn die aus der ersten waren nicht mehr am Leben) drei hatte, ehrlich erziehn zu können. Allein eben dieser verheerende Krieg zerrüttete bald seine häußlichen Glücksumstände. Unser Haus war am Anlauf; und folglich bei jedem feindlichen Ueberfall immer das erste Opfer. In zwei unglücklichen Abenden hintereinander wurden für 2000 und etliche hundert Thaler der theuersten Weine ein Raub der Feinde, die ihn theils aussoffen, theils auf die Erde laufen ließen, theils mitnahmen, nachdem sie den Fässern den Boden ausgeschlagen hatten. Mein Vater hatte flüchten müssen, weil sie ihn einigemahl sehr hart mit Schlägen behandelt hatten, und einer von den Kroaten hatte schon einmahl den Säbel aufgehoben gehabt, um ihm auf seine Weigerung, keinen Wein mehr herzugeben, ein Merkzeichen zu geben, wenn meine Mutter ihm nicht mit bloßen Händen in den Säbel gefallen, und ich und mein ältster Bruder uns nicht

um

um die Knie dieses Barbaren geschlungen, und um das Leben unsers Vaters geflehet hätten, der unterdessen Zeit gewonnen hatte, zu entspringen. Ohne aber gerührt zu werden, schleuderte er uns von sich, stieß meine Mutter zu Boden und eilte meinem Vater nach, der aber schon in Sicherheit war. Nun kam er zurück, und zwang meine Mutter mitzugehen. Noch einige seines Gelichters hängten meiner Mutter, die hoch schwanger ging, vierundzwanzig Feldfläschen um, und stürzten sie damit eine vierundzwanzig Stufen hohe Treppe hinunter, doch ohne ihr den mindesten Schaden zuzufügen. —

Meine Eltern, die beide sehr gute Herzen, vielleicht zu gut, haben, thaten vielen Armen Gutes, borgten und liehen viel aus; ein Wort, ein Handschlag war ihnen genug, und — wurden betrogen. Unser Weinlieferant, der meinem Vater immer für einige tausend Thaler vorstreckte, hatte den größten Nutzen davon, wenn viele Necker und Rheinweine abgingen; allein da der König gleich nach dem Kriege einen außerordentlich starken Impost darauf legte, so stieg natürlich der Preis derselben beim Wiederverkauf ziemlich hoch, und die Folge davon war: sie wurden hernach weniger gekauft. Da mein Vater aber natürlich darunter litt, so verschrieb er sich französische Weine, die viel wohlfeiler an Ort und Stelle — und auch in Ansehung der Auflage waren. Darüber wurde der Lieferante genöthiget, meinem Vater das Conto

 auf-

aufzusagen, weil er keinen Nutzen davon hatte. Allein mein Vater mußte sich auch nun mit ihm abfinden, und er that es auf eine solche Art, daß er sich gerade ganz erschöpfte. — denn jetzt fühlte er die Folgen des Krieges erst deutlich.

Er gab also seinen Weinhandel auf, rafte den Rest seines Vermögens zusammen und kaufte sich in der Vorstadt ein Gartenhaus, in Willens daselbst einige Wirthschaft zu treiben. Er hatte auch die Freiheit Wein zu schenken, so daß er hoffen konnte, sich ohne großes Geräusch, und hoffentlich ohne Furcht vor großem Verlust, gut zu nähren. Ich und mein Bruder waren bisher in eine Winkelschule gegangen, deren Lehrer aber um eben die Zeit verstarb, als diese Veränderung vorging. Das 1765ste Jahr aber war für mich ein unglückliches Jahr, und mit diesem wurde der Grundstein zu meiner künftigen unglücklichen Lage gelegt. Da uns unsre Eltern sehr liebten, so verstatteten sie uns alles, was uns unsre jugendliche Munterkeit eingab. Sie ließen es uns an nichts mangeln, und eben daher schreibt sich in der Folge meine wenige Kraft her: mir einen Wunsch zu versagen — doch ich schweife aus. Man sagt: ich sei in der Jugend ein sehr schönes Kind gewesen, und meine Munterkeit hätte mir viel Freunde erworben. Diese hätten mich mit Näschereien überhäuft, mich oft mit dem stärksten Weine überladen, und dadurch

durch den Grund zu dem Unglück gelegt, welches mich in diesem Jahr traf.

Dieses Jahr wütheten die Pocken ganz entsezlich. Da nun mein kleiner Körper viel böse Säfte in sich enthielt, so konnte auch ich nicht von diesem Uebel befreiet bleiben. — Siebzehn Tage lag ich blind, und in dieser Zeit schwebte ich immer abwechselnd zwischen Leben und Tod. Dazu kam ein entsezlicher Durchlauf, der nicht zu tilgen war. Schon war ich dem Tode nahe: denn der Brand wüthete schon in meinem Innersten — als sich auf einmal — ich weiß nicht mehr wodurch — der Durchlauf stillte, die Hitze sich legte, und — Ruhe bekam. Endlich öfneten sich auch meine Augen wieder — aber welcher Schreck für meine Eltern und — für mich: ich hatte ein Auge verlohren. Aus Unvorsichtigkeit schrie meine Mutter überlaut und machte mich gleichsam darauf aufmerksam, da ich immer noch wie betäubt gelegen hatte. Ich probierte und — ich konnte nur mit einem Auge sehen. Ich schrie nach einen Spiegel; man brachte mir einen — und o wie wurde meine kleine Eitelkeit gedemüthiget, da meine Schönheit verschwunden war. Ich erinnre mich noch gesagt zu haben; nun bin ich nicht mehr der schöne C., nun wird mir Niemand mehr gut seyn, und gleich darauf fing ich an bitterlich zu weinen.

Ich wurde wieder zusehends schlechter, so sehr hatte mir dieser schnelle Auftritt geschadet. Endlich

lich erholte sich meine gute Natur doch wieder, und ich wurde, nachdem meine Krankheit volle dreiviertel Jahr gedauert hatte, wieder gesund.

Durch die Veränderung unsrer Wohnung und unsrer übrigen Verhältnisse erfolgte auch eine in Ansehung unsrer Erziehung. Hatten wir vorher viel Willen und Freiheit gehabt, so hatten wir jezt noch mehr, da unser Vater jezt wegen seiner neuen Einrichtung selten um uns seyn konnte, und meine Mutter — eine ausserordentlich nachgebende gütige Frau — die ihr größtes Vergnügen darin findet, allen Menschen zu Willen zu leben, und etwas zu ihrem Vergnügen beizutragen, versagte auch hier uns keine unsrer Bitten. — Da wir ziemlich entfernt wohnten, so waren uns die öffentlichen Schulen ziemlich weit — doch besuchten wir sie zuweilen — und in dieser machten wir allerlei Bekanntschaften. Unser Obst, das wir immer mitnahmen, machte uns viel Tischfreunde. — Einer darunter zeichnete sich vorzüglich aus, indem er unsre Freundschaft mehr als andre suchte. Er hat vielen Einfluß in mein folgendes Schicksal gehabt; deswegen muß ich ihn mit in meine Geschichte, ohne seinen Nahmen zu nennen, einführen. Ich thue dieß aus Ehrfurcht für das Amt, das er bald willens ist zu bekleiden; eigentlich verdiente er es eben nicht: denn er hat viel zu meiner Verschlimmerung beigetragen, und das aus wirklich bösem Herzen: denn er war schadenfroh, diebisch, neidisch, verläumderisch und

im

im höchsten Grad eigennützig, ob er gleich ein vortrefliches Genie und viele gute Talente hatte, die er aber immer zur Verspottung anderer anwendete. Sein Witz war unerschöpflich, immer an einer Sache eine Täuschseite zu finden, und da er von Natur beredt war, so konnte er sich in die Gemüther einschleichen, ehe man es gewahr wurde.

Es ist bei dieser Schule die Einrichtung, daß die Schüler sich des Sonntags zu einer Art Gottesdienst versammlen müssen. Wer nicht kam, mußte sich den Montag bei dem jedesmaligen Aufseher der Schule melden, und ohne zu untersuchen, ob triftige Gründe des Außenbleibens da waren oder nicht, wurde der Außengebliebne von dem damaligen Aufseher immer bestraft. — Da es nun unsre häußlichen Einrichtungen gewissermaßen unmöglich machten, daß wir alle Sonntage diesen Gottesdienst besuchen konnten, so wartete immer ein Puckel voll Schläge auf uns. Mein Bruder, der sich mehr davor fürchtete als ich — (weil ich das Unbesonnene dieses Verfahrens schon damals in seinem ganzen Umfange einsahe, und dieses Einsehn bewirkte bei mir eine gewisse Verachtung und Geringschätzung dieser Schläge; es gab meiner Seele einen gewissen Schwung, der mich zu gewissen Zeiten unempfindlich dagegen machte) mein Bruder also beredete mich immer des Montags an seiner Statt hinzugehen, und gleichsam auch für ihn die Strafe auszustehen. Aber ich war auch nur zu gewissen

Zei-

Zeiten unempfindlich; je nachdem meine Seele gestimmt war. Zu einer andern Zeit wars auch mir wieder unerträglich. In einer solchen Laune beredete ich meine Mutter an einem solchen Tage mir ein Schnupftuch voll Aepfel mitzugeben, weil ichs probieren wollte, ob sich unser gestrenger Herr Aufseher bestechen ließe. Und es gelang mir. So oft ich nun ein Tuch voll Obst mitbrachte, geschahe mir nichts: bliebs aber einmahl außen, so zog sich geschwind wieder ein Ungewitter über meinem Puckel zusammen. Meine Verachtung gegen diese Schule stieg nun von Tage zu Tage, und weil ich vielen Unsinn darinn wahrnahm, so wurde sie mir bald verleidet. So wie nun die Zeit herannahete, daß das Obst alle wurde, so ging meine Noth wieder an. Ich frug meinen N*** (so will ich ihn nennen, mit welchem ich auf dieser Schule in Bekanntschaft gerathen war) um Rath, und er gab mir den Rath: ich sollte hinter der Schule weggehen. Das that ich nicht nur an diesem Tage, sondern auch öfters, und nicht selten war N*** mein Begleiter. — Und die Folge davon war? — die Zukunft soll es entwickeln.

Um diese Zeit fingen die Umstände meiner Eltern an schlecht zu werden. Die Ursach war: die neue Einrichtung der Königl. Accise-Verordnung. Dieser nach durfte keiner, der eine Thüre auf das Feld hatte, sie offen halten, sondern sie wurde verschlossen oder zugemauert. Und gerade dieser Fall, nebst

nebst dem Verbot, Wein zu schenken, und der theure Preiß desselben waren die Ursache, daß unsre Nahrung ins Abnehmen gerathen mußte. — Ich kann mich vieler Ursachen wegen nicht darüber bestimmter erklären, so gern ichs auch wollte — und eile noch mehrere Ursachen von dem Verfall unsres Glücks anzugeben.

So ging es einige Zeit, bis sich die entsetzliche Theurung 1772 dazu gesellete. Hier war mein Vater genöthiget, hintereinander zwei Capitalia, jedes von 200 Rthlr., aufzunehmen. Unser Eigenthum war baar bezahlt mit 660 Rthlr., und beinahe eben so viel hatte mein Vater daran gewendet, um es vollends auszubauen und zu seinem Zweck einzurichten. Zum Unglück hielt die Theurung sehr lange an, und da unsre Nahrung durch obigen Fall einen entsetzlichen Stoß gelitten hatte, so war auch nun mein Vater nicht einmal im Stande, die landüblichen Zinsen zu geben. Ohne daß unsre Schuldener Nachsicht mit uns in einem so entsetzlichen Zeitpunkt gehabt hätten; so forderten sie vielmehr mit der größten Härte Capital und Interessen. Nun waren in so bedrängten Zeiten die Grundstücke damals im außerordentlichem Verfall; niemand wollte etwas darauf leihen. Es kam also zum Anschlag. Nirgends fand sich ein Helfer, der sich unsrer erbarmt hätte, und bei solchen bangen Aussichten in die Zukunft war nun vollends an kein Schulgehen mehr zu gedenken. Jetzt waren

wir

wir uns also die meiste Zeit selbst überlassen. — Denken Sie sich nun diese Freiheit, diesen Müßiggang, immer noch unter der Gesellschaft unsres bösgesinnten leichtsinnigen N***, und es wäre ein Wunder, wenn es nicht für mein feuriges lebhaftes Temperament (für das Temperament meines Bruders hatte es nicht solche schädliche Folgen, denn das war schon träger, gelassener) schlimme Wirkungen gehabt hätte.

Ein halb Jahr vorher, ehe dieses sich ereignete, waren wir von dem jetzt verstorbenen Prediger S** zum Abendmahl zugelassen worden, nachdem er uns zwei Jahr dazu präparirt hatte. Ich war unter allen im Antworten der Fertigste; dieß mochte auch den guten Mann bewogen haben, mich im 13ten Jahre schon loszusprechen. Allein dieser Unterricht ist eine mit von den Ursachen meiner Gleichgültigkeit gegen gewisse Wahrheiten der Religion, die bloß das Gedächtniß, am wenigsten der Verstand gefaßt hatte. Ich war zu flüchtig, als daß seine Methode tiefen Eindruck auf mich hätte machen können; denn der gute Mann besaß die Kunst nicht: die Wahrheiten der Religion auf einer liebenswürdigen Seite meinem Herzen zu empfehlen. In der Schule hatte ich einen schlechten Grund gelegt; da hätte es nun hauptsächlich vom Prediger geschehen sollen. Und so wurde ich denn der weder kalt noch warme Christ, der bei reifern Jahren leichtsinnig genug war, sich über die göttlichen Gesetze hinwegzusetzen, zwar kein

Böse-

Bösewicht aus Grundsätzen wurde — denn dazu hatte ich zuviel gutes Herz — aber doch immer ein Spiel der Leidenschaften war, die mich immer wie ein Strom mit sich fortrissen. —

Nach vielen vergeblichen Bemühungen von Seiten meines Vaters Geld zu borgen; nach den dringendsten Vorstellungen bei seinem Bruder, der ein wohlhabender Mann ist, ihm das Geld vorzustrecken, damit er es hernach aus freier Hand hätte verkaufen können, und der es vielleicht gethan hätte, wäre seine Familie ihm nicht zuwider gewesen — erfuhr er endlich, daß ein gewisser Kaufmann Gelder ausleihen wollte. Er ging zu ihm und besprach sich mit ihm; dieser kam und besahe es: es gefiel ihm. Kurz er versprach es meinem Vater. Noch waren drei Termine und der letzte — der Adjudications-Termin. Auf diesen wollte er das Geld zahlen. Zutraulich verließ sich mein Vater auf sein Wort, und schlug ein andres Anerbieten, das ihm gethan war — zuversichtlich aus. Mein Vater machte nunmehro schon wieder Anschläge, wie er sein künftiges Hauswesen einrichten, und die unnöthigen Ausgaben einschränken wollte. Er faßte Entschließungen unsertwegen. Mein Bruder wählte, da er älter war, die Jubelierkunst, und zeigte darinnen viel Talente; ich war damals vierzehn Jahr, und noch war ich unentschlossen, auch war es immer noch nicht zu spät.

Der

Der Tag kam, der unser Schicksal entscheiden sollte. Den Abend vorher kam der Kaufmann, und meldete meinem Vater: er konnte das Geld nicht zahlen, weil er das Geld, worauf er gerechnet hätte, nicht einbekommen. Denken Sie sich unsren Schreck, und das Entsetzliche, daß unser wartete. Diese Nacht war eine erschreckliche Nacht für uns. Unter Seufzern und Thränen und Händeringen wurde es endlich Tag. Mein Vater ging nun vor Gericht — und durch einen gewissen Gerichts-Consulenten erstand der Kaufmann das ganze Werk für 530 Rthlr. Mein Vater protestirte und erzählte die ganze Sache — allein man hieß ihn schweigen. Das Geld wurde gezahlt, die Creditores befriediget, und ein Ueberschuß von etlichen 30 Rthlrn. meinem Vater eingehändiget. Ein entsetzlicher Abschlag von einem Werk, das beinahe 1200 Rthlr. gekostet hatte!

Wir alle schauderten, als mein Vater zu Hause kam, und uns nun den Mann, auf den wir uns so sicher verlassen hatten, näher kennen lehrte. In der Folge sahen wir es noch besser ein: denn ein Vierteljahr darnach mußten wir heraus; und er war so hart, daß er uns nicht einmal die Obst-Erndte noch überließ, sondern sie sogleich im Ganzen für 50 Rthlr. verkaufte. — Acht Tage nach diesem schrecklichen Tage kam ein gewisser P., der es noch nicht wußte, daß das Werk nicht mehr unser war, und bot meinem Vater 1000 Rthlr. Wie sehr

sehr dieser redliche Mann erschrack, ist nicht zu beschreiben, da er erfuhr, daß wir auf eine so schändliche Art darum waren betrogen worden.

Zwar rieth dieser Mann meinem Vater den Proceß wieder unsern schleichenden Betrüger fortzusetzen; allein, theils neigt sich meines Vaters Charakter sehr zu einer gewissen Furchtsamkeit, die bei der geringsten Wiedersetzlichkeit von außen, gleich bis zur gänzlichen Muthlosigkeit herabsinkt; theils mochte der Gedanke: was richtet ein armer zu Grunde gerichteter Mann gegen einen reichen Bösewicht aus, der einige 20000 Rthlr. zu Befehl hat — ihn besonders abschrecken. Schade! daß es jetzt nicht hat geschehen können, bei unsrer neuen Justiz-Verfassung. Ich hätte mich zu den Füssen des Königs geworfen, und ihn um Gerechtigkeit so lange geflehet, bis er mich erhöret hätte. Und ich weiß es, daß Friedrich keinesweges einen solchen Bösewicht, der eine ganze Familie (die ihn nie beleidiget hatte, noch je was schuldig gewesen war) in die bitterste Armuth stürzte, ungestraft gelassen hätte. —

Doch ich muß auch das nachholen, was eigentlich mich angeht. N** hatte eine Schwester, die von einem Officier geschwängert wurde. Ihr Vater wollte ihre Niederkunft in seinem Hause nicht gestatten; der Officier kam also zu meinem Vater (ein halb Jahr vorher, ehe wir gänzlich ruinirt wurden) und bat ihn, daß er sie doch einnehmen

möchte. Mein Vater weigerte sich aus gegründeten Ursachen lange — allein das Königl. Gebot: solche Personen einzunehmen, und sein Mitleid, stimmten ihn bald um. Sie zog ein, und nun waren ich und N** vollends unzertrennlich. — Die Zukunft zeigte, wie schädlich dieses für mich war. —

Da ich nichts zu thun hatte, und meine geschäftige Seele nicht lange müßig seyn konnte, so verfiel ich aufs Lesen. Romane und Robinsonaden — je wunderbarer, je schlüpfriger, je besser. Dadurch wurde meine Einbildungskraft mit wunderbaren und wollüstigen Bildern angefüllt. Bald suchte ich wirkliche Gegenstände, und — die Gelegenheit hatte ich im Hause. — Die Schwester des N** war ein junges koquettes Ding von siebzehn Jahren. Sie war eigennützig und — spröde. Ich wurde bald heftig verliebt. Und da N** seinen Vortheil dabei hatte, und mir mein Geheimniß bald abgemerkt hatte, so wurde er mein Vertrauter. Ich fühlte durch das häufige Lesen in mir Triebe erwachen, die ich vorher nicht gekannt hatte, und selbst da, wo die Beziehung nur entfernt war, zauberte sich meine schöpfrische Phantasie Wirklichkeiten hin. Da ich wirklich wollüstige Absichten auf N** Schwester hatte, so suchte ich zu meinem Zweck zu gelangen. Aber wie sollte ichs machen? Ich hätte ihr gerne was geschenkt, und hatte doch nichts, und auf andere Art wuste ich nicht

mein

mein Ziel zu erreichen. Ich klagte ihren Bruder das, was mich drückte. Er wußte bald Rath, denn er rieth mir, etwas von meiner Eltern Sachen, die sie nicht sogleich wüßten, zu verkaufen. Mein Vater hatte ziemlich gute Bücher, und über diese geriethen wir. Er verkaufte sie; brachte mir dafür was er wollte, und — für das übrige kauften wir einige Galanterien, und was übrig blieb, wurde vernascht. N** Schwester nahm immer ohne zu fragen: woher? und nach drei ganzen Jahren, nachdem man mich zu vielen Diebstählen an meinen armen Eltern verleitet hatte — war ich immer noch weit vom Ziel entfernt. — Dieß zog eine andre schlimme Folge nach sich: ich fing an die Selbstbefleckung zu treiben: denn meine Triebe verlangten Befriedigung, weil sie durch den Widerstand desto stärker wurden. —

Mein Vater kam am Ende hinter meine Streiche, und zwang mich durch harte Mittel das Haus zu meiden, das ihm so viel gekostet hatte. — Und doch bin ich nicht der Einzige, mit welchem sie so gespielt hat. Den Sohn eines — hat sie durch ähnliche Streiche so weit gebracht, daß ihn sein Vater fortjagte und — enterbte.

Die Bekanntschaft mit der Schwester war zwar nun aufgehoben, allein mit dem Bruder dauerte sie noch. So lange er etwas bei mir merkte, verließ er mich nicht. Er kannte meine Triebe und lenkte sie bald durch seine Vermittelung auf ei-

nen andern Gegenstand. Es war ein gemeines Gassenmädchen, und wir hielten sie uns gemeinschaftlich — natürlich immer noch auf meine Kosten, bis alle Quellen erschöpft waren. Sobald N** das merkte, fing er mich an zu meiden und sich andre Bekanntschaften zu suchen. Begegnete ich ihm dann, so that er als kennete er mich nicht; sprach von mir das allerschimpflichste; spottete öffentlich über mein Gebrechen, und wurde nun mein offenbarer Feind. —

Er frequentirte immer noch die Schule, und ging endlich auch ab. Ich hingegen war immer noch der Elende, der mit genauer Noth schreiben konnte. Die Noth meiner Eltern fing nun an sehr groß zu werden. Ohne Einnahme mußten sie alles verkaufen, was sie hatten, um sich das Leben zu fristen. Mein Bruder, der nun bald ausgelernt hatte, trug einen tiefen Gram über den schlechten Zustand seiner Eltern bei sich herum. Auf mich machte es nur so lange Eindruck, als ich zu Hause war, und das Elend sahe; ich war zu flüchtig, um mich darüber sehr zu betrüben. Meines Bruders Charakter neigte sich zu einer stillen Melancholie, die nur zu weit in die Zukunft sahe. Da er gar keine Aussichten zu einiger Unterstützung weder für sich noch für seine Eltern voraussahe, so setzte sich dieser Gram immer fester und nagte so lange an seinem Herzen, bis er im 18ten Jahre ein Opfer desselben wurde. Er hatte ein sehr gutes Herz, war

spar-

sparsam, mäßig und arbeitsam, auf ihn hatte also die fehlerhafte Erziehung nicht die schlimme Wirkung gehabt, als auf mich — und doch war sie dieselbe; derselbe Umgang. — Kommt nicht erstaunend viel darauf an, aus welchem Zeuge der Mensch gebildet ist? Und wird dies angebohren? Wahrscheinlich! also ist mir ja auch nicht so viel zuzurechnen: denn das ich just so ein Temperament, solch Blut erhielt; hab' ich dazu durch meine freien Handlungen etwas beigetragen? Diese Gedanken hatten sich in einigen Jahren ziemlich bei mir festgesetzt, und wurden die Quelle, woraus ich Entschuldigung für manchen Fehltritt — und Nahrung für meinen Leichtsinn schöpfte. —

Ich beschloß mich nun zu etwas zu entschließen, da es nirgends mehr mit fort wollte. Ein Handwerk zu lernen — ich ging sie alle nach der Reihe durch — zu keinem hatte ich innern Trieb. Ich habe mir diesen Widerwillen gegen alles, was dem Menschen mechanisch wird — immer nicht recht zu erklären gewußt. War mir die Beschäftigung zu einfach? Das ewige Einerlei der mehresten Handwerker zu ermüdend? Oder war es Stolz; oder vielmehr ein unbekannter vielleicht noch unentwickelter Trieb zu höhern Beschäftigungen des Geistes? Wahrscheinlich ist mir das letzte in der Zukunft geworden — ob ich gleich es nicht gewiß behaupten kann. Indessen legten es meine Anverwandte für wirklichen Stolz aus. Diesem wahren und auch nicht

wahren Urtheil zu entgehen, und weil es doch auch nun Zeit war, einen gewissen Stand zu wählen, wählte ich die Chirurgie. Vermuthlich, weil dieser Stand in seiner eigentlichen Bedeutung — weniger ermüdend zu seyn schien, und, weil ich vielleicht in meinen Robinsonaden gelesen hatte, daß ein Schifschirurgus sein Glück machen konnte. Mein Ziel war also zur See zu gehen. Ich kam acht Tage auf die Probe. Mein Gesicht wurde probiert — und für gut befunden — weil ich im Stande bin, die Gegenstände in der Entfernung einer halben Stunde nicht bloß **klar**, sondern auch **deutlich** anzugeben. — Es war an dem, daß ich aufgedungen werden sollte; als ein andrer kam und mich ausstach.

Damals murrte ich zum erstenmahl wider Gott, daß er mir ein körperlich Leiden aufgelegt hatte, welches jetzt zum Vorwande dienen mußte, daß ich nicht angenommen werden konnte. Allein nachher erfuhr ich, daß bloß das daran schuld gewesen war, daß ich kein Lehrgeld geben konnte. Hier war denn also der erste Strich durch meine Rechnung gemacht, und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte.

Nach vielem Hin- und Hersinnen wünschte ich irgendwo Schreiber werden zu können. Aber meine Hand war schlecht; wer konnte mich brauchen, da ich nicht einmahl Rechtschreibung verstand? Ich fing an mich zu üben; las Bücher und bemerkte darin-

darinnen, was groß und klein geschrieben wurde. Daraus schloß ich: alles was groß gedruckt sei, sei ein Stammwort; die übrigen ließen sich von jenen herleiten; müßten also klein geschrieben werden. Ich bemerkte, daß allemal nach einem Punktum ein großer Buchstabe folgte. Die mehresten Schwierigkeiten machten die Zeichen ? ! ; : , doch lernte ich ihren Gebrauch eher, als ich ihren Nahmen kannte. Ich fing an mich im Briefschreiben zu üben. Doch ich merkte bald selbst, daß es mir an Ausdruck fehlte. Mein gesundes, richtiges Gefühl sagte mir immer selbst, ohne daß ich mir die eigentliche Ursach anzugeben wußte: dieses sei schlecht; jenes leidlich. Die Eigenliebe in diesem Fall ist nie mein Fehler gewesen. Und da ich meine Schwäche kannte und mich oft vor mir selbst schämte, so wurde dieß ein Sporn, mich zu vervollkommnen. Ich lieh mir vom Antiquar Bücher. Die Kosten bestritt ich von dem, was ich mir zurückbehielt, wenn ich was für meine Eltern verkaufen mußte. — Allein, ich las bloß Romane, die wunderbar waren. Freilich mitunter auch manche gute. Allein, da ich keine Auswahl kannte, so hatte es immer Schaden für mein Herz, ob ich gleich mehr Sachkenntniß bekam.

Um diese Zeit zog ein Student, ich will ihn S** nennen, in das Haus, wo wir wohnten. Ein Mensch von den herrlichsten Talenten, sehr guten und oft großmüthigen Herzen; aber äußerst

leichtsinnig, verschwendrisch und stolz. Wir wurden bald gute Freunde. Er war einiger Streiche wegen von der H. Schule weggejagt worden, und kam ohne Wissen seines Vaters auf die Universität. Ein ganzes Jahr hatte er schon das äußerste Elend erlitten, bis sich sein Vater über ihn erbarmte und ihm einiges Geld schickte. Allein, das war zu wenig für einen bis zur Verschwendung freigebigen Menschen. Da er aber überall sich beliebt zu machen wußte, so borgte ihm jedermann, und er nahm es, ohne zu wissen, wovon er bezahlen sollte.

Da meine Hand jetzt etwas leidlich wurde, so verschafte mir S** einige Collegia abzuschreiben. Er theilte immer sein weniges, was er hatte, so oft er sahe, daß ich Mangel litt, gern und willig mit mir. So vergingen einige Jahre unter mancherlei Abwechselungen, unter Kummer und Sorgen, und unter allem, was die Armuth Schreckliches in ihrem Gefolge hat.

Nach Verlauf von dritthalb Jahren hatte S** 100 Rthlr. Schulden, und — keine Hofnung, sie je bezahlen zu können. Er wollte eben H** verlassen, als er plötzlich Nachricht von seinem Vater erhielt, daß er sich wieder verheirathet hätte, und daß seine zukünftige Mutter seine Schulden bezahlen wollte. Mit Entzücken denke ich mir auch noch jetzt seine Freude, da er nun bezahlen konnte. Sein Herz war immer weit vom Betrug entfernt, so leichtsinnig er auch Schulden machte. Dieß hat er

er noch vor einigen Jahren bewiesen, da er noch zwanzig Rthlr., die seine Mutter nicht bezahlt hatte, nebst der Interesse ersetzte. — Er ging nach Hause, und da er gut französisch sprach und ziemliche Fertigkeit auf dem Clavier hatte, so kriegte er bald Condition, und jetzt ist er mit einem gewissen Großen auf Reisen.

Er hat viel zur Bildung meines Verstandes beigetragen, doch habe ich ihm auch einige Zweifel in Absicht der Religion zu danken. — Er hatte in allen nur fünfviertel Jahr Collegia besucht; die mehresten hab' ich ihm abgeschrieben und nachgeschickt. Jetzt ist er schon examinirt, und auf ihn wartet eine der besten Pfarren, sobald seine Reisen geendiget sind.

Durch ihn bekam mein Geschmack in der Wahl der Bücher eine andre Wendung. Vorher hatte ich nur Romane gelesen, und Reflexion und Moral immer überschlagen, weil mich nur das Historische vergnügte. Allein auf einmal bekam ich Geschmack daran. Die Elogen, die S * * oft meinem natürlich guten Verstande machte, mochten wohl Eindruck auf mich gemacht und meinen Ehrgeitz angefacht haben. Da ich vorher nur flüchtig über alles, was Nachdenken verursachte, hinweggeschlüpft war, so bedurfte es just einer solchen Erschütterung, um mich darauf aufmerksam zu machen. Und meiner richtig gestimmten Seele konnte das wahre Schöne nicht lange fremd bleiben. Vorher

her mochte die Schreibart so elend sein als sie wollte, jetzt fing sie mir an zum Eckel zu werden. Ich verlangte nun Schönheit im Ausdruck, ob ich gleich mir keine Rechenschaft geben konnte: warum mir etwas gefiel oder nicht gefiel? — Da ich aber keinen Wegweiser mehr hatte, so verfiel ich aufs Schwülstige, Erhabene. Daran hatte ich lange Geschmack, und meine Briefe, die ich an meinem Freund schrieb, sind die redenden Beweise davon: denn sie sind voll von entlehnten hohen und erhabnen Phrasen, die oft der Sache gar nicht angemessen waren.

Endlich sähe sich meine nun angefachte Wißbegierde nach mehrern Gegenständen um. Ich hatte durch das Collegien-Schreiben manches behalten, manches durchdacht; es waren in denselben viel theologische Bücher citirt, auf die ich aufmerksam gemacht wurde. Hier und da erwischte ich denn manches, allein ich las sie mit mehr Schaden als Nutzen. Weil mir zu viel Vorerkenntnisse fehlten, und ich daher das Ganze nicht überschauen konnte, so konnte es nicht fehlen: ich mußte irren und in mancherlei Zweifel verfallen; zum Unglück mußten immer meine Zweifel auf gewisse moralische Wahrheiten Einfluß haben, deren Gewißheit dadurch erschüttert wurde, und da ich von Natur leichtsinnig bin, so hatte es für meine Sitten die schlimmsten Folgen.

Mein Herz war damals weder gut noch böse. Oft regten sich zwar in mir gewisse Triebe, allein,

da

da es mir an Gelegenheit fehlte, so war mein leben ziemlich einförmig. Ich hatte auch zu viel mit meiner Armuth und Bedürfnissen zu kämpfen, daß ich daher selten daran dachte. Dabei las ich viel, und da ich — so flüchtig ich auch bin — mit ganzer Seele beim lesen bin, sobald mich der Gegenstand nur interessirt, so war meine Seele immer zufrieden, und ich habe bemerkt, daß ich nur dann am ersten mich verirrte, sobald ich geschäftloß war.

Jetzt hatte ich in langer Zeit nichts mehr zu schreiben gehabt, und die Noth und der Mangel drängten sich wieder von allen Seiten herein. Wir hatten oft in zwei Tagen kein Brod. Ich wußte nicht mehr, was ich anfangen sollte. Ich sann auf Mittel, meiner Noth ein Ende zu machen, und doch wußte ich nicht, wie? Endlich entschloß ich mich, Schulhalter zu werden. Ich entdeckte mich Herrn P** und dieser wirkte mir die Erlaubniß aus. Im Anfang ging es recht gut; ich hatte den Winter durch über vierzig Kinder. Zwei Monathe lang bekam ich mein Geld so ziemlich richtig, so, daß ich ungefähr wöchentlich 1 Rthlr. einnahm. Davon mußte ich aber wöchentlich 6 Gr. für die Stube geben, die ich gemiethet hatte. Von achtzehn Groschen sollten nun drei Personen leben; ich sollte mich kleiden. Den ganzen Tag mußte ich darauf wenden; nebenbei konnte ich nichts verdienen. Und wenn die Stunden vorbei waren, war ich müd' und verdrossen. Zwei, höchstens drei Tage hatte ich

ich was zu essen; die andern Tage sollte ich mit nüchtern Magen unterrichten. Dazu kam noch mancher Verdruß von Seiten der Eltern. Bald war ich ihnen zu strenge, bald zu gelinde. Nach Verlauf dieser zwei Monat fingen sie auch an das Schulgeld schuldig zu bleiben, mahnte ich sie, so wurden sie grob und — schickten sie nicht wieder. Die Anzahl wurde immer kleiner, und um Fastnacht, so wie anfing gut Wetter zu werden, brauchten viele Eltern ihre Kinder zu Hause und auf dem Felde, und ich hatte kaum noch achtzehn. Nun überstieg bereits der Stubenzins die Einnahme. Ich mußte Schulden machen, ich mochte es anfangen, wie ich wollte. Wahr ist es zwar, daß ich allein wohl gesehen hätte, wie ich mich hätte hingebracht; allein wie konnte ich meine arme hülflose Eltern, denen ich das ihrige auch mit aufgezehrt hatte, verlassen? Mein Kummer war damals sehr groß, und der Gedanke: was nun meine Bekannte sagen würden, wenn ich nun wieder ohne Beschäftigung herumgehen würde, nagte unaufhörlich an meinem Herzen. Ich verbarg oft den Kummer vor meinen Eltern, aber die verborgne Kammer und das weite Feld ist oft Zeuge meiner geheimen Thränen gewesen, die ich im Drange der äußersten Noth weinte.

Ohne Hülfe, ohne Aussichten nach einer glücklichen Zukunft, ohne einen Freund, vor welchem ich mein Herz ausschütten konnte, ging ich eines

Abends

Abends in der Stadt ganz traurig und niederge-schlagen spazieren. (Ich habe vergessen zu sagen, daß der niederträchtige N*** meine Freundschaft wieder gesucht hatte, sobald er wieder sahe, daß ich einige Einnahme hatte — Ich, der ich gern und willig verzeihen kann, hatte mir seine Besuche wieder gefallen lassen — denn nur in dem Augenblick der Beleidigung bin ich fähig, mich zu rächen, allein, sobald zwei bis drei Tage verflossen sind, so ist der Eindruck nicht mehr derselbe; ich fange an zu entschuldigen — und vielleicht vergeben die mehresten Menschen mehr aus Temperament, als aus Pflicht. Ich wenigstens habe die Bemerkung gemacht, daß leichtsinnige Temperamenter am ersten zur Verzeihung bereit sind.) Eines Abends also, da ich so spazieren ging, stieß er mir auf, da er mir entgegen kam. Ich fragte ihn: wo er hinwollte? und er antwortete mir: spazieren! Er frug mich, warum ich niedergeschlagen schien? und ich entschuldigte mich: es wäre mir nicht wohl, darum machte ich mir eine kleine Motion: denn Vertrauen hatte ich zu ihm nicht, weil ich sein Herz kannte. „So wollen wir miteinander gehen!“ sagte er, und ich ließ mirs gefallen. Wir waren kaum einige Häuser weiter gekommen, als mich auf einmal ein Schmerz in meinem Leibe überfiel, daß ich genöthiget ward, mich auf die Treppe eines Hauses niederzusetzen. N*** stand bei mir. So eben ging ein Frauenzimmer vorüber, welche wir im

Gesicht nicht gut unterscheiden konnten, die aber von hinten eine wirkliche Schönheit vermuthen ließ. N** hatte sie kaum erblickt, als er auf sie zueilte. Ich blieb sitzen. Nach einer Weile hörten meine Schmerzen auf, aber ich hatte keine Lust, ihm nachzugehen. Nach einer kleinen Weile kam er wieder und hatte das Mädchen an der Hand. Sie weinte, und mir fiel das auf. Ich frug nach der Ursach, und N*** sagte: wenn Du das wüßtest; das gute Mädchen hab' ich verkannt. Ich wurde immer neugieriger, und das Mädchen weinte fort. Endlich bat ich sie, uns ihr Unglück und die Ursach ihrer Thränen zu entdecken. Sie weigerte sich lange; endlich gab sie nach. Sie gab sich für eine Predigerstochter bei St** aus. Ihr Vater und Mutter sei ihr zeitig abgestorben, und sie wäre dann unter die Aufsicht einer Großmutter mütterlicher Seits gekommen, die aus Alter sich nicht viel um sie hätte bekümmern können. Sie sei daher in liederliche Gesellschaft gerathen; unter andern hätte ihr ein gewisses Mädchen immer sehr viel von Leipzig vorgeschwazt — daß sie sich endlich von ihr hätte bereden lassen, ihre Großmutter zu bestehlen, und mit ihr fortzugehen. Sie wären bis nach H** gekommen, da hätte sie ihre Reisegefährtin bestohlen, ihr alle Kleider und Geld mitgenommen, und sie — verlassen. Im Wirthshaus sei sie einige Thaler schuldig gewesen, und da sie von nichts hätte bezahlen können, so hätte ihr der Wirth den

Rath

Rath gegeben, zu einer gewissen Kuplerin zu gehen — dieß hätte sie aus Noth gethan, und — ein gewisser H** hätte sie also ausgelößt. — Darauf sei sie nach Leipzig gegangen, wo sie sich hätte vermiethen wollen; sie sei aber — in ein Bordell gerathen. Da sei sie bald angesteckt worden und ins Lazareth gekommen. Sie sei aber, da ihre Krankheit noch nicht viel zu bedeuten gehabt, glücklich kurirt worden, und wäre nun hieher gekommen, um auf eine ehrlichere Art ihr Unterkommen zu finden. Jetzt hielte sie sich bei einem gewissen Wollwirker auf; und sei nun erst seit acht Tagen hier. Sie äußerte zugleich den Wunsch: wieder zu ihrer Großmutter zurückzukehren.

Diese ganze Erzehlung kam mir im Anfange ziemlich romanhaft vor. Allein in der Folge lernte ich einen Landsmann von ihr kennen, der ihre ganze Herkunft genau kannte, und ihre Erzehlung stimmte mit dessen Aussage ziemlich überein. — Wiewohl ich auch eigentlich nicht an der übrigen Erzehlung zweifelte, sondern nur an ihrer Herkunft. Man denke sich nun ein Mädchen sehr gut gebauet; in ihrer Miene noch unverkennbare Spuren noch nicht ganz verlorner Unschuld — Thränen in einem sehr sanften blauen Auge; dann meine damalige Gemüthsstimmung, die selbst so tief fühlte, was Leiden und Verlassung von allen Lebendigen war. Dann mein ohnedem mitleidiges Herz. Man rechne noch dazu meine romantische Begriffe, herzliche

liche Ergreifung und Durst nach solchen Abentheuern — und man wird sich nicht mehr wundern, wenn ich sage, daß mein Mitleid sich bald in Liebe verwandelte — und für sie thätig werden zu können wünschte.

Das erste, was mir einfiel, war: ich wollte an ihre Großmutter einen rührenden Brief schreiben, und sie darinn bitten, Carolinen (so hieß sie) wieder anzunehmen. Ich entdeckte diesen Gedanken N**, und er hatte seinen ganzen Beifall. Wir arbeiteten gemeinschaftlich an den Briefen, und wir schrieben drei hintereinander ohne Antwort zu erhalten; das erschütterte sie tief. Wir besuchten sie gewöhnlich alle Abende; allein nach und nach wurde mir N**s Gegenwart lästig. Ich fühlte eifersüchtige Regungen auf die heftigste Art. Und ob sie mir gleich mit ganz vorzüglicher Achtung begegnete, so konnte ich doch nicht umhin, ihr oft merken zu lassen, daß ich N** fürchtete. Meine Eifersucht floß **einmal** aus einem gewissen Vorurtheil, welches ich, ich weiß nicht wo, aufgeschnapt hatte, daß ein Frauenzimmer, die einmal in den Geheimnissen der Liebe eingeweihet sei; einmal ihre Süßigkeiten gekostet habe — auf ihr ganzes künftiges Leben nun nicht mehr im Stande sei, ihren Lockungen zu wiederstehen (ich mochte vermuthlich da von mir auf andre schließen) und das **andremal** floß sie aus einem gewissen Stolz: (beinahe die gewöhnlichste Quelle der Eifersucht) der sich gekränkt fühlte,

fühlte, wenn ihn ein Mensch von N**s Charakter vorgezogen werden sollte. Es mochte auch eine vormalige unangenehme Empfindung, die mir sein schlechtes Betragen ehemals gegen mich verursachet hatte, wieder in ihrer ganzen Stärke erwachen, daraus konnte wohl eine gewisse Mißgunst fließen, die ihm das nicht gönnte, was ich eigentlich zu besitzen wünschte; dazu mochte auch wohl ein kleiner Trieb, sich rächen zu können, gekommen seyn, wozu ich um so mehr Recht zu haben glaubte, weil ich ihm einen großen Theil meines Unglücks zu danken hatte. Nie hatte sich die Begierde zu rächen, stärker bei mir geregt, und nie ist sie anhaltender gewesen. Ich habe das in der Folge, nachdem ich mich gewöhnte, oft über mich nachzudenken, deutlich bemerkt.

Die Liebe verursachte jetzt eine ganz besondre Aendrung meines Charakters. Ich war sonst nie sehr fürs Empfindsame gewesen, ob ich gleich deswegen nicht gleichgültig war. Empfindsame Schriften waren mir immer in gewisser Absicht eckelhaft. Denn ich fands in der wirklichen Welt nicht so. Allein, sobald ich verliebt war, bekam ich Geschmack daran, und meine Einbildungskraft wußte bald das Unwahrscheinliche hinwegzuzaubern. Vorher prüfte mein Verstand — jetzt meine Phantasie. Schienen mir sonst dergleichen Begebenheiten romantisch; so hatte ich jetzt schon eine eigne solche Erfahrung und diese — diente mir als ein Beitrag

aus der Geschichte der würklichen Welt. Ich wurde nun mit ganzer Seele empfindsam. Meine unglücklichen Verhältnisse schienen mir ein Recht zu geben, auf die Verhältnisse der Welt zu schimpfen. Ich ahmte den Helden meiner Romane nach. Ich wollte mich in meine Tugend hüllen, und — doch meine Geliebte sollte ähnliche Grundsätze mit mir hegen. Ich fing an zu reformiren, entdeckte ihr ihre Fehler, empfahl ihr die Tugend und mein — Beispiel. — Berichtigte ihre Religionskenntnisse, schrieb Briefe über Briefe, die voll von Moral, von Beßrung des Herzens und der zukünftigen Welt waren, und in währender Zeit, da meine Hand das alles aufs Papier niederschrieb, fühlte ich, daß mein Herz — mir oft widersprach. —

N***, der sehr scharfsichtig ist, entdeckte bald die Harmonie unsrer Herzen. Auch er wurde eifersüchtig; seine häufigen spöttischen Anspielungen gaben mirs zu verstehen. Seine Neigung brach bald aus — bei mir versteckte sich eben derselbe Trieb unter Empfindsamkeit, Scheintugend und Reformirsucht. Alle diese Dinge legten mir einen gewissen Zwang auf. N*** hatte zwar auch im Anfange mit in denselben Ton gestimmt; allein nicht aus kalter Ueberlegung — es war bloß Ueberraschung und um nicht schlechter zu scheinen als ich; die Folge bewieß dieß. Eines Tages, da ich sie wegen nöthiger Beschäftigungen nicht besuchen konnte, und N*** dieses wußte, so hatte er die

Gele-

Gelegenheit nicht aus den Händen gelassen, sich seiner Last, die sein Herz drückte, zu entledigen, und war Abends zu ihr gegangen. Wohlstands wegen konnte sie ihn schon nicht meiden — denn ob sie ihm schon einige Verbindlichkeiten schuldig war (denn er hatte ihr, obgleich mit vielem Geräusch einige Wohlthaten erzeigt) so stimmte ihr Herz doch nicht mit dem seinigen zusammen. Kaum war er also gekommen, als er schon ihr seine stürmischen Begierden zu erkennen gab. Sie wieß ihn mit den Worten ab: „ob das mit seinen guten Lehren übereinstimmte, die er ihr gegeben hätte, künftig ihr Leben zu bessern?" Dieß ärgerte ihn, und er warf ihr vor, daß er so vielen und noch mehreren Antheil an ihr hätte als ich — (Wie eigennützig!) „Aber ihr Freund verlangt so etwas nicht;" antwortete sie ihm, und kurz darauf war er fortgegangen und hatte geschworen nicht wieder zu kommen.

Ich erfuhr des andern Tages gleich den ganzen Vorfall. Sie erzählte mir ihn mit Thränen. Ich kannte sein schlechtes rachgieriges Herz und — meine Lage war schlimm. Er konnte, so unschuldig mein Umgang damals noch war, ihn doch ins häßlichste Licht stellen. Es vergingen acht bis vierzehn Tage, er ließ sich nicht sehen und nicht hören. Ich hing nun mit Leib und Seele an meiner neuen Liebe. Sobald meine Stunden mit meinen wenigen Kindern vorbei waren, ging ich zu ihr. Wir liebten uns zärtlich; denn unsre Gemüther stimm-

ten zusammen. Ihr Herz war sehr gut, nur ein wenig zu eitel. Es fehlte ihr überhaupt an Bildung, und hätte sie eine gute Erziehung gehabt, so hätte sie eine ganz gute Gattin und eine noch beßre Mutter abgegeben; denn sie hatte alles das Sanfte, Gefällige, Duldende, was den Charakter einer guten Mutter — dazu noch gerechnet ihre zärtliche Kinderliebe — ausmacht.

Ich gestehe es gern, daß dazumal meine Absichten ganz auf sie und ihren völligen Besitz gingen. Ich hätte sie geheirathet, hätte ich hinlänglich Brodt, keine Eltern und weiter nichts zu bedenken gehabt. Ihr Fehltritt war ihr von mir längst verziehen; und nie würde ich denselben gerügt haben. Allein keine Aussichten anderwärts mein Brodt zu finden; in einer so kritischen Lage mit meinem angefangenen und auch wieder mißlungenen Werk — sahe ich die Unmöglichkeit meines Verlangens wohl ein. Dazu kam noch die üble Nachrede — ein **solches** Mädchen zu meiner Gattin gewählt zu haben; wenn auch sonst die Umstände die vortheilhaftesten in meiner Vaterstadt gewesen wären. Ihr schöner, wohlgebauter Körper mußte natürlich oft den Wunsch ihres ganzen Besitzes in mir rege machen, und diese Wünsche wurden oft so heftig, daß sie nicht selten in Murren und Wuth ausbrachen. So verging der Sommer unter Kummer, Sorgen und Berathschlagen, und unter den heftigsten Anfällen von Liebe, die nun

schon

schon anfing körperlich zu werden. Meinen Unterricht hatte ich schon aufheben müssen, denn die Kinder blieben alle zu Hause. Ich sahe mich daher genöthiget, alles zu verkaufen und den noch schuldigen Miethzins bezahlen zu können, und um Johanni zog ich wieder zu meinen Eltern. Vier volle Wochen ging ich wie tiefsinnig herum, denn meine Leiden waren jetzt doppelt. — Und nur der Abend heiterte mich ein wenig auf, wenn ich meinen Kummer (ich hatte weiter keinen Freund) an ihrem freundschaftlichen Herzen ausweinen konnte. Ein Kuß, ein Händedruck war alles, was ich verlangte und sie verstattete. Aber bald fing (ohngeachtet aller meiner Sorgen) mein verwöhntes Herz an, ein gewisses Leere zu bemerken. Anstatt, daß meine Noth meine Triebe hinunter hätte stimmen sollen, stimmte sie sie vielmehr hinauf — und vielleicht mochte eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alles, der Gedanke: du hast nun nichts mehr zu fürchten, und mein gewöhnlicher Leichtsinn vieles dazu beitragen, mich nun auf alle nur mögliche Art zu vergnügen, da ich mein Loos ohnedem für das allerunglücklichste Menschenloos ansahe. Die sanften Berührungen ihrer Hände, ihres Mundes wurden nach und nach elektrische Funken, die mein ganzes Blut in Wallung setzten. Das Enthusiastische unsrer Liebe fing an abzunehmen; meine Reformirsucht fing an zu erkalten — und nicht selten erschien sie mir jetzt schon in einem komischen Lichte. — Vielleicht mochte

sie selbst schon ähnliche Regungen gefühlt haben, denn wie ist es möglich, daß ein junges, wieder zur völligen Gesundheit gelangtes Mädchen, die schon oft das Ziel der Liebe (ein Ausdruck, der sich eigentlich für ein feiles Mädchen, die sie doch gewesen war, nicht schickt) nun auf einmal ganz und gar enthaltsam geworden sey. „Es ist in dem „Wesen der Liebe, sagt Wieland, so lange zuzu„nehmen, bis sie das Ziel erreicht hat, wo die „Natur sie zu erwarten scheint.“ Eine Bemerkung, die ich selbst durch meine Geschichte bestätiget habe.

An einem schönen Abend im August zog sich bald ein fürchterlich Gewitter zusammen. Wir gingen, wie gewöhnlich, auf dem Felde spazieren. Kaum erreichten wir ihre Wohnung, als das Gewitter sich näher zusammenzog und entsetzlich zu wüthen anfing. Der Regen und Sturmwind dauerte bis zwölf Uhr. Ich konnte nun unmöglich nach Hause gehen: denn sowohl die Thore als mein Haus waren verschlossen. Ich entschloß mich, da zu bleiben, und wir wurden einig, die ganze Nacht zu wachen. Um ein Uhr klärte sich der Himmel auf, und es wurde schön Wetter. Alles schlief nun — nur wir allein wachten. Die Stille der Nacht — der erquickende kühlende Geruch nach dem Gewitter — allein, ohne Zeugen, ohne Beschäftigung (denn die Quellen, woraus wir sonst schöpften,

ten, waren erschöpft). — Erlauben Sie mir hier abzubrechen.

Indessen muß ich zu meiner Rechtfertigung sagen, daß ich nie den Vorsatz gefaßt hatte, es ihr wirklich anzutragen. Denn davon hielt mich eines Theils eine gewisse Ehrerbiethung für diejenigen Wahrheiten, die ich ihr gelehrt hatte, theils auch eine innre Schaam ab. (Denn ich habe das immer für sehr schimpflich gehalten, sich den Leuten auf zwei Seiten zu zeigen.) Und das mußte ich doch thun, wenn ichs ihr antrug. Dazu konnte ich mich aber, aller meiner stürmischen Begierden ungeachtet, keinesweges entschließen, und gewiß wäre es nie geschehen, hätte der Zufall nicht die Umstände so verkettet, daß es hier erst keiner langen Erklärung bedurfte. —

Aus diesem werden Sie nun glauben, wenn ich Ihnen sage, wie schrecklich mir der Morgen war, wo sich Aug' und Auge sehen sollte. Beschämt hob sie ihr blaues Aug' empor, und weinte. Ich war in einer unbeschreiblichen Verwirrung. Auf einmal entstand in meiner Seele eine so außerordentliche Gleichgültigkeit gegen die Unglückliche, daß ich wie bezaubert da stand und nicht wußte, was ich von mir denken sollte. Kalt und traurig schlich ich mich fort, und — sahe sie nie wieder. Ich konnte es nicht über mich vermögen, ihr wieder unter die Augen zu treten. War es Schaam,

 war

war es ein Rest von Tugend? Nein! diese Härte konnte keine Tugend sein. Auch kam sie nicht unmittelbar aus dem Herzen — denn mein Herz ist nicht hart, das bleibt mir das sonderbarste Ding in meinem ganzen leben, worüber ich mir in der Folgezeit sehr oft den Kopf zerbrochen habe.

Und die Folge für die arme Unglückliche war? eine traurige. Aus Verzweiflung über meine Treulosigkeit ergab sie sich einem liederlichen Handwerksburschen, mit dem sie endlich fortging, und vielleicht — jetzt noch tiefer gesunken ist. Ich habe nie wieder etwas von ihrem Schicksal erfahren.

Und mein Feind N***, der sich nicht wieder hatte sehen lassen, erfuhr es, erfuhr's aus ihrem eignen Munde, und frolockend breitete er meine ganze Geschichte aus. Doch lassen Sie mich abbrechen. Wenn Reue, wenn Thränen genug sind, meine Sünde wieder gut zu machen; o so kann ich auf Vergebung Rechnung machen; denn mancher Morgen fand mich ohne Schlaf und mit thränenvollen Augen.

(Der Beschluß künftig.)

Zur

Zur Seelennaturkunde.

I.

Fortsetzung des Schreibens von Herrn Abbé L'Epee an Herrn Direktor Heinicke.

Sie sagen, die Wörter, sie möchten nun gedruckt oder geschrieben seyn, sehen aus, wie eine Reihe von Fliegen und Spinnenfüssen; sie haben keine eigentliche Figur oder Gestalt, welche sich die abwesende Einbildungskraft vorstellen könne; ja man könne kaum einen Buchstaben von dem andern, geschweige denn ein ganzes Wort, im Gedächtniß unterscheiden.

Z. B. führen Sie das Wort Paris an, und sagen, das man sich dieß Wort, so wie es geschrieben ist, lange nicht so deutlich vorstellen könne, als wenn man es aussprechen hört.

Sie scheinen also die bewundernswürdige Erfindung der Buchstaben ziemlich gering zu schätzen, indem Sie dieselben mit Fliegen und Spinnenfüssen vergleichen. *)

*) Dieß folgt wohl aus der Vergleichung nicht.

Sie behaupten also, aber Sie beweisen nicht, daß die Gestalt eines jeden Buchstaben nicht ausgezeichnet genug sey, um den einen nicht mit dem andern zu verwechseln.

Ich rufe die Taubstummen selbst gegen Sie zu Zeugen auf, deren die meisten vom ersten Tage ihres Unterrichts an schon eine so lebhafte Idee von der Gestalt der Buchstaben erhalten haben, daß sie nach weggenommner alphabetischen Tafel, auf Befragen die einzelnen Buchstaben durch das Fingeralphabet wieder hersagen können. Indem sie z. B. den Daumen und kleinen Finger herunter und die drei mittelsten Finger in die Höhe halten, bezeichnen sie den Buchstaben **m**, dessen Figur sie sehr deutlich ausdrücken, indem sie auch noch den Zeigefinger herunterhalten, bezeichnen sie **n**; durch den Daumen und Zeigefinger in Form eines Cirkels zusammengehalten wird **o** bezeichnet u. s. w. Ihr angeführtes Wort **Paris** würden sie auf die Weise mit Kreide oder mit den Fingern sehr bald wieder darzustellen wissen, wenn es ausgelöscht wäre.

Sie belieben noch zu erwägen, daß die großen Buchstaben, wie man sie zu Inschriften an Häusern u. s. w. braucht, noch weniger mit Fliegen und Spinnenfüssen zu vergleichen sind. Wir bedienen uns daher auch beim Anfange des Unterrichts der Taubstummen größerer Buchstaben, die wir nach und nach immer kleiner machen.

Sie

Sie scheinen nicht zu glauben, daß ein geschriebenes Wort in der Einbildungskraft füglich könne dargestellt werden, weil sie die Buchstaben von dem Grunde, worauf sie befindlich sind, abgesondert betrachten, so daß dadurch ihre Farbe verschwindet: allein die Buchstaben mögen nun gedruckt oder geschrieben seyn, so können wir sie uns doch nicht ohne einen solchen Grund denken, dessen Oberfläche sie mit ihren Zügen färben, und also in eine weiße oder schwarze Farbe gekleidet, die Einbildungskraft beständig in Bewegung setzen, woher das Bild von ihnen eben so deutlich wird, als wenn wir sie in dem Buche oder auf dem Papiere vor Augen sehen.

Allein, was setzen Sie denn nun an die Stelle dieser von Ihnen verworfnen Methode? Sie sagen: meine Schüler lernen lesen, und die Wörter laut und deutlich und mit Verstande hersagen. Sie denken träumend und wachend in ihrer artikulirten Sprache. Ein jeder kann sie anreden, wenn er nur die Worte langsam ausspricht. Die Schriftsprache gründet sich in ihrer Vorstellung auf die Tonsprache, die sie zwar nicht durch das Ohr, sondern durch einen andern Sinn empfangen. Zuerst ist ihr Geheul erbärmlich, aber nach zwei oder drei Jahren lernen sie laut und deutlich reden, und am Ende selbst deklamiren.

Das Wort Paris also, welches meine Schüler in einem Augenblick fassen, daß sie es wieder an

die

die Tafel schreiben können, behalten Ihre Schüler nicht ehr im Gedächtniß bis sie dieselben erst gelehrt haben, wie die Lage der Zunge, Zähne, Lippen und Kinnbacken bei der Aussprache eines jeden einzelnen Buchstaben beschaffen seyn müsse; und wenn sie es nun dahin gebracht haben, so können sie doch selber nicht urtheilen, ob sie es durch den Ton der Stimme recht oder unrecht ausgedrückt haben.

Zugegeben aber, daß sie durch diese Artikulation weiter kommen; könnte dann die Einbildungskraft jedes Wort ihnen nicht eben so gut ins Gedächtniß zurückrufen, wenn sie auch nicht jede Lage der Sprachwerkzeuge in eben der Ordnung wieder darstellten, indem sie durch die innere Berührung der Zunge mit den übrigen Sprachwerkzeugen den ehemaligen Laut nachahmen — Wer fühlt nicht die Langsamkeit und Schwierigkeit hierbey?

Daß aber die Schüler sowohl wachend als träumend in ihrer artikulirten Sprache denken sollen, begreife ich nicht recht. Der Franzose denkt also in der französischen, der Lateiner in der lateinischen, der Deutsche in der deutschen Sprache, ich aber denke oft in keiner, da es sich häufig zuträgt, daß ich mir im Traume Dinge vorstelle, die mir bloß meine Phantasie vormahlt, und ich mit keinem Nahmen in irgend einer Sprache zu nennen weiß; ja es fügt sich auch, daß ich an Dinge denke, die einen mir unbekannten Nahmen haben, wie unzählige

lige Instrumente der Handwerker, die ich zwar gesehen aber deren Nahmen ich nie gehöret habe.

Ja sogar im Wachen trift es sich oft, daß ich gern und lange an Personen oder Sachen denke, deren Nahmen ich mir vergeblich ins Gedächtniß zurückzurufen suche.

Ich gehe weiter, Sie haltens für unmöglich, daß die Taubstummen alle Wörter der Sprache, wodurch wir unsre Gedanken ausdrücken, im Gedächtniß behalten und sie wieder hinschreiben können, sobald ihnen nur die methodischen Zeichen vorgemacht werden.

Allein es ist bei uns nicht die Rede von allen möglichen Wörtern, sondern nur von denen, welche im gemeinem Leben oder in unserm Religionsunterricht oder in irgend einem moralischen Buche vorkommen. Was aber Kunstwörter oder technologische Ausdrücke anbetrift, so lernet dieses der Taubstumme freilich nicht, und es ist genug, wenn er nur die Wörter weiß, die für den größten Theil der Menschen zu ihren Lebensbedürfnissen hinlänglich sind.

Daß aber dergleichen Worte den Taubstummen entweder aus einem aufgeschlagnen Buche oder aus einem entsiegelten Briefe, durch die methodischen Zeichen diktirt werden, bezeugen so viele Personen aus allen Gegenden, die ich nicht hätte betrügen können, wenn ich gleich gewollt hätte. Täglich sind Leute bei unserm Unterricht zugegen, die

sich

sich nicht auf das Gerücht verlassen. Sie kommen voll Mißtrauen, aber sie gehen nicht so wieder weg.

Selbst Perriere sahe, wie ein von ihm geschriebener Brief durch die methodischen Zeichen einer Taubstummen diktirt wurde, und brach in die Worte aus: hätte ich es nicht gesehen, nie hätt' ich es geglaubt.

Perriere hätte, welches wohl zu merken ist, diesen Brief auch seinen Schülern diktiren können, aber nur mit dem Unterschiede, daß er ihnen durch Hülfe der Daktilologie die einzelnen Buchstaben eines jeden Worts angezeigt hätte, die seine Schüler zwar nachgeschrieben, aber den Sinn dieser Reihe von Buchstaben nicht verstanden hätten.

Die methodischen Zeichen hingegen sind keiner besondern Sprache eigen, sie bezeichnen kein Wort noch irgend einen Buchstaben, sondern drücken Ideen aus, und wenn diese der Schüler verstanden hat, so kann er sie wiederum in seiner Sprache, es sei welche es wolle, ausdrücken, und dann ist es unmöglich, daß er den Sinn des Worts nicht fassen sollte, welches er sich selber zu schreiben wählet.

Wie groß der Unterschied zwischen jener und dieser Methode zu diktiren sei, bemerkte Se. Kaiserliche Majestät beim ersten Anblick. Da ich nehmlich einer Taubstummen die Worte durch die Daktilologie diktirte: es sei ferne von mir, daß ich mich rühme, denn alleine in dem Creutz, und ihr befahl, daß sie den Sinn dieser Worte durch die metho-

methodischen Zeichen an dem Tag legen solle, so gab sie zur Antwort: sie wisse nicht, was diese Worte sagen sollten. *)

Der Kaiser bemerkte sogleich, daß diese Methode bloß mechanisch sei, und man immer dieselbe Antwort erwarten müsse.

Demohngeachtet verschmähen wir den Gebrauch der Daktilologie nicht ganz; wo sie nöthig ist, um die eigenthümlichen Nahmen der Menschen, Länder, Städte u. s. w. auszudrücken, welche, ihrer Natur nach, durch die methodischen Zeichen nicht können dargestellt werden.

Se. Kaiserl. Majestät hat noch einen andern Versuch in unserer Kunst mit angesehen: ich hatte nehmlich fünf Taubstumme so gestellt, daß der eine nicht sehen konnte, was der andre schrieb, und so diktirte ich ihnen einen Satz, der ohngefähr aus zehn Wörtern bestand, und den ich durch die methodischen Zeichen ausdrückte, dieser Satz wurde von dem einen mit französischen, von dem andern mit lateinischen, von dem dritten mit italiänischen, von dem vierten mit spanischen und von dem fünften mit englischen Worten aufgeschrieben.

Hieraus können Sie schliessen, daß ich nicht mit Unrecht behauptet habe, die allgemeine Sprache, welche schon so lange von den Gelehrten gewünscht

*) Das ist dem armen Mädchen wohl zu glauben!

wünscht ist, könne aus den methodischen Zeichen bestehen. Der gelehrte Abt Condillac hat schon gewünscht, daß die Lehrer in den Schulen verschiedner Nationen kein Wort vorbringen sollten, dessen methodische Zeichen sie nicht auch ihre Schüler lehrten.

Doch will ich nicht mit Stillschweigen übergehen, was mir oft von gelehrten Männern eingeworfen ist: es sei unmöglich, wenn jemand einen ganzen Satz durch die methodischen Zeichen ausdrücke, daß er nicht die seiner Sprache angemessene Ordnung darinn beobachte; nun sei aber doch der Genius der Sprachen so verschieden, daß wenn einer zum Beispiele die französische Wortfolge durch die methodischen Zeichen beobachte, ein Italiäner und noch weniger ein Deutscher den Sinn des ausgedrückten Satzes fassen könne.

Allein man bemerke, daß ich eben so viele Zuschauer voraussetzen, welche von ihrer ersten Kindheit an unterrichtet sind, und denen die methodische Zeichensprache so geläufig ist, wie ein Franzose die französische, und ein Deutscher die deutsche Sprache versteht: dieß vorausgesetzt, bemerke man, was geschehen würde, wenn jemand in Gegenwart von zwölf Franzosen die lateinische Sprache vollkommen inne habend, einen Satz französisch diktierte, und ihn ins Lateinische übersetzen lassen wollte.

Von diesen Zwölfen würde man keinen einzigen finden, der sich vornehme, die französische Wortfolge in dem Satze beizubehalten, da ein jeder

nur

nur bemüht sein würde, den Sinn des Satzes deutlich auszudrücken.

Eben das wird aber der Fall bei einem jeden Satze seyn, der aus der methodischen Zeichensprache in eine andere übersetzt werden soll. Man wird sich nicht um die Folge der körperlichen Bewegungen bekümmern, sondern die Ideen, welche durch dieselben ausgedrückt werden, nach dem eigenthümlichen Charakter der Sprache zu bezeichnen suchen.

Ich werde also niemals dem Lehrer der Taubstummen zu Wien rathen können, daß er seine Schüler selbst reden lehre, sondern daß er Personen unterrichte, welche sich dieser mechanischen Arbeit unter seiner Aufsicht unterziehen, er selbst aber soll nützlichere und wichtigere Dinge thun.

II.

Ueber das Taubstummen-Institut in Wien *).

Ich hatte schon mehrmal des Herrn **Heinicke** Institut für **Taubstumme** zu Leipzig gesehen, und war sehr achtsam darauf gewesen. Daher war mir das ähnliche **Institut** in Wien sehr interessant. Herr **Heinicke** lehret die Taubstummen durch **Worte** reden. Hingegen Herr **Abbé Stork** lehret sie nach

*) Ist mir von Herrn Nikolai gütigst mitgetheilt worden.

nach des **Abbé L'Epee** Methode, hauptsächlich aber durch bestimmte Zeichen zu reden.

Er hat dreierlei Zeichen: 1) Für die **Buchstaben**, um die Worte zusammensetzen zu können; 2) Für die Worte und für die dadurch angezeigten Begriffe; 3) Für die grammatische Beschaffenheit der Worte, z. B. für die verschiedenen Casus, Numerus, die Zeiten der Zeitwörter u. s. w. Z. B. die **Biegung des** Casus wird durch die Junkturen der Finger anzeigt. Die **Vielheit** durch mehrere Finger. Die **vergangene Zeit**, indem man mit der Hand über die Schulter weiset; die **zukünftige Zeit**, indem man mit der Hand vor sich hinweiset; das **männliche Geschlecht**, indem man den Hut abnimmt; das **weibliche Geschlecht**, indem man das Haar hinter dem Ohre zupft u. s. w.

Die Zeichen der Begriffe, die sinnlich können erkannt werden, sind so viel möglich nachahmend und malend; z. B. **ich knie.** — Es wird gekniet, und jeder kniende zeiget auf sich. **Wir knien** — beim Knien die Hand auf alle herum bewegt. **Er kniet** — es wird einer besonders kniend gesetzt, und den andern gezeigt.

Die Kinder haben eine besondere Fertigkeit, geschriebene Schrift zu **lesen**, das heißt: die den Schriftzeichen entsprechende pantomimische Zeichen mit allen grammatischen Bestimmungen zu machen, auch wieder die Zeichen, die ein anderer mit allen grammatischen Bestimmungen macht, mit Schriftzeichen zu **schreiben**. Alle

Alle Sonnabend Vormittag werden die **Taubstummen** geprüft, und dieser Prüfung kann jedermann beiwohnen, welches ich auch nicht versäumte. Es wurden Sprüche aus dem **Normalschulkatechismus** an die Tafel geschrieben. Darauf machten die Taubstummen die entsprechenden Zeichen sehr fertig. Wenigstens mußten wir Zuschauer es glauben, denn die Zeichen und die bei jedem Zeichen sehr geschwind wiederkehrenden grammatischen Bestimmungen, konnten wir freilich nicht verstehen. Aber die große Fertigkeit machte es wahrscheinlich, daß sie richtig lasen.

Die umgekehrte Art war **für uns** einleuchtender. Ein Taubstummer nahm den Katechismus in die Hand, und **las** einen Spruch, den wir ihm gezeigt hatten. Das heißt, er machte **die entsprechenden Zeichen** bis zu einem Komma. Ein anderer Taubstummer sah ihn unverwandt an, und schrieb einen Satz nach dem andern deutlich und richtig an die Tafel. Hieraus war unstreitig, daß die Kinder zu jedem **pantomimischen Zeichen** das **entsprechende Schriftzeichen** zu wählen wußten, auch daß sie den **pantomimischen Zeichen der grammatischen Bestimmungen** zufolge, auch die Wörter umzubilden wußten; und umgekehrt. Aber es folgte daraus noch keinesweges, daß sie auch die **Begriffe** der Wörter wußten. Diese zusammengesetzte pantomimische Zeichen sind ungefähr eben das, als wenn etwan in schlechten lateinischen

Schulen analisirt wird: castra ist accusativi Casus, pluralis numeri u. s. w. Die Zeichen der Bestimmungen wären da auch ganz richtig, aber die Begriffe deshalb noch nicht. Der Knabe kann das Wort castra, oder irgend ein anderes richtig **analisiren**, und doch nur einen sehr mangelhaften **Begrif** von allen **Bedeutungen** dieses Worts haben.

Ich gab auch meinen Zweifel darüber zu erkennen. Der Herr Abbé Stork gab mir daher ein **Buch voll Wörter**, davon sie die **Begriffe** gelernt hätten, **und bis M. inclusive gekommen wären.** Aus diesen sollte ich ein **Wort** auslesen, und überzeugt werden, daß die Knaben den **Begrif** davon hätten. Es schien mir nun freilich ganz unschicklich, daß man den Kindern die **Begriffe**, die sie lernen sollten, **einzeln und nach alphabetischer Ordnung der Wörter** geordnet hatte. Es wäre wohl viel zweckmäßiger, wenn man ihnen die **Begriffe**, nicht in irgend einer Beziehung **der Wörter** aufeinander, sondern in der **natürlichen Beziehung der Begriffe selbst**, das heißt in **kurzen Sätzen** beigebracht hätte. Indessen war dieß hier nicht auszumachen. Ich wählte das Wort: **Messe.** Herr **Stork** schrieb darauf an die Tafel:

Fr. Was ist die Messe?

Er ließ ein taubstummes junges Frauenzimmer dieß in Zeichen ablesen, und darauf schrieb er ein **A.** darunter.

unter. Nun schrieb sie ohne weitere Anleitung die ganze **Definition**, wie sie im Normalschulkatechismus steht, wörtlich darunter, nämlich:

„Die heilige Messe ist das unblutige Opfer
„des neuen Testaments, das immerwährende
„Denkmahl des blutigen Opfers, welches
„Jesus Christus am Kreutze vollbracht hat.“

Um zu zeigen, daß dies Kind die **Begriffe** gefaßt hätte, wurden nun alle **einzelne Worte**, oder wie sich Herr **Stork** ausdrückte, alle **einzelne Begriffe** von dem Kinde durch Zeichen einzeln angedeutet. Z. B. die **Messe** ward dadurch bezeichnet, daß die Hände am Leibe herunterfuhren, um das **Meßgewand** anzudeuten, und darauf die Knie gebeugt, der Körper umgedreht, und beide Hände emporgehoben wurden, um das **Aufheben der Hostie** auszudrücken. Eben dieses Aufheben der Hände bedeutete auch **Opfer.** Das **unblutige** ward durch Zeigen auf die Lippen und schütteln mit dem Kopfe gleichsam **blutig nicht** angezeigt; u. s. w. Ich muß gestehen, alles dieses war mir ein Beweis, daß zwar das Kind richtig **behalten** hatte, welche **pantomimische Zeichen** den **Schriftzeichen** dieses Satzes als **entsprechend** ihm waren **beigebracht** worden, und ich lobte auch dessen **Gedächtniß**, daß es sich beim Ansehen der Schriftzeichen der Frage, sogleich der Schriftzeichen der Antwort in ihrer Ordnung erinnerte, und sie ohne Irrthum hinschrieb. Aber es war mir kein Beweiß, daß

das Kind **jeden Begrif**, deren in dem ziemlich langen Satze so viele vorkommen, und die so abstrakt sind, **deutlich erkenne**. Die Begriffe von **neuem Testamente**, von **unblutigem Opfer**, vom **Denkmahl, das ein unblutiges Opfer ist**, möchten wohl einem Taubstummen immer ziemlich unverständlich bleiben, und vielleicht wäre es am besten, ihn gar nicht damit zu belästigen. Daß das Kind übrigens durch das **Nachschreiben** der obigen **Definition** nun den so verwickelten **allgemeinen Begrif der** Messe deutlich erkennen gelernt habe, ist wohl kaum zu glauben. Ich wollte der Sache näher kommen, und fragte den Herrn Abbé: welcher Methode er sich bedient habe, um den Kindern den Begrif, **was die Messe sei**, verständlich zu machen. Er versetzte: „Sie haben sie gesehen, oft gesehen. „Sie werden oft in die Messe geführt.“ Ich schwieg; denn es schien mir, als ob er meine Frage gar nicht verstände, und weiter hineinzugehen, war da der Ort nicht. Ich glaubte, wenn auch das Kind **den sinnlichen Begrif der Bewegungen des Priesters bei der Messe** möchte erlangt haben, so sei eine ganz andere Frage, ob es von dem **dogmatischen und mystischen Begriffe** sich auch eine deutliche Vorstellung machen könnte.

Herr **Stork** schien an den Unterschied beider Arten von Begriffen und an die Schwierigkeiten den letztern zu erlangen gar nicht zu denken. Es schien mir also auch hieraus zu erhellen, daß man

eigent-

eigentlich hier nur **Zeichenkenntniß** triebe, so wie mit **Litteral- oder Normalmethode** nur **Wortkenntniß.**

Viel besser gefiel mir die Uebung, **Handlungen, die in die Sinne fallen,** sowohl vermittelst pantomimischer Zeichen, als vermittelst der Schriftzeichen verrichten zu lassen. Ein junges Frauenzimmer, etwan von 15 bis 17 Jahren, welche überhaupt eine der besten Schülerinnen war, that alles, was man ihr aufschrieb. Verschiedene kleine Umstände, die dabei vorfielen, schienen mir merkwürdig, und zugleich zu beweisen, daß die Kinder zwar durch die **Zeichensprache die sinnlichen Begriffe** wirklich richtig faßten, aber daß doch diese Zeichensprache noch nicht ganz vervollkommnet war. Vielleicht könnte dieß auf eine Untersuchung leiten, ob nicht gewisse Unvollkommenheiten und Zweideutigkeiten der **Zeichensprache nothwendig** immer **bleiben** werden.

Das junge Frauenzimmer also, so wie man aufschrieb, und sie das Aufgeschriebene in Zeichen nachlas, nahm mir eine Dose, die ich in der Hand hatte, weg, gab daraus jemand Schnupftoback, u. s. w. Nun ward angeschrieben:

Geben Sie *) die Dose dem Herrn mit dem **runden** Hut.

 Sie

*) Bei dem Nachlesen des Geschriebenen durch Zeichen zeigte sie allemal bei Sie auf sich selbst; woraus erhellte,

Sie wußte, was ein **Hut** war, aber sie hatte vermuthlich entweder noch keinen **runden** Hut gesehen, oder auf diese Eigenschaft eines Hutes nicht geachtet. Herr **Stork** machte es ihr durch das Zeichen eines Huts, und Beifügung eines Dreyecks und Vierecks mit Kopfschütteln und durch das Zeichen eines Huts und Zirkels mit einiger Mühe begreiflich. Sie verstand es endlich, aber nunmehr ward der ihr **ganz neue Begrif**, einer **runden Kopfbedeckung**, in ihrer Seele so lebhaft, daß dadurch der **schon bekannte**, folglich **nicht so lebhafte Begrif** des **Gebens der Dose**, verdunkelt ward. Sie lief daher schnell zu einem unter den Zuschauern befindlichen Türken, dem sie nach dem Turban grif, vermuthlich um ihn abzunehmen.

Der Herr **Abbé** rief sie zurück, und ließ sie das Angeschriebene nochmals durchlesen. Sie bedachte sich etwas, und nachdem sie alle Zuschauer einzeln betrachtet hatte, fand sie den Menschen mit dem runden Hute aus, und gab ihm die Dose.

Die vorn stehenden Zuschauer legten die Hand auf die Brust. Es ward angeschrieben?

F. Wie viel sind der Herrn?

Sie zählte uns mit den Fingern und schrieb an: —

A. Fünf.

Dar-

hellte, daß sie die eigentliche Bedeutung des deutschen unschicklichen Höflichkeitsworts Sie verstand, und es von der dritten Person des Plurals zu unterscheiden wußte.

Darauf kam die Frage:

F. Was machen diese Herren?

Dieß machte ihr mehr Schwierigkeit als man anfänglich hätte glauben sollen. Man merkte bald: sie glaubte, das, was wir thaten, wäre ein **Zeichen**. Sie schien nicht darauf zu denken, daß sie **beschreiben** sollte, was wir thaten, sondern sie ließ vermuthlich alle willkührliche Zeichen von Worten oder Begriffen durch ihr Gedächtniß laufen, um unser vermeintes Zeichen **deuten** zu können. Man merkte dieß an ihrer sichtlichen Verlegenheit. Endlich begrif sie, daß man eine **Beschreibung** verlangte, und nun schrieb sie langsam, indem sie uns bei jedem Worte ansah:

Hand legen auf Herz.

Mir schien dieser kleine Versuch in mancherlei Betrachtung **sehr merkwürdig**. Fürs erste war nun wohl einzusehen, daß sie wirklich von der Handlung, die sie beschrieb, einen richtigen Begrif hatte; denn sie bestimmte sogar die linke Seite der Brust, wo die Hand lag. Fürs andere aber war doch auch ersichtlich, wie sehr leicht die pantomimischen Zeichen in Kollision kommen und undeutlich werden müssen. Der geringste **abstrakte Begrif** macht große Schwierigkeiten.

Man mag ihn durch ein Zeichen ausdrücken, welches man will, so ist dieses **Zeichen** selbst eine **sinnliche Handlung**. Daher folgt, daß die abstrakten Begriffe in der Zeichensprache fast nur **meta**-

taphorisch können angedeutet werden, besonders, wo keine **Leidenschaften** sind, welche freilich ihre entsprechende **Gebehrden** und also **natürliche Zeichen** haben. Man weiß aus der Geschichte der Philosophie, welche große Mißverständnisse dadurch entstanden sind, daß zu Zeiten, wo die philosophische Sprache noch nicht reich und bestimmt genug war, abstrakte Begriffe durch **Bilder** und **Metaphern** ausgedruckt wurden. Diese Mißverständnisse werden von der Zeichensprache unzertrennlich bleiben, wenn man sie zu etwas andern als zu **ganz gewöhnlichen** sinnlichen Begriffen brauchen will. Wenn z. B. das Weisen über die Schulter den abstrakten Begrif der **vergangnen Zeit** bezeichnen soll, so wird dieß zweideutig seyn müssen, sobald der Fall kommt, wo es scheinen kann, man habe bloß den **sinnlichen Begrif** des **Weisens über die Schulter** selbst andeuten wollen. In der Wortsprache hat man für abstrakte Begriffe auch besondere Töne oder Worte, welche **in primo sensu** den abstrakten Begrif anzeigen, z. B. das Wort **Opfer** ist gewissermaßen ein solches. Wenn aber in der Zeichensprache das **Aufheben beider Hände** den Begrif eines **Opfers** der Seele darstellen soll, so bleibt kein Zeichen übrig, wenn ich der Seele den Begrif des **Aufhebens beider Hände** selbst darstellen will.

Wenn etwa das **Legen der Hand aufs Herz** in der Zeichensprache **betheuern** andeuten sollte, so wird

wird der Taubstumme glauben, ich **betheure** etwas, wenn ich bloß die **Hand auf die linke** Brust lege. Herr Heinicke behauptet, man könne den Taubstummen **ohne Wortsprache keine abstrakten Begriffe beibringen**; und schon diese einzige Bemerkung zeiget, daß wenigstens allemal dabei sehr große Schwierigkeiten seyn werden. Von den Zöglingen des Herrn Stork hatte **nur einer** einigen Anfang im **Sprechen** gemacht. Aber er sprach bloß die Vokale aus: Ba be bi, Wa we wi, u. s. w. *)

End-

*) In der gedruckten Anzeige der öffentlichen **Prüfung** vom 26sten September 1783 finde ich, daß die Taubstummen auch alles geschriebene und gedruckte laut lesen sollten. Sie müssen es seitdem gelernt haben. Doch wäre billig zu untersuchen gewesen, wie viele von den Zöglingen Worte aussprechen können, und ob sie nur in dem von ihnen auswendiggelernten Katechismus, oder auch in allen andern Büchern hätten laut lesen und vom gelesenen Begriffe haben können. Ist dieses, so wäre doch zu untersuchen, warum man die Kinder so spät zu der natürlichsten und vollkommensten Art ihre Gedanken durch Reden auszudrücken geführt hat. Es wurde vor ein paar Jahren von Wien ein junger **Baron Metzburg** zu Herrn Heinicke nach Leipzig gesendet, um sprechen zu lernen, welches wohl nicht geschehen seyn würde, wenn es damals daselbst gelehret worden wäre. Aber dessen Beispiel mag Gelegenheit gegeben haben, daß man angefangen hat, auch in **Wien** die Tauben mehr zum Sprechen anzuhalten.

Endlich, und drittens möchte man aus diesem letzten Versuche noch eine andere und wichtige Folge ziehen: das junge Frauenzimmer hatte den sinnlichen Begrif **des Legens der Hand auf die Brust** ihrer Seele deutlich dargestellet, und konnte ihn auch in deutscher Sprache durch Schriftzeichen deutlich ausdrücken. Aber wie that sie dieses? Sie deutete nach dem natürlichen Gange der Begriffe zuerst die Hand an, welche **handelte**, hernach die Aktion des **Legens**, und endlich das **Herz**, auf welches die Hand gelegt ward. Ihr Ausdruck war deutlich, aber unvollkommen, ohne Artikel, ohne Hülfszeitwort, u. s. w. gerade so, wie man es von jemand, der eine Sache mit Mühe erkennt, und sich in einer Sprache mit Mühe ausdrückt, erwarten konnte.

Nun ist es ausgemacht, daß die Begriffe von der **Messe**, von einem **blutigen** und **unblutigen Opfer**, vom **neuen Testament** u. s. w. **viel verwickelter** sind als von der **sinnlichen Handlung**, wenn man die Hand auf die Brust legt. Auch die leichtesten Sprüche aus dem Katechismus enthalten ungleich schwerere Begriffe. Und siehe da! über diese **viel schwereren Begriffe** drückten sich die Kinder in **ganz richtig konstruirten Sätzen** mit **Artikeln, Beiwörtern, Hülfszeitwörtern** und **Beziehungen** aus. Es scheint daraus ziemlich deutlich zu erhellen, daß diese **Worte** nicht aus dem Sinne der Kinder kamen, sondern daß sie

sie die Worte aus dem Katechismus **auswendig gelernt** hatten. Denn hätten sie den **Sinn** wirklich erkannt, so würden sie diese **verwickelten Begriffe** nicht so **sprachrichtig** und vollends nicht so ganz **in der Büchersprache** haben ausdrücken können, da sie einen **sehr simpeln sinnlichen Begrif** nur so **grammatisch unvollkommen** auszudrücken wußten.

III.

Ueber den Anfang der Wortsprache in psychologischer Rücksicht.

In **welcher Sprache** sollte der erste Mensch, der noch keine Sprache kannte — und da eine angebohrne Sprache so gut ein Unding ist, als angebohrne Ideen — die Gottheit verstanden haben. Dieß ist die große Schwierigkeit, welche sich der Meinung von einem übernatürlichen Ursprunge der Wortsprache entgegenstellt. Wir wollen einmal voraussetzen, daß die Gottheit aus wichtigen Absichten dem ersten Menschen die Erfindung der Sprache selbst überließ.

Die Wortsprache des ersten Menschen, oder wenn man lieber will, der ersten Menschen, ist gewiß auf **eine ganz andere** und zugleich **langsamere Art** entstanden, als die Sprache unserer Kinder.

Jene

Jene mußten **erfinden**, erst Wörter schaffen; diese dürfen **nur lernen**, nur schon in Gang gebrachte Wörter annehmen. Welch ein Unterschied!

Wie die erste Wortsprache würklich entstanden ist? — **Wie** sie entstanden seyn **kann**? sind zwei Fragen, die in Untersuchung ihres Ursprunges gemeiniglich miteinander vermischt werden. Man glaubt, die erste Frage zu beantworten, wenn man die letzte beantwortet, und das ist gewiß ein Fehlschluß.

Aber ist Wortsprache nicht ein dringendes Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft? — wird nicht der erste Mensch früh dieses Bedürfniß zu befriedigen angefangen haben? — Die Erklärer des Ursprungs der Sprache, die ihre Leser bloß mit diesen Fragen abgefertigt haben, wollten doch wohl nicht dafür angesehn seyn, als ob sie uns auch nur **das Entstehen können** der Sprache gezeigt hätten. Wir wissen es alle gar wohl, daß Sprache ein Bedürfniß des geselligen Menschen ist; aber deswegen wissen wir lange noch nicht, **auf welche Art, unter welchen Umständen** die ersten Menschen dieses Bedürfniß zu befriedigen angefangen haben. Einem Bedürfnisse wird nicht immer auf einerlei Art, nicht einmal von einerlei Menschen abgeholfen.

Um zu wissen, wie die erste Wortsprache der Menschen entstanden ist, müßten wir eine sichere

Histo=

historische Nachricht von jenen ersten Menschen haben;

1) in welchem Alter er auf die Welt gesetzt wurde, und mit welchen Kräften und Anlagen seines Geistes und Leibes;

2) in welche Gesellschaft und Verbindung mit andern Menschen; (Das, was Moses hierüber sagt, ist zu den Untersuchungen über die Erfindung der Sprache unbrauchbar, weil sein Mensch nicht die Sprache erfunden hat.)

3) wie verwandelte er seine Gesichts- und Zeichensprache, die unläugbar der Anfang aller Sprache gewesen seyn muß, stufenweise in hörbare Wörter;

4) erfand er die Ausdrücke für Individuen, für ihre Handlungen und Würkungen, die er nicht durch Gesichts- und Zeichensprache mittheilen konnte — eher oder später, als die, welche er durch jene Sprache mittheilen konnte, und welchen Grund hatten diese Ausdrücke in der Natur der bezeichneten Sache, in den Nebenumständen derselben, in der jedesmaligen Stimmung der Seele bei Erfindung eines neuen Worts; — oder verfuhr der Mensch dabei ganz blindlings, ganz willkührlich? —

5) wie kam er mit andern Menschen überein, daß nur diese und keine andere Wörter für diesen und jenen Gegenstand gelten sollten?

ten? **Waren Despoten,** denen die andern blindlings folgten; oder waren **zärtliche Väter und Mütter,** die sich zum Besten ihrer Familie unter einander vereinigten, (nicht nach Rousseaus Einfall, gelegentlich, und nur des sinnlichen Vergnügens wegen zusammenkamen, und eben so leicht wieder auseinander liefen *) die ersten Sprachlehrer ihrer Untergebenen?

Von allen dem sagt uns aber die Geschichte gar nichts. Sie zeigt uns vielmehr den Menschen gleich bei seinem Anfange auf einer sehr hohen Stufe der Kultur, ohne die Jahrhunderte zu berühren, in welchen der Mensch erst nach und nach dahin gelangen mußte.

Was war also natürlicher, als daß die Meinungen der Gelehrten über die Entstehung der Wortsprache sehr verschieden ausfallen mußten. Unter mehrern Meinungen giebt es immer eine, welche die bequemste ist, und gemeiniglich auch, weil sie die wenigste Anstrengung des Verstandes erfodert, den meisten Beifall findet. Welche es hier ist, wissen wir; aber welche **die wahrscheinlichste seyn** mag; — welche in der **Natur des Menschen;** — in dem **natürlichsten Gebrauche seiner**

*) Discours sur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. p. 90. Ed. Genev. 12. Tom. I.

ner Organen; — in der **Beschaffenheit** seiner individuellen **Vorstellungen** den **meisten Grund** hat? — Dies ist nun die Frage.

Es ist **am allerwahrscheinlichsten**, daß hörbare körperliche Gegenstände, die den Menschen theils **wegen des nothwendigen** Gebrauchs, den sie bald damit anfingen; theils **wegen ihres frappanten Anblicks**; theils **wegen des Fürchterlichen**, das sie bei sich hatten, zugleich sehr interessant waren, die ersten Wörter zur Sprache hergegeben haben, und zwar deswegen, weil der Mensch nicht nur **einen natürlichen Hang hat**, gehörte Töne **nachzuahmen**, sondern auch würklich, obgleich nicht immer auf eine genaue Art, durch Hülfe seiner Stimme **nachahmen kann**. Dieses **Nachahmen** war die erste menschliche Sprache.

Die Thiere mußten gleich vom Anfang an die interessantesten Geschöpfe für den Menschen seyn; er lebte in ihrer Gesellschaft und lebte zugleich **von ihnen**, sie waren ihm anfänglich theurer und wichtiger als der Mensch selbst, es war nöthig sie genau von einander unterscheiden zu können — er gab ihnen die ersten Namen, und dieses waren keine andern, als **Töne ihrer eignen** Stimme, die er nachmachen konnte, und wodurch er zugleich auf eine sinnliche Art **Individuen aufs genaueste** zu unterscheiden im Stande war. (Adam gab zuerst den Thieren ihre Namen. Sollte der Ge-

schichtsschreiber, weil er vielleicht auf dieselbe Spekulation vom Ursprunge der Sprache fiel, und sie sehr wahrscheinlich fand, nicht deswegen die Sache als ein würkliches Faktum erzählt haben?)

Es giebt wirklich noch in allen Sprachen, was man vornemlich bei den Sprachen der Wilden bemerkt haben will, **Wörter**, die nur durch die menschliche Stimme von dem Schalle hörbarer Gegenstände gleichsam **abkopirt** sind, noch so viel **Verben**, die in ihrer Aussprache eine überaus große Aehnlichkeit mit der **tönenden Wirkung eines Körpers** haben. Es ist begreiflich, daß durch die **Länge** der Zeit; durch **neu entstandene Dialekte**; durch **Aufnahme fremder Sprachwörter**; vornemlich durch **den großen Zuwachs** solcher Ausdrücke, die **abstrakte Begriffe** bezeichneten, und die man hernach oft an die Stelle der Naturtöne setzen mochte, sich die meisten dieser Urwörter verloren haben müssen. Ihre Wiederfindung würde uns, wenn sie möglich wäre, einen wichtigen Schlüssel zur **Kenntniß** des ersten Wörterbuchs der Menschen geben.

Die Menschen bezeichneten also höchst wahrscheinlich zuerst Individuen von der Art, als wir angegeben haben. Das Wort für eine **hörbare Wirkung** eines sinnlichen Gegenstandes, wurde das Wort für **den Gegenstand** selbst. Die Sprache blieb dabei zwar immer noch sehr arm und übelklingend, aber ihr Wörtervorrath war damals

doch

doch schon groß genug, sich wenigstens über eine Klasse von Gegenständen ohne eine weitläuftige Zeichensprache auszudrücken.

Aber **wie kamen** die Menschen auf Substantive, Adjektive und Verben, die nicht hörbare Gegenstände z. E. nur sichtbare bezeichneten, und wo die menschliche Stimme nichts nachzuahmen hatte? Hier wird die Erklärung des Ursprungs der Wörter schon viel schwerer, und ich möchte behaupten, am allerschwersten. Hier stehen Gehör und Gesicht nicht in der engen Verbindung mit einander, als Gehör und Stimme, und doch ist es nicht ganz zu läugnen, daß sich Eigenschaften blos sichtbarer Gegenstände durch eine gewisse Beugung der Stimme, **als solche**, ausdrücken lassen. So bezeichnete man z. E. Höhe und Niedrigkeit vielleicht durch das Steigen und Fallen des Tons; Schnelligkeit und Langsamkeit einer Bewegung durch Schnelligkeit und Langsamkeit der Stimme.

Ueberhaupt mochte die Art der Aussprache, der wir hier sehr unrecht den Namen Deklamation geben würden, bei den ersten Menschen oft den Mangel an Sprachwörtern ersetzen helfen.

Zur Bezeichnung solcher Prädikate sinnlicher Gegenstände, die den Geschmack, Geruch und zum Theil auch das Gefühl des Menschen reitzten, hat man sich wahrscheinlich **am längsten** der bloßen Zeichensprache bedient. Es ist merkwürdig, daß wir mit dem Ausdruck jener Gegenstände, ob wir

G 2 gleich

gleich für sie und ihre Wirkungen auf unsere Sinnen, bestimmte Wörter haben, **noch am meisten** die Gesichts- und Zeichensprache verbinden; nicht so mit Bezeichnung blos sichtbarer und hörbarer Gegenstände.

Es können **Jahrhunderte** verflossen seyn, ehe die Menschen die bloße Pantomimensprache gegen die Wortsprache umtauschten, und in dem rohen Zustande der menschlichen Natur, wo die Menschen noch **nicht so genau** miteinander umgingen; sich noch **keine geistigen Ideen** mitzutheilen hatten; nur **ihrer Instinkte** wegen miteinander zusammenkamen, war Pantomime für den Ausdruck ihrer Empfindungen und Gedanken auch zureichend genug — selbst zureichend genug, als sie schon unter der Herrschaft eines Mächtigern zu stehen anfingen. Erst die genauere Verbindung miteinander in Familien, der nähere Umgang, den sie miteinander unterhielten, muß die Zeichensprache nach und nach verbannt haben. Der **gesellig werdende** Mensch will seine Gefühle, seine Entwürfe gern deutlicher andern mittheilen, als durch bloße Zeichen. Diese sind ihm nicht mehr zureichend genug, sich bei andern beliebt zu machen. Die väterliche und mütterliche Liebe braucht Ausdrücke des Mundes, den Geist geliebter Kinder zu bilden, und diese Liebe nebst der, welche beide Geschlechter für einander fühlten, waren sehr wahrscheinlich **zwei große Beförderungsmittel der**

Ausbildung der Sprache. Musik und **Tanz thaten** gewiß auch das ihrige dabei. — In einem andern Klima, wo die Natur die Menschen **rauher** geschaffen hatte, war auch vielleicht ein Despot der erste Gesetzgeber der Sprache.

Die Sprache mußte schon **große Fortschritte** gemacht haben, die Begriffe der Menschen mußten schon sehr **vervielfältigt, verfeinert, geordnet**, die **Nothwendigkeit** des Sprachunterrichts insbesondre mußte **schon dringender geworden** seyn, als sie **Abstrakta** zu benennen anfingen. Ehe die Menschen ganze Geschlechter und Arten von Geschöpfen kennen lernten, verging wahrscheinlich viele Zeit. — Für diese Geschlechter und Arten wurde der schon **bekannte Name eines einzelnen dahin gehörigen Individuums** ohne Zweifel der nachherige Allgemein- oder Geschlechtsname, und mithin waren die Bezeichnungen der Thierklassen — (wieder, weil sie den Menschen am ersten bekannt werden mußten) — auch die ersten Wörter für Abstrakte.

Später noch folgten die, welche Eigenschaften des menschlichen Geistes, Pflichten, Tugenden und Laster andeuteten. Es ist in der That leichter auszumachen, wie die Menschen auf **diese Begriffe**, als wie sie auf **die Ausdrücke** derselben gekommen sind — Es läßt sich hier durchaus nicht bestimmen, ob die Menschen blos **willkührliche zufällige** Wörter für abstrakte Begriffe gradezu

angenommen haben, oder ob sie sich bei Annahme derselben nach gewissen **vorherbestimmten Sprachgesetzen**, nach einem vorhandenen **Gefühl von Harmonie** oder Uebelklang des Worts **für diese oder jene Tugend**, oder nach andern Nebenumständen gerichtet haben. Dies sind Geheimnisse, die kein menschlicher Scharfsinn je ganz aufdecken wird.

Auch kann es nicht geläugnet werden, daß die ersten Spracherfinder abstrakter Ausdrücke, sich die Abstrakte schon lange ziemlich deutlich vorgestellt hatten, ehe sie noch die bestimmten Wörter für sie besaßen. (Freilich mußte eine große neue Helligkeit mit der symbolischen Kenntniß in das Gebäude ihrer Begriffe gebracht werden.) So hatten sie gewiß Vorstellungen von Größe, Raum, Zeit, Kraft, Zahl, — nur noch nicht ganz deutliche Vorstellungen, weil sie bei allen diesen Begriffen noch nicht so leicht die **Menge von Individuen absondern konnten**, deren Bilder sich in ihre Seele drängten, wenn sie sich **das Abstraktum allein** vorstellen wollten. Eben so übten sie gewiß schon die Tugenden der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Wohlthätigkeit aus, ehe noch der abstrakte Name für jede Tugend vorhanden war.

Pokels.

(Die Fortsezung folgt.)

IV. Er=

IV.

Erinnerungen aus den frühesten Jahren der Kindheit,

ein Pendant zu denen im ersten Stück des ersten Bandes p. 65 u. f. enthaltenen Geschichten.

Von meiner frühesten Jugend auf behauptete ich, einmal weiße Bären vor unserm Hause tanzen, und einen Papagei in der Stube meiner Großmutter in einem grossen Käfigt gesehen zu haben, welche beide Dinge doch, nach der Versicherung meiner Mutter, niemals seit meiner Geburt mir unter die Augen gekommen seyn konnten.

Meine Erinnerung davon ist so lebhaft, daß ich, aller Versicherungen meiner Mutter ungeachtet, es mir lange Zeit nicht aus dem Sinne schlagen konnte, die Sache für wahr zu halten.

Wenn mich meine Mutter fragte, in welcher Gegend der Stube denn der Papagei mit seinem Käfigt gehangen habe, so konnte ich ihr die detaillirteste Beschreibung davon geben, und sie mußte gestehen, daß wirklich einmal an diesem Orte ein Papagei gehangen habe, allein dieß sei, sagte sie, lang vor meiner Geburt gewesen, denn zu der Zeit, da ich geboren worden, sei der Vogel lang todt gewesen. Ich wußte ihr auch sogar die ganze Farbe des Pa-

pagei und das, was er von artikulirten Tönen nach-zusprechen gelehrt worden, auf das genaueste und mit der eigenen Ueberzeugung meiner Mutter übereinstimmendste zu sagen, wiewohl ich nach ihrer Versicherung und meiner eignen Erfahrung in meinem Leben keinen Papagai gesehen habe.

Eben so wenig wollte meine Mutter von den weißen Bären, die ich gesehen zu haben vorgab, etwas wissen, denn auch diese, sagte sie, hätte sie einmal lang vor meiner Geburt gesehen. Ich aber ließ mich sehr lange Zeit von dieser Meinung nicht abbringen, denn ich war von meinem vierten oder fünften Jahre an vest davon überzeugt, und auch gegenwärtig noch würde es mir schwer werden, davon abzugehen, wenn ich mir nicht die ganze Sache durch Hülfe der Einbildungskraft erklären könnte.

Denn die Bilder von diesen Gegenständen schweben meiner Seele immer noch so lebhaft vor, als wenn ich die Gegenstände sebst erst gestern gesehen hätte, und ich kann auch die Sache nicht anders begreifen, da ich doch die öftere Versicherung meiner Mutter für wahr annehmen darf, als wenn ich mir sie so vorstelle, daß man mir in meiner frühesten Jugend von diesen Dingen erzählte, und sich die Bilder davon der jungen Seele so stark eindrückten, daß ich sie nachher, da ich die Erzählung vergaß, für selbst gesehene Gegenstände hielt.

Zur

Zur Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Schilderung jugendlicher Charaktere.

*** Etwa sieben Jahr alt, gehört zu den vielversprechenden Kindern. Freilich ist auch er noch in dem Alter, worinn sich von seinen itzigen Anlagen und Aeußrungen, auf etwas daraus folgendes, nur mit einem geringen Grade der Wahrscheinlichkeit schliessen läßt; allein das, was er jetzt ist, mit seiner häuslichen Erziehung zusammengenommen, lassen viel hoffen. Er ist ernsthaft, gesetzt, und verräth in seinen Fragen und Antworten oft eine Beurtheilungskraft, die man in dem Alter für sehr etwas seltnes ansehen muß. Seine Ernsthaftigkeit ist Natur, und fällt also, wenn man ihn einmal kennt, nicht mehr auf; überdieß ist sie mit einer sanften, gutherzigen Mine verbunden, daß er gleich einnimmt, und er ist einer von den wenigen, die sich gleich bleiben, die sich Liebe zu gewinnen und zu erhalten wissen. Sein Fleiß ist seinen Kräften angemessen; und da er immer aufmerksam auf alles ist: so begreift er nicht allein eine Sache leicht; sondern findet auch oft noch hie und da eine Frage nöthig, die für ihn die Sache deut-

licher und eindrücklicher macht. Unrichtige Antworten auf die ihm vorgelegte Fragen giebt er sehr wenig; lieber sagt er grade heraus, daß er es nicht wisse; und ich denke, daß auch diese anscheinende Kleinigkeit von einem Lehrer nicht ohne Wohlgefallen bemerkt werden müsse, da sie wirklich einen festen, zuverläßigen Charakter verspricht. Er hat die Liebe aller seiner Mitschüler ohne Ausnahme, und kann zuweilen vieles dadurch ausrichten. Er läßt sich aber in keinem Stücke von ihnen übertreffen. Er hat seine eigne Art zu handeln, die zuweilen ins drolligte fällt, und davon mag die folgende ein Beispiel seyn. Da er noch nicht Fertigkeit genug hatte, um eine kleine Fabel oder Erzählung, die ich zum Auswendiglernen diktire, mitzuschreiben: so bat er mich um eine Abschrift. Ich versprach sie ihm den folgenden Tag mitzubringen. An Zutrauen und Liebe zu mir fehlte es ihm sicher nicht; aber er mußte wohl in einiger Verlegenheit seyn, wie er mich daran erinnern wollte. Er kam also zu mir, nannte meinen Namen, sah ernsthaft vor sich, und sagte weiter nichts, als: „Sie haben es wohl vergessen;“ und da dieß wirklich geschehen war: so kam er zum zweitenmal mit eben der Frage zu mir; und dankte nun sehr herzlich, da ich ihm die Abschrift gab.

Einmal hatte ihm einer seiner Mitschüler beim Herausgehen aus der Schule einen Schlag gegeben; sein Bruder sagte es mir, und da ich den Nach-

Nachmittag darauf von ihm selbst wissen wollte, ob es wahr wäre, so antwortete er: Nein! und wiederholte es einigemal, bis ich ihn erinnerte, daß er unrecht thun würde, wenn er mir die Wahrheit verschwiege. Nun gestand er es mit der Bitte, daß ich den kleinen Thäter nicht strafen möchte. Welche Gutmüthigkeit in einem so zarten Alter! Und ich kann es hier nicht verschweigen, daß er es ist, den ich bei der ersten Schildrung im vorigen Stücke im Sinne hatte, daß er eben so wenig Beleidigungen vergelten würde, auch wenn er es könnte und wenn es ihm sogar erlaubt wäre.

Was aus ihm werden kann? — Ein früh zur Ewigkeit gereifter Engel ist er geworden! und gleichwohl glaube ich, daß das Wenige, was ich von ihm gesagt habe, hier nicht ganz am unrechten Orte stehn soll. Vielleicht daß die Kräfte seiner Seele sich zu früh entwickelten! Vielleicht daß dieß einen ungemein zarten Nervenbau und eben dadurch einen schwächlichen Körper verrieth! und vielleicht daß dieß Anzeigen eines frühen Todes seyn konnten! Vor seiner Krankheit schon dachte er an seinen Tod. Einmal bat er seine Mutter, da sie mit seinen übrigen Geschwistern spazieren ging und auch ihn mitnehmen wollte, daß er bei dem Mädchen zu Hause bleiben dürfe. Er zeichnete unterdessen einen Leichenwagen, so gut ers vermochte, zeigte den hernach seiner Mutter, und als diese ihn fragte, warum er grade so etwas gezeichnet habe,

gab

gab er zur Antwort: man müsse ja auch an sein Ende denken.

Ich bin im geringsten nicht dafür, zufällige, unbedeutende Kleinigkeiten, die im menschlichen Leben sehr häufig vorkommen können, für erheblich und bedeutend zu halten; und ich habe dieß nur erzählt, wie man überhaupt etwas nach dem Tode einer Person erzählt, was man sich von ihr erinnert. Aber sollte nicht schon der Keim einer Krankheit im Körper gelegen, nicht vielleicht schon ein Wurm an dieser Knospe genagt, und so vielleicht ein dunkles Gefühl von einem nahen Tode veranlaßt haben?

In seiner Krankheit selbst behielt er eben das Gesetzte für sein Alter; er tröstete seine Aeltern, sagte, daß es doch besser wäre, wenn er, als wenn sein Vater stürbe, weil dieser noch für die Seinigen sorgen könnte; er redete oft vom Tode, ließ sich lieder solchen Inhalts vorlesen und zeigte auch so noch durch sein ganzes Verhalten eine fast männliche Seele. Einmal frägt ihn seine Mutter, ob er sich nicht vor dem Tode fürchte — Warum sollt ich das thun? antwortete er; es ist damit wie mit dem Gewitter: viele Menschen fürchten sich auch davor, und wenn es vorüber ist, ist es doch so nützlich gewesen. — Ein andermal frägt er seine für ihn schon besorgte Mutter: ob er wohl eine Sünde begangen habe? und erzählt dabei: wie er sich erinnere, daß er in der Schule zwischen zwei seiner Mit-

Mitschüler gesessen, die unruhig gewesen und besonders worüber gelacht hätten. Zuletzt sei es ihm auch lächerlich geworden, und da hätte ich ihn mit den beiden übrigen erst gewarnt und dann aufgeschrieben. Nach geendigter Schulstunde sei er zu mir gegangen, und habe mich gebeten, ihn wieder auszustreichen; worauf ich zu ihm gesagt hätte: er solle nur ganz ruhig seyn, ich hätte ihn bereits ausgestrichen! O wahrlich, es muß sich süß in die Zukunft hinüberschlummern lassen, wenn man sich keiner andern Sünde, als einer ähnlichen bewußt ist! Aber auch dieser Zug von ihm, seine Geduld in seiner Krankheit; seine Bereitwilligkeit, zu sterben — die Begriffe davon mögen bei ihm gewesen seyn, welche sie wollen; — und daß er seine Aeltern zu trösten wußte: — sollte das nicht wieder dem Psychologen etwas seyn, wobei er zu verweilen, zu denken und dann zu folgern hat?

Und nun zuletzt, warum sollt' ich diesen meinen gewesenen Liebling nicht öffentlich nennen? Er war der zweite Sohn des würdigen Herrn Professor **Heindorf** am vereinigten berlinischen und köllnischen Gymnasium.

Seidel.

Zur

Zur Seelenheilkunde.

(Aus einem Auffsatz des Herrn Professor Büsch, zum Andenken Alemanns des Menschenfreundes.)

Arbeit und Nahrung zu geben war keinesweges der ganze Zweck dieses Institutes. *) Da der größte Theil der in dieß Haus eingebrachten Armen aus jungen Menschen unter zwanzig Jahren bestand, so konnte Alemann sich zur Absicht setzen, diese noch umzubilden, und sein Haus eben so sehr zu einem Erziehungshause für die niedrigste Volksklasse, als zu einem Arbeitshause, zu machen.

Ich sage: zu einem Erziehungshause, in welchem die schon durchs Betteln erniedrigten jungen Seelen wieder zu menschlichen Empfindungen erhoben, zur Arbeitsamkeit und selbst mit der Arbeit zum Gefühl einer gewissen Glückseligkeit erweckt würden. Hier müßte etwas geleistet werden, was Waisenhäuser und Armenschulen nicht leisten dürften, und was durch Zuchthäuser zu leisten nicht zum Zweck gesetzt werden kann.

Das

*) Eines von dem verstorbenen Hofrath Alemann in Hannover gestifteten Armenhauses.

Das Betteln giebt einer jeden Seele eine fast unauslöschliche Bösartigkeit und Niedrigkeit. Das Herz des Menschen, der nur auf kurze Zeit sich hat überwinden können, andre um Brodt und Geld, nicht als Lohn von Arbeit, anzusprechen, bleibt für jede Verleitung zu den niedrigsten Handlungen nur gar zu gern offen.

Oft habe ich mich durch die Klagen eines verarmten Menschen bewegen lassen, ihm Beschäftigungen zuzuweisen, die seinen Fähigkeiten gemäß waren, und ihm ein hinlänglich Auskommen verschaften. Aber ich habe fast nimmer Dank und Freude daran gehabt.

Die Hand, die eine Zeitlang zum Betteln hingestreckt war, arbeitet nie mit Ernst wieder. Das Herz, dem es nicht mehr wehe that, Gaben von Unbekannten anzunehmen, schämet sich nicht leicht einer niedrigen Handlung wieder, wenn die Gelegenheit dazu entsteht, und Habsucht oder Sinnlichkeit dazu reizen.

Nur bei dem jungen Bettler ist Hofnung, daß es gelingen könne, diese häßliche Falte wieder auszuglätten. Daß es Alemann gelungen sei, davon will ich einen Beweiß geben, ehe ich beschreibe, wie es ihm gelungen sei.

Ein Bettelknabe ward aufgegriffen und in dieß Haus gebracht, wo er sich bald sehr gut betrug. Nach einiger Zeit bat er die Aufseherin des Hauses, ihm behülflich zu seyn, daß er sich recht rein-

lich für den Tag kleiden möchte, auch ihm ein wenig Puder für sein Haar zu erlauben, weil er den Herrn Bürgermeister, der an diesem Tag kommen würde, besonders sprechen müßte.

Nun trat er vor ihn hin, und sagte ihm in einer nach seiner Weise studirten Rede: Er fühle sich nun so glücklich und so gebessert in diesem Hause; er habe aber noch einen Bruder, und es bekümmre ihn äusserst, daß dieser so auf den Gassen noch immer umherliefe, und ein Taugenichts werden würde; er bäte ihn also herzlich, diesen doch auch ins Haus holen zu lassen.

Alemann ließ sich anzeigen, wo er anzutreffen sei, und versprach es ihm. Als er aber hinsandte, wurden ihm zwei Knaben statt einem gebracht. Siehe, sagte er nun zu dem ältern, da hast du mir Unwahrheit gesagt. Du hast ja zwei Brüder, nicht einen. Jener bat um Vergebung. Ich dachte, sagte er, wenn der Herr Bürgermeister hörte, daß unser mehr wären, so würde ihm das zu viel werden, und er würde nicht einen nehmen wollen, um nicht beide auf den Hals zu bekommen. — Gut! aber nun sind sie doch beide da; welchen willst du am liebsten behalten? Unschlüssig stand der Knabe da; seine Augen irrten von einem Bruder auf den andern, und die Wahl blieb ihm unmöglich. — So behalte sie denn alle beide, sagte Alemann. —

Nie, sagte er mir, als ich ihm diese Geschichte, die man mir schon erzählt hatte, wieder abfragte, habe

habe ich die lauterste Freude so auf dem Gesichte eines Menschen gemahlt gesehen, als in dem Gesichte dieses Burschen.

Auch diese beiden verhielten sich so gut, wie der Bruder, ihr Vorsprecher. Ich wollte sie, oder wenigstens einen davon, gerne sehen; aber sie waren schon alle, geschwinder als alle, weil sie so gutartig und bei ihrem Eintritt keine Kinder mehr waren, zu guten Handwerken befördert.

Ich muß selbst bezeugen, daß der erste Anblick der jüngern Hausgenossen beiderlei Geschlechts (ich darf sie nicht Züchtlinge nennen) als ich sie sowohl verstreut bei ihren Arbeiten, als nachher auf **Alemanns** Befehl alle versammlet sah, etwas Auffallendes für mich hatte.

Einige Neulinge ausgenommen, auf welche die gute Zucht noch nicht gewürkt haben mogte, standen sie da alle Funfzig mit offenem, auf eine gutmüthige Fröhlichkeit deutenden Blick.

Diese Zöglinge sind zwar ans Haus gebunden. Aber niemand hütet sie oder sperrt sie ein. Indessen hat das Haus andere Gäste, die mindere Freiheit genießen. Dieß sind die erwachsenen ältern Bettler beiderlei Geschlechts, insonderheit unzüchtige Weibsleute. Diese arbeiten nach dem Geschlecht abgesondert in Sälen miteinander unter mehrerem Zwange.

In einem Gemach, welches **Alemann** mir ungern öfnen lassen wollte, und ich auch zu betre-

ten nicht wünschte, waren einige unter den Folgen ihrer Ausschweifungen leidende Weibsbilder versperrt; und in einem andern wälzte sich ein an der Seele ganz unheilbarer alter Bettler auf seiner Britsche.

So wurden denn auch die schlechten Beispiele und gefährlichen Bekanntschaften von jenen abgehalten, welche man noch ziehen zu können glaubte. Ich vergaß zu fragen, ob eine entschiedene Besserung jenen für bösartiger gehaltenen zu mehrerer Freiheit verhelfen könnte.

Das erzählte mir **Alemann** selbst, daß es ihm auch wohl gelinge, ältere zu bessern, insonderheit an dem Beispiele einer dem Trunk ergebenen Frau, die ihr Mann, ein Handwerker, in dieß Haus gethan; nun aber wieder bei sich hätte, ohne einige Klage über sie führen zu dürfen.

Indessen mag doch der Zustand der Eingeschränkten leidlich genug seyn, um ihnen nicht lebhafte Wünsche nach Freiheit zu erwecken. Denn Gefangenwärter, selbst einen Pförtner, hat das Haus nicht. Nur ein Ehepaar von mittlerem Alter, und eine Spinnemeisterin sind es, unter welchen alle Aufsicht und Vorsorge für die ganze Gesellschaft steht. Und diese mögten einem jeden Versuche kühner über ihre Einsperrung unwilliger Züchtlinge schlecht widerstehen können.

Die Arbeiten, zu welchen ich sie angehalten sah, waren mannigfaltig, aber insonderheit in der Absicht,

sicht, damit die jüngern mehr als eine Beschäftigung kennen lernen, und zu seiner Zeit mit desto mehrerer Kenntniß der Sache ihre Bestimmung wählen könnten.

Weberei zur Kleidung der Hausgenossen, und die von groben verkäuflichen Zeugen und Bändern, war die Hauptsache. Aber es ward auch gedrechselt, und nach Tischlerart gearbeitet. Wenn ein Bursche sich lange genug in einer Arbeit geübt hatte, ward er für einen Gesellen erklärt.

Da um Hannover her der Anbau von Gartengewächsen ein Hauptgewerbe ist, so hatte **Alemann** nach und nach die nächstgelegenen Grundstücke an das Haus gekauft, und nun wurden Knaben und Mädchen auf dieß Geschäfte angeleitet.

Dieß war ihrer Gesundheit zuträglich, ein Hauptbedürfniß des Hauses ward gröstentheils dadurch erfüllt, und sie zu einer Beschäftigung vorbereitet, die in der Nachbarschaft einer jeden Stadt ein sicheres Brod giebt, und die deswegen bei solchen Instituten nie fehlen sollte, weil man in Städten keine arme Kinder zum eigentlichen Ackerbau erziehen kann, aber auch so manchen jungen Menschen in denselben zu erziehen hat, der selbst für jedes Handwerk zu schwach am Kopf, aber doch gesund genug am Leibe ist, um die Erde zu graben.

In Seestädten ist die Seefahrt eine Aussicht, die man nehmen kann. Aber wird auch der im Waisenhause aufgewachsene Knabe einen Reiz dazu

finden? Zum Seemann wird es ihm nicht verderben, wenn er Erde gegraben hat, wohl aber, wenn er auf seine Schulbank geheftet, unter einem Unterrichte, für den er gar keinen Kopf hatte, Jahre lang die Zeit getödtet hat. Zudem dient diese Aussicht nur für ein Geschlecht, die Gärtnerei aber für beide.

Die Reinlichkeit und Ordnung waren auffallend. Aber die Hausgenossen waren es selbst, die dafür sorgen mußten. Die ganze Maschine ging unter der Aufsicht eines guten Ehepaars ihren Gang.

Beweiß genug, daß dem Geiste dieses vorhin so ungeschlachten Haufens schon die beßre Wendung gegeben, daß Geist der Ordnung und Folgsamkeit schon so in ihn gebracht war, daß man auch nichts mehr von den Lastern und Mängeln der neueingebrachten zu besorgen hatte, sondern gewiß war, sie bald gleich den andern umzubilden.

Denn wie könnten diese zwei Leute der Widersetzlichkeit und dem Hange zur Unordnung und Unsauberkeit begegnen, wenn sie jemals unter mehreren zugleich entstünde oder sich lange erhalten könnte!

Die Folge, die sich davon voraussehen läßt, ist, daß auch diese Menschen mit dem gehörigen Geist der Ordnung in die bürgerliche Gesellschaft wieder eintreten müssen, je weniger dieselbe durch Befehl und Strafen erzwungen ist.

So könen aus Bettelkindern gute Dienstboten wieder gezogen werden, wenn sonst die gewöhnliche

liche Klage ist, daß nichts launischer, störrischer und fahrläßiger sei, als es gewöhnlich die aus Waisenhäusern und Armenanstalten gezogne Dienstboten sind.

Auch hier bestätigt es sich, daß die erste Erforderniß zu einer guten Erziehung für alle Stände ein hinlänglich ausgebreiteter Cirkel der Beschäftigungen, und eine hinlängliche Abwechselung und Mannichfaltigkeit in denselben sei.

Der Mensch sei bestimmt, oder bestimme sich selbst, wozu er wolle, so muß er doch ein Theil einer großen Gesellschaft werden, und kann nicht frühe genug mit der Mannichfaltigkeit derer Beschäftigungen bekannt gemacht werden, welche der Mensch zum Leben und zu seinem Wohlseyn nöthig hat.

Fehlt dieses, wird für die Ordnung seines Lebens immer durch andre gesorgt, wirkt er nicht selbst auf eine thätige Weise in dieselbe mit ein, so erziehe, so unterrichte man ihn, so viel man will; es wird sich doch keines derer Talente, die man glaubte ihm mitgetheilt zu haben, gehörig entwickeln, und nützliche wohlüberlegte Betriebsamkeit daraus entstehen.

Noch etwas über Ahndungsvermögen.

Ellrich den 17ten August 1784.

Schon in meiner Jugend begegnete mir es zuweilen, daß sich meiner Seele, ohne die allergeringste äußere Veranlassung, plötzlich der Gedanke aufdrang: dieser oder jener Bekannter ist dir nahe, wird jetzt gleich zu dir kommen! (wenn die Ahndung mir im Hause anwandelte) oder wird dir begegnen! (wenn ich dann gerade auf der Straße war.)

Zu meiner eignen großen Verwunderung traf dieses nicht selten ein, ob ich gleich von dem, der eine Minute darauf vor mir stand, weder gewußt hatte, daß er in die Gegend kommen würde, noch von ihm gesprochen, noch an ihn gedacht; vielmehr schien die Idee, außer allem Zusammenhange mit den übrigen, einer Eingebung ähnlich, denn ich konnte schlechterdings keinen Faden dazu finden.

In meinen spätern Jahren ist mir der Fall seltener vorgekommen, doch erinnre ich mich noch sehr lebhaft an den folgenden.

Vor zwei Jahren ging ich, mit meiner Frau am Arme zu Leipzig den Brühl hinauf. Als wir nahe an der Ecke der Heustraße waren, fiel mir, mitten unter einem Gespräche von dem Schauspiele, das an dem Abend aufgeführt werden sollte, die Idee ein, daß der Rath **Bertuch** aus **Weimar** mir nahe wäre.

Wir

Wir waren noch drei Schritte weiter, und um die Ecke gegangen, als Herr **Bertuch** mit einemmale vor uns stand, ob ich gleich weder wußte noch vermuthet hatte, daß er in Leipzig sey.

Meine Frau, zu der ich einen Augenblick zuvor gesagt hatte: „Es ist mir, als wenn ich **Bertuch** hier treffen würde;“ erstaunte über den seltsamen Zufall noch mehr als ich selbst.

Umgekehrt hingegen, habe ich mit Herrn **Bertuch** im Mai dieses Jahres, zu Leipzig, bei **Zimmermann** im Joachimsthale, an Einem Tische gespeiset, nicht weit von ihm gesessen, und wir sind von einander gegangen, ohne ein Wort davon zu wissen, daß wir uns am Mittage so nahe gewesen waren; am Abend erst wurden wir beide überzeugt, daß die Sache ihre Richtigkeit habe.

In diesem Ahndungsvermögen habe ich nie etwas wunderbares gesucht, denn ich bin in dem Punkte so ungläubig, und halte von Ahndungen, Visionen ꝛc. so wenig, daß ich lieber zu jeder andern Erklärungsart meine Zuflucht nehmen, als glauben würde, meine **Seele** habe ein privatives Vermögen in diesem Stücke.

Vielleicht lassen sich auch diese Ahndungen physisch und ganz natürlich erklären. Ich habe von Natur einen so feinen Geruch, daß selbst der mehr als 20jährige häufigste Gebrauch des Schnupftobacks die Geruchnerven nicht ganz hat verderben können; denn ich finde, daß ich ein einzelnes Veil-

 chen

chen noch immer in einer Entfernung wittere, worin es auf den Geruch nur weniger Personen Eindruck macht. Ich kann freilich nicht sagen, daß ich die geringste Empfindung durch die Nerven des Geruchs gehabt hätte, der ich mich deutlich bewußt gewesen wäre, wenn ich die Nähe einer Person ahndete. Aber da diese Ahndung sich nur selten in einem Zimmer, öfter aber in freier Luft, bey mir geregt hat, so wird es mir wahrscheinlicher, daß ich dergleichen sinnliche Eindrücke, ohne mein Wissen, empfangen habe.

Eben so wenig kann ich sagen, daß ich die Personen, deren Nähe sich mir verrieth, im geringsten durch den Geruch hätte unterscheiden können, und am wenigsten, daß ich bei allen, oder auch nur dem größten Theil derer, welche mir unvermuthet aufgestoßen sind, eine Vorempfindung gehabt hätte.

Aber dieses alles stößt meine Hypothese nicht um. Daß mir jetzt diese Ahndung nur selten anwandelt (die von Hrn. B. war die letzte von der Art) ließe sich vielleicht aus der Abnahme meines reinen Geruchs und den immer stärkern Gebrauch des Tobacks erklären.

Ich will Ihnen von einem weit merkwürdigern Ahndungsvermögen noch ein paar Worte sagen, das ich mir auf eben die Art erklärt habe. Für die Wahrheit kann einer der berühmtesten Schriftsteller Deutschlands die Gewähr leisten, der mir aber

die

die Bitte, ihn öffentlich nennen zu dürfen, deshalb abgeschlagen hat, weil viele sonst seinen Freund, den es betrift, leicht errathen würden.

Dieser leztre hat das Vermögen: zu ahnden, wo ein Körper begraben liegt.

Unter mehreren Beispielen, wo seine Vermuthung und Anzeige sich bestätiget hat, nur Eins. Er saß einst mit seinem Freunde, dem Schriftsteller, in dem Lustgarten des leztern. Er äußerte eine Unruhe, die zu sichtbar war, als daß man ihn nicht nach der Ursach hätte fragen sollen.

Er gestand also endlich, daß an der Gartenmauer ein menschlicher Körper begraben liege. Auf der angezeigten Stelle fand man wirklich das Gerippe eines Menschen, ohne daß man hätte muthmaßen können, wie es dahin gekommen sei, oder wie lange es da gelegen habe.

Ich kann allenfalls selbst dafür einstehen, daß das Publikum noch einst nähere Nachricht von diesem Todtenschauer erhalten wird, mit vielen und völlig glaubwürdigen Zeugnissen bestätiget, welche die Sache selbst außer allem Zweifel setzen. Ich bin 2c.

Goekingk.

Laune.

„Ich spielte den 12ten August im Jahr 1776 Kegel, „um mich ein wenig zu zerstreuen, erzählte mir mein „Freund S**, und meine Laune besser zu stimmen.

„Aber als ich ein paar Würfe fehl gethan hat„te, ward ich ungeduldig, und wollte nun das „Treffen mit Gewalt erzwingen, da gelang es mir „noch weniger, und so spielte ich drei Spiele hin„durch noch um ein gut Theil mißvergnügter, als „ich vorher war.

„Ich hatte nun keine rechte Lust zu arbeiten, „und da ich einmal mein Geschäft hatte liegen „lassen, so schien es mir nun mit jedem Augen„blick schwerer und unangenehmer, — wollt' ich „aber mir ein Vergnügen machen, so fielen mir „wieder die verwünschten Arbeiten ein.

„Ich mußte also zu etwas schreiten, worüber „ich mich selbst vergaß — dieß verleitete mich zu „einem Schritte, der mich viele Jahre gereuet hat.

„Hätte ich nur noch beim fünften Wurfe mei„ne Geduld nicht ganz verrauchen lassen, so hätte „ich wahrscheinlich nicht fehl geworfen, meine be„sten Launen wären wieder zurückgekommen; ich „wäre mit Vergnügen an mein Geschäft gegan„gen — hätte nach Vollendung desselben das reine „Ver-

„Vergnügen der Erhohlung nach der Arbeit ge-
„schmeckt, und eine Handlung vermieden, die bis
„jetzt noch einen Stachel in meiner Seele zurückge-
„lassen.

„Ein großer Theil meiner Glückseeligkeit stand
„also auf der Spitze eines Kegelschubes; und wer
„ist, dessen Schicksal nicht oft auf einer ähnlichen
„Spitze stände."

Die gute Laune, die Zufriedenheit mit uns selber ist die Mutter aller Tugenden — sie ist aber ein kostbares Ding, und zerbrechlich wie Glaß.

Ehe jemand zu einer solchen Fertigkeit gekommen ist, daß nichts so leicht die Grundfesten seiner Handlungen mehr erschüttern kann, muß er über die gute heitere Stimmung seiner Seele, wie über eine aufkeimende Pflanze wachen, die der kleinste Stoß vom Winde zerknicken kann.

In der Folge kann man zwar schon etwas dreister seyn; aber ganz sicher nie — denn als S** schon viele Jahre lang ein ordentlicher und rechtlicher Mann gewesen war, und für seine Gemüthsruhe von keinem mißlungnen Kegelschube etwas mehr zu befürchten hatte, brachte ihn doch einmal das Billard so aus seinem Gleise, daß es ihm vier Wochen Zeit kostete, ehe er wieder hineinkommen konnte.

Man

Man suche nur seine Arbeit lieb zu gewinnen; und sie belohnt einem mit Zufriedenheit und Vergnügen.

Jemehr man seines Gegenstandes Meister wird, desto anziehender wird er, wird er für einen.

Vor allen Dingen aber hat man sich vor jenem tauben Hinbrüten in acht zu nehmen, wo ohne Ziel und ohne Zweck ein Augenblick nach dem andern verfliegt, ohne daß man **gelebt** hat.

Zum mindesten mache man Beobachtungen über seinen Zustand, wenn einem sonst nichts weiter übrig ist, so wird man doch nie ohne eine interessante Beschäftigung seyn!

M** s.

In-

Inhalt.

